

Volker Wollny

Jagdgegner-Behauptungen



- Eine Richtigstellung -

Gewidmet

einem der ersten Naturschützer – manche nennen ihn den „ersten Grünen“ - dem großen Kenner und Liebhaber der Natur, der Tiere und der Jagd, dem großen Berichterstatter von den Dingen, die Land, Natur und Leuten widerfahren, meinem großen Journalistenkollegen und Vorbild

Hermann Löns

Jagdgegner-Behauptungen

- Eine Richtigstellung -

Volker Wollny

© 2006 by Volker Wollny, D-73430 Aalen/Württ.

Dieser Text darf unter der Voraussetzung, dass er nicht gekürzt oder sonstwie verändert wird und die Weitergabe unentgeltlich erfolgt, jederzeit in elektronischer oder fotomechanischer Form kopiert und weitergeben werden. Selbstverständlich ebenfalls erlaubt ist das Zitieren daraus, sofern es in der üblichen Form mit Quellen- und genauer Stellenangabe erfolgt.

V.i.S.d.P bzw. §10 Absatz 3 MDStV: Dipl.Ing. (fh) Volker Wollny, Schumannstr. 16, 73430 Aalen/Württ. v.wollny@ibwollny.de

Die in diesem Werk aufgeführten Links zu den verschiedensten Websites stellen reine Quellenverweise im wissenschaftlichen Sinne dar und haben nichts mit der Meinung des Verfassers und Rechteinhabers an dieser Publikation zu tun. Insbesondere distanziert er sich von eventuell dort gemachten rechts- und/oder sittenwidrigen Aussagen und Behauptungen.

Hergestellt mit OpenOffice.org 2.0 (TM) unter Linux

Wir jagen nicht um zu töten, sondern töten um gejagt zu haben.

Jose Ortega y Gasset, span. Philosoph des 20. Jahrhunderts

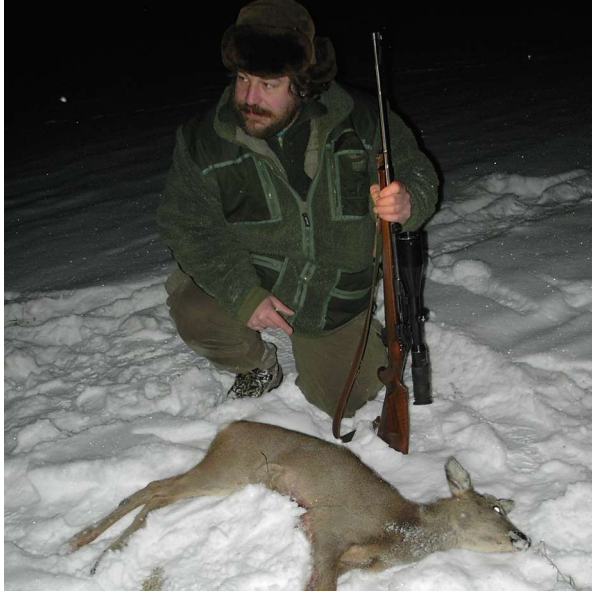


Foto: Alexander Breyer

Dipl.Ing.(FH) Volker Wollny, Jahrgang 1959, geboren in Heidenheim/Brenz, im Dorneschlehengäu, wie man die Ostalb auch nennt, verheiratet, zwei Kinder. Bereits früh mit der Natur vertraut, lieber in Wald und Feld als in der Schule, beginnt er seine Karriere mit einer Ausbildung zum Maurer, der nach einer Zeit der Selbstfindung mit einigem Tun und Nichtstun eine weitere als Mechaniker folgt. Dann Jobs als Werkzeugmacher, Bohrwerkdraher und Fräser sowie ein Studium an der FH Ulm, während dem er außer als Publizist und Softwareentwickler auch als Segel- und Motorbootlehrer arbeitet. Nach dem Studium verbringt er eine Zeit als Betriebsleiter einer kleinen Stahlbaufirma, um sich aber schon bald wieder ganz der Tätigkeit als Publizist, Netzschaffender und Freier Dozent zu widmen.

Nacheinander entdeckt er im Laufe seines Leben verschiedene Arten, sich mit der Natur und ihren Produkten zu befassen: Skifahren, Reiten, Fotografieren, Segeln, Holzarbeiten, Fischen, Jagen, Gärtnern und Imkern, von denen einige bereits Thema seiner Publikationen sind und waren, andere es wohl noch sein werden. Volker Wollny lebt und arbeitet heute in Aalen/Württ. am Fuße seiner geliebten Ostalb.

Volker Wollny steht auch für Vorträge zum Thema „Jagdgegner“ zur Verfügung.

„Schaut euch die Weiberfeinde, die Vegetarier, die Antialkoholiker, Nichtraucher, Sektierer und die heftigen Jagdfeinde näher an, und ihr werdet finden, dass ihr Verhalten von Angst und Urteilsschwäche oder Geltungsbedürfnis oder Enttäuschung oder schlechtem Gewissen oder ganz einfach von abnormer Veranlagung oder böser Erfahrung bedingt ist. Was sie dann veranlasst, dem Jäger dasselbe anzukreiden.“

Hans Krieg, erster Präsident des Deutschen Naturschutzrings (DNR)

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung	9
1 Papier ist geduldig – Jagdgegner und ihre Publikationen	11
2 Unwiderlegliche Argumente – „Wissenschaftlich erwiesen“ und was meist dahinter steckt	15
3 Was Jäger verschweigen – Die gar erschreckliche Mär vom Bösen Grünen Mann	19
4 Feudalherren und Nazis – Ideologische Verunglimpfung der Jäger	21
5 Verbissene Argumentation – Die lehrreiche Moritat vom Kleinen Roten Waldfresser	27
6 Prädator Jäger – Die Rolle der Jagd in der Kulturlandschaft	37
7 Traumatisierte Rehlein – Der Jagdabschaffer als Tierpsychiater	47
8 Paradies im Eigenbau – Sich selbst regulierende Tierbestände	61
9 Rehleins Rache? – Angeblich von der Jagd verursachte Ökoprobleme	73
10 Grüner Sündenbock – Der Jäger als angeblicher Artenschutzvereitler	101
11 Unholde im Lodenrock – (Angebliche) Untaten von Jägern und fürchterliche Jagdunfälle	123
12 Grüne Tyrannen – Böse Jäger drücken den armen Bürger	153
13 Sittenstrolche im Wald – Die Mär vom feuchten Schuss und der Lust am Töten	173
14 Vegane Lebenslügen – Kann man leben ohne zu töten?	183
Schlussbemerkung	191
Stichwortverzeichnis	193

Vorbemerkung

In den letzten Jahren ist es in bestimmten Kreisen üblich geworden, gegen die Jagd zu sein und Jäger als Tiermörder anzusehen. Problematisch dabei ist, dass diese Haltung nicht nur von der an sich unbedeutenden Minderheit extremer Tierrechtler und Veganer eingenommen wird, sondern auch von zahlreichen Menschen, die mit der Szene der extremen Tierrechts- und Umweltfanatiker eigentlich gar nichts zu tun haben. Es sind dies Menschen, welche dem ländlichen Leben eigentlich entfremdet, durch die Errungenschaften der mobilen, Information- und Freizeitgesellschaft aber in den Stand gesetzt sind, trotz ihrer beruflichen Bindung an Großstädte bzw. Ballungsräume auf dem Land zu wohnen, oder aber dieses in ihrer Freizeit zu besuchen um sich zu erholen, zumindest aber Wildtiere und ihre Lebensräume vom Fernsehschirm her kennen.

Viele dieser Menschen hängen nun einer sentimentalen Liebe zur Natur nach, welche die Realität des Fressens und Gefressenwerdens, des gnadenlosen Überlebenskampfes in der Tier- und Pflanzenwelt ausblendet. Während sie ohne zu hinterfragen, wo etwas herkommt, unter welchen Umständen es gelebt hat und wie es gestorben ist, Fleisch und Fleischprodukte aus Nutztieren essen, geht es ihnen aber an die Nieren, wenn sie im Rahmen ihrer Besuche auf dem Land - oder auch nur in Form von Berichten in den Medien - mit der Jagd in Berührung kommen.

Eine Rolle dürfte hier auch spielen, dass in unserer Gesellschaft die Realität des Todes weitgehend versteckt wird und es deshalb unheimlich ist, dass ganz gewöhnliche Menschen mit dem Tod, zwar nur von Tieren, aber immerhin eben doch lebenden und atmenden Wesen umgehen und dabei wohl auch kaum dem Gedanken an die eigene Vergänglichkeit ausweichen können, den man heute so gerne verdrängt. Aus der eigenen Angst vor dem Tod heraus kommt dann wohl auch der Wunsch, dass nicht nur man selber nicht, sondern auch keine Tiere sterben sollen, jedenfalls nicht so, dass man gezwungen wäre, davon Kenntnis zu nehmen.

Ein weiterer Faktor dürfte die zwischenmenschliche Kälte sein, die unsere heutige Gesellschaft prägt und die viele zum Tier als dem „besseren Menschen“ flüchten lässt. Unterstützt wird dies durch die zahlreichen Publikationen, vor allem im Fernsehen, die dem Menschen das (Wild-)Tier als fühlendes, in vielen Fällen auch soziales Wesen nahe bringen. Obgleich es unbedingt begrüßenswert ist, wenn sich das Bewusstsein allgemein durchsetzt, dass auch das Tier ein fühlendes Mitgeschöpf ist, darf dies jedoch nicht in eine Vermenschlichung desselben ausarten: Weder nutzen als Delikatesse aufgemachtes Hunde- und Katzenfutter, Schühchen mit passendem Mäntelchen nach neuester Haute Couture, Styling beim Haustier-Coiffeur und am Ende die stilvolle Beisetzung auf dem Tierfriedhof dem einzelnen Hund oder der einzelnen Katze, noch hilft das Wetter gegen „Massaker am Wildtier“ durch „schießwütige Lustmörder“ bedrohten Arten gar dem Gleichgewicht in der Natur- bzw. Kulturlandschaft.

Philosophische und/oder psychologische – in den Fällen mancher bekannter Gestalten aus der Jagdgegnerszene wären wohl sogar psychopathologische angebracht – Untersuchungen des Phänomens „Jagdgegnertum“ könnte man bis zum Erbrechen betreiben; jedoch würde dies weder dem einzelnen Jäger oder Jagdfunktionär nutzen, der sich in der privaten oder öffentlichen Diskussion seiner Haut wehren muss, noch wäre damit der Jagd als Kulturgut und ökologisches Instrument zur Pflege der Kulturlandschaft geholfen. Sophisterei über die Gründe dafür, dass für viele moderne, durchaus intelligente und rational denkende Menschen die Jagd igitigitt ist, soll daher nicht Gegenstand dieser Publikation sein. Vielmehr ist es mir ein Anliegen, einerseits dem engagierten Jäger eine Argumentationshilfe an die Hand zu geben, mit deren Hilfe er Diskussionen im privaten Bereich wie auch in der Öffentlichkeitsarbeit bestehen kann, andererseits aber auch dem interessierten, kritischen Laien, der sich eine

Meinung über die Jagd bilden möchte, die Richtigstellung der Behauptungen der Jagdgegner zu bieten.

Aalen/Württ. im März 2006

Volker Wollny

1 Papier ist geduldig - Jagdgegner und ihre Publikationen

Fast allen Jagdgegnern – zumindest soweit sie der extremen Tierrechtler-Szene zuzuordnen sind - ist die Behauptung gemeinsam, dass der Mensch kein Recht habe, Tiere zu töten. Allerdings fußt diese Überzeugung bei den beiden wesentlichen Gruppen auf zwei ganz gegensätzlichen Weltanschauungen: Zunächst gibt es da Jagdgegner aus religiöser Überzeugung, die das biblische Gebot „Du sollst nicht töten“ äußerst strikt auslegen und daher auch das Töten von Tieren zum Zwecke der Nahrungsbeschaffung ablehnen.

Gläubige...

Besonders hervorgerufen hat sich hier die Sekte „Universelles Leben“: Zum einen wird die „Initiative zur Abschaffung der Jagd“, (<http://www.abschaffung-der-jagd.de>) eine Gruppierung um den Heilbronner Lehrer Kurt Eicher, dem Dunstkreis dieser Religionsgemeinschaft zugeordnet; zum anderen versuchen die Anhänger von „UL“ auf einem Landgut am Untermain im Großraum Würzburg ihre Vision von „friedfertigem Landbau“ und Zusammenleben mit den "Tiergeschwistern" zu verwirklichen und versuchen in diesem Rahmen auch, die gesetzlich vorgeschriebene Regulierung des Wildbestandes auf ihren Ländereien durch ordnungsgemäße Jagd zu verhindern. Mit von der Partie ist der Verlag „Das Brennglas“, der ebenfalls dem Umfeld der Sekte „UL“ zugeordnet wird und neben anderer Literatur, die sich gegen die Nutzung von Tieren wendet, auch die Broschüre „Der Lust-Töter“ verbreitet, eine Schrift, welche versucht, die Jagd als verabscheuungswürdiges und verbrecherisches Tun darzustellen.

... und Atheisten

Die andere Ausprägung der Jagdgegner wurzelt in der linken, öko-alternativen Szene und gibt sich eher antireligiös und atheistisch. Hier wird die Grenze zwischen Mensch und Tier negiert, der Mensch gilt lediglich als eine unter vielen Tierarten; die Unterscheidung zwischen Mensch und Tier wird als Diskriminierung angesehen und analog zu den Begriffen „Rassismus“ und „Sexismus“ als „Speziesismus“ bezeichnet.

Auf dem Sektor der Jagdgegnerschaft ohne religiösen Hintergrund gibt bei uns mittlerweile eine zwar nicht übermäßig große, jedoch vielfältige Szene von engagierten bis radikalen Tierschutzorganisationen und Tierrechtsaktivisten; ihr Bogen spannt sich von den Bündnisgrünen, etablierten Tier-, Natur- und Umweltschutzorganisationen wie NABU, BUND und Greenpeace sowie der bürgerlichen Szene von Tierschutz- und Tierheimträgervereinen bis hin zu extremen, teilweise sogar kriminellen Gruppen. Die Anliegen dieser Szene beschränken sich nicht auf Jagd und Sportfischerei, sondern erstrecken sich auch auf weitere echte und vermeintliche Tierrechtsverletzungen wie Tierversuche, Massentierhaltung, Stierkampf, Stadtaubenregulierung und dergleichen.

Bekanntere Gestalten aus dieser Szene sind vor allem Achim Stößer (<http://achim-stoesser.de/>), der sich bei der Organisation „Maqi“ (<http://maqi.de>) hervortut und daneben auch Detlef Arndt aus Hannover, der die Anti-Jagd-Seite (<http://www.anti-jagd-seite.de/>) betreibt und in den einschlägigen Internet-Foren - teilweise auch in solchen, die mit dem Thema Jagd und Jagdgegnerschaft wenig bis nichts zu tun haben – durch die fast schon rührende Emsigkeit auffällt, mit der er immer wieder seine Gebetsmühle surren lässt.

Eine Figur, die sich weltanschaulich nicht ganz so klar zuordnen lässt wie Eicher oder Stöber, ist Dag Frommhold, dessen Spezialität darin zu bestehen scheint, Legenden über das Leben des Rotfuchses (<http://www.fuechse.info/>) zu ersinnen und zu verbreiten. Zum einen stößt man auf Seiten der nicht religiösen Jagdgegner auf seinen Namen und Verweise zu seinen Publikationen, zum anderen arbeitet(e) er aber ganz offensichtlich auch mit der Gruppe um den Lehrer Eicher zusammen, wobei aber nicht klar ist, ob und wie weit er darüber hinaus auch mit UL zu tun hat(te).

Literatur der Jagdgegner

Nun ist das Internet zwar ein beliebter Tummelplatz der Jagdgegner, da es als, was ja durchaus positiv ist, äußerst demokratisches Medium jedermann die Möglichkeit gibt, ohne große Kosten seine Meinung zu veröffentlichen. Doch war Jagdgegnertum durchaus auch schon ein Thema, bevor das Internet Einzug in die Wohnzimmer breiter Bevölkerungsschichten hielt. Bereits seit vielen Jahren findet sich eine recht ansehnliche Bibliothek an jagdgegnerischen Schriften auf dem Markt, deren Spektrum sich vom einfachen Flugblatt über mehr oder weniger umfangreiche Broschüren bis hin zu Büchern erstreckt, die nicht nur bei weltanschaulich geprägten, sondern auch bei großen und bekannten Verlagen als Teil eines breiten Spektrums an Publikationen erscheinen. Einer der Autoren, die schon lange vor den Zeiten des Internets publizierten, ist der Kieler Arzt Horst Hagen, dessen Buch „Wie edel ist das Waidwerk?“ bereits 1984 bei Ullstein erschienen ist und der in der Zwischenzeit zusammen mit seiner Frau ein weiteres Anti-Jagd-Buch herausgegeben hat: Wally Hagen / Horst Hagen, Die Grüne Macho Connection, Hamburg: Rasch und Röhling, 1999. Ein weiterer, in Buchform publizierender Tierrechtler und Gedankenlieferant der Jagdgegner-Szene ist der österreichische Philosoph Helmut F. Kaplan. Er firmiert zwar nicht ausdrücklich unter dem Etikett „Jagdgegner“ und hat auch kein spezielles Jagdgegner-Buch geschrieben, lehnt aber das Töten von Tieren generell ab und damit natürlich auch die Jagd. Beispielhaft sei hier eines seiner Bücher genannt: Helmut F. Kaplan: Tierrechte - Die Philosophie einer Befreiungsbewegung, Göttingen: Echo Verlag, 2000.

Jagdkritiker

Neben den Jagdgegnern gibt es nun auch noch die Jagdkritiker. Das sind Leute, die zwar nicht pauschal gegen die Jagd als solche sind - in vielen, wenn nicht sogar den meisten Fällen sind sie selbst Jäger – sich aber an bestimmten Umständen der Jagdausübung stören. Einzelnen Jagdkritikern geht es sicher tatsächlich um Humanität und Tierschutz bei der Jagd, doch wird man von ihnen weniger in der Öffentlichkeit hören, da sie gewissermaßen zwischen den Stühlen sitzen und weder bei den Jägern noch bei den Jagdgegnern eine besondere Plattform finden werden. Es mögen sicher oft Jäger sein, die bestimmte Änderungen in der Jagdpraxis durchsetzen, ohne das davon besonders viel an die Öffentlichkeit gelangt. Heute wird zum Beispiel kaum einem anständigen Jäger mehr einfallen, ein Eichhörnchen zu schießen, obwohl das früher gang und gäbe war, da dieses heute als possierlich und schützenswert angesehene Tier als Eierräuber galt. Hier ist in den letzten 50 oder 100 Jahren ganz offensichtlich umgedacht worden, ob dies nun hauptsächlich auf Anstoß von außen her geschah oder ob die Jäger hier von sich aus umdachten, wird sich vielleicht nicht einmal mehr feststellen lassen. Bedenken sollte man hierbei auch, dass die heutige Tierschutz- und Jagdgegner-Szene durchaus nicht zuletzt auch in der Jägerschaft wurzelt: Die Vogel- und Naturschutzbewegung nämlich ging von Jägern aus, da diese seinerzeit so ziemlich die einzigen waren, die mit der Natur etwas am Hut hatten.

Die bekannteste, wohl auch fast die einzige in der Öffentlichkeit wahrgenommene und bedeutende Organisation von Jagdkritikern ist der Ökologische Jagdverband, der ÖJV. Wenn

dieser Verein auch für die traditionelle Jagd ähnlich gefährlich, wenn nicht gar noch gefährlicher, ist als die Organisationen der Jagdgegner, so hat er mit Ihnen aber fast nichts gemeinsam. Anliegen des zum größten Teile aus „progressiven“ Förstern bestehenden ÖJV ist nicht etwa der Schutz der Bambis vor den bösen, grünen Männern, sondern im Gegenteil die erbarmungslose Verfolgung vor allem des „kleinen roten Waldfressers“, wie das Reh gerne von jenen Förstern genannt wird, die sich das Motto „Wald vor Wild“ auf das Banner geschrieben haben. Außerdem – böswillige Zungen mögen behaupten: als Alibi – propagieren sie auch die Reduktion des Schwarzwildes, welches zwar im Wald nicht so leicht zu Schaden geht, dafür aber in der Landwirtschaft um so mehr. Was die Bejagung von Beutegreifern angeht, tönt der ÖJV allerdings tatsächlich fast wie die frommste Jagdgegner-Vereinigung: Allenfalls die Notwendigkeit den Fuchs zu bejagen, wird von einigen ÖJV-Landesgruppen noch eingeräumt, ansonsten soll das Raubwild in Ruhe gelassen werden.

Frontfrau des ÖJV und eine der bekanntesten Gestalten der Szene ist die Vorsitzende Elisabeth Emmert. Zusammen mit dem NABU-Funktionär Wilhelm Bode hat sie das Buch „Jagdwende“ geschrieben (Wilhelm Bode / Elisabeth Emmert, Jagdwende – Vom Edelhobby zum ökologischen Handwerk, München: Beck 2000), in welchem die beiden eine komplette Neuorganisation der Jagd in Deutschland fordern. Bereits der Untertitel dieses Elaborates bedient ein dümmliches Klischee, indem er nämlich den Eindruck erwecken möchte, dass Jagen nur etwas für die oberen 10 000 sei. Dieser Irrglaube wird komischerweise auch heute noch von den meisten Leuten geäußert, obwohl fast jeder bei genauerem Nachdenken mindestens einen Verwandten, Nachbarn, Arbeitskollegen, Bekannten oder was auch immer benennen kann, der auf die Jagd geht, obwohl er auch nur ein Durchschnittsverdiener ist.

Ähnlich hanebüchen geht es im Inneren des Buches weiter: Bereits in der Vorbemerkung wird versucht, den Eindruck zu erwecken, dass Bauern das Jagdrecht auf dem eigenen Grund und Boden ersatzlos vorenthalten würde und wie in feudalen Zeiten nur von Privilegierten ausgeübt werden dürfte; übrigens ist dies eine der Behauptungen, die auch von Jagdgegnern gerne ins Feld geführt wird. Der ganze Inhalt des Buches besteht zu einem erheblichen Teil aus Halbwahrheiten, Tatsachenverdrehungen und glatten Falschbehauptungen. Entweder versuchen die Autoren mit diesem Buch bewusst, einem gutgläubigen Publikum Unwahrheiten unter zu jubleln, oder aber sie glauben selbst, was sie da schreiben, was aber bedeuten würde, dass sie von der Thematik wenig bis keine Ahnung haben.

Getarntes Jagdgegnertum

Zuletzt sollte man auch immer bedenken, dass pauschale Jagdgegnerschaft des Öfteren auch als bloße Jagdkritik getarnt daherkommt. Da die von den einschlägigen Gruppen ausposaunte Forderung nach „Abschaffung der Jagd“ – glücklicherweise – derzeit noch eine eher unrealistische ist, gehen viel Jagdgegner einen anderen, besonders heimtückischen Weg: Sie wenden sich vorgeblich nicht pauschal gegen die ganze Jagd, sondern geben vor, nur gegen einzelne Missstände zu sein und diese gebessert wissen zu wollen. Dieses Vorgehen ist aber nichts weiter als die berühmte-berühmte Salamtaktik, mit deren Hilfe man die Jagd Scheibchen für Scheibchen verschwinden lassen will. Angewendet wird diese Taktik vor allem von den Bündnisgrünen und etablierten Naturschutzorganisationen, die damit tatsächlich schon manches Scheibchen von der Jagd abschneiden konnten. Ein krasses Beispiel ist die von der ehemaligen Landwirtschaftsministerin Renate Künast durchgesetzte Einschränkung der Jagdzeit auf die Ringeltaube. Die Jagdzeit auf dieses Wild wurde - unter dem Vorwand, hier zwingendes Europarecht umzusetzen zu müssen - auf die Zeit gelegt, in welcher die Ringeltaube in den meisten Gegenden Deutschlands fortgezogen ist. Für Großbritannien und Österreich allerdings, bekanntlich ja ebenfalls Mitglieder der EU, scheint die zugrunde liegende Europäische Vogelschutzverordnung keineswegs so zwingend zu sein, denn hier wird die

Ringeltaube weiterhin unverändert bejagt. Andere Beispiele sind die ökologisch und wildbiologisch nicht zu rechtfertigende Abschaffung der Frühjahrsjagdzeit auf Schnepfen, die Vollschonung des angeblich so überaus bedrohten Mäusebussards und die Tatsache, dass die ach so seltenen Rabenkrähen und Elstern unter Naturschutz stehen.

2 Unwiderlegliche Argumente - „Wissenschaftlich erwiesen“ und was meist dahinter steckt

Neben Laien, Autodidakten und Praktikern aus Jagd und Naturschutz gibt es unter Jagd-gegnern und Jagdkritikern auch einschlägige, ausgebildete Wissenschaftler, vor allem Biologen. Das ist an sich nicht weiter verwunderlich und wäre an sich auch nicht problematisch, wenn es nicht in breiten Bevölkerungsschichten heutzutage eine übertriebene Wissenschafts-gläubigkeit gäbe. „Das ist wissenschaftlich erwiesen“ ist das Totschlagargument schlechthin, mit dem so manche Laiendiskussion am Arbeitsplatz, in der Kneipe oder am häuslichen Kü-chentisch entschieden wird. Wenn etwas „wissenschaftlich erwiesen“ ist, dann muss es ja schließlich wahr sein, so die gängige Meinung von Menschen, welche nicht wissen, wie wissenschaftliche Arbeit abläuft und wie sich die Wissenschaft fortentwickelt. Das mag auch daran liegen, dass es schon seit langem in allen Medien sogenannte Populärwissenschaftliche Veröffentlichungen gibt, die dem Laien alte und neue wissenschaftliche Erkenntnisse verständlich vermitteln sollen: Fernseh- und Radiosendungen, Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, Bücher, Websites, CDs und was es da nicht sonst noch alles gibt, verleiten dazu, nach ihrem Genuss zu glauben, dass man nun im Besitze der letzten Wahrheit über den jeweiligen Gegenstand sei.

An sich ist es natürlich durchaus positiv, dass sich jedermann sowohl über das Neuste aus Forschung und Technik, als auch über schon lange bekannte Tatsachen aus der Welt der Wissenschaft informieren kann. Das Problem dabei ist, dass dabei in der Regel Aussagen von Wissenschaftlern unkommentiert Leuten präsentiert werden, die den Wissenschaftsbetrieb nicht kennen. Da wird in einer populärwissenschaftlichen Fernsehsendung etwa ein Prof. Dr. Dr. Soundso um Auskunft zu einer bestimmten Thematik gebeten. Im Brustton der (seiner eigenen natürlich) Überzeugung gibt dieser dann erschöpfende Antwort auf die Fragen des Journalisten, der diese Weisheiten dann in der Regel auch unkommentiert stehen lässt. Der mit der Welt der Forschung und Lehre nicht vertraute Zuschauer nimmt die Äußerungen des renommierten Wissenschaftlers als lautere Wahrheit auf, denn er weiß ja nicht, dass es einen Kollegen des Prof. Dr. Dr. Soundso gibt, der, zu der gleichen Thematik befragt, genau das Gegenteil antworten und seine Aussagen genauso gut begründen würde, wie dieser.

Darf man Wissenschaftlern glauben?

Wer sich jedoch ein wenig mit der Welt der Universitäten und Institute auskennt, der weiß, dass es, salopp ausgedrückt, zu jeder wissenschaftlichen Theorie auch eine gibt, die genau das Gegenteil behauptet sowie mindestens zwei, die irgendwo zwischen den beiden Extremen liegen. Oft hält sich eine falsche Ansicht wohl auch deswegen, weil sie von einem oder mehreren renommierten Forscher aufgestellt bzw. unterstützt wird, den oder die anzuzweifeln einem Sakrileg gleichen würde. Das begann schon mit Aristoteles. Der stellte nämlich einige unsinnige Behauptungen auf, wie zum Beispiel die, dass schwere Körper schneller fielen als leichte und dass Zugvögel deswegen verschwänden, weil sie sich in irgendwelchen Sümpfen eingrübten. Mit seinen Lehrmeinungen blockierte er den wissenschaftlichen Fortschritt für zweitausend Jahre, da man seine Behauptungen später sogar zu kirchlichen Dogmen erhob und sie bei strengsten Strafen nicht angezweifelt werden durften! Dieser Umstand war einer der wichtigsten Gründe dafür, dass während des ganzen Mittelalters praktisch nicht wissenschaftlich gearbeitet wurde, bis schließlich in der Renaissance die Kenntnisse der Antike wieder auf-griffen und fortgeführt wurden.

In der Vergangenheit wurde viel – aus unserer heutigen Sicht - hanebüchener Blödsinn behauptet: Mancher wird zum Beispiel schon davon gehört haben, dass vor kaum 170 Jahren noch angesehene Gelehrte allen Ernstes behaupteten, ein Mensch könne eine Eisenbahnfahrt mit den seinerzeit technisch machbaren 40 oder 50 km/h nicht überleben, da der Fahrtwind die Luft aus dem Waggon saugen müsse und die Passagiere somit ersticken würden! Heute lächeln wir über solche Kuriositäten, sollten aber bedenken, dass spätere Generationen genauso über manches lächeln werden, was wir heute für unumstößlich halten.

Es ist noch gar nicht so lange her, dass man sich erbittert wehrende kleine Kinder mit ach so eisenhaltigem Spinat voll stopfte, weil sich ein Wissenschaftler bei der Berechnung des Eisengehaltes dieses Gemüses um ein oder zwei Kommastellen vertan hatte und niemand nachrechnete. Und nur die ganz Jungen werden sich nicht mehr daran erinnern können, dass das Trinken von Wasser oder anderen harmlosen Getränken in größeren Mengen als äußerst schädlich, weil belastend für das Herz galt. Heute weiß jedes Kind, dass, im Gegenteil, zu wenig Trinken äußerst ungesund ist und ein gesunder Mensch gar nicht zuviel trinken kann, da die Nieren das überschüssige Wasser zuverlässig aus dem Körper schaffen.

„Es irrt der Mensch, so lang er strebt“ wusste schon Goethe und daher werden Dinge, die uns heute als unumstößliche Tatsachen gelten, in der Zukunft revidiert werden müssen, so wie das bereits in der Vergangenheit immer und immer wieder geschehen ist. Damit das passiert, damit schlechte Erkenntnisse durch bessere ersetzt werden, muss der Wissenschaftler auch das scheinbar selbstverständliche, das logisch erscheinende und die gesicherten Erkenntnisse ständig in Frage stellen. Das ist den meisten Menschen nicht klar und sie halten die geäußerte Meinung eines Wissenschaftlers – besonders wenn sie sie gedruckt sehen – für etwas absolut unumstößliches, obwohl der jeweilige Wissenschaftler möglicherweise sogar selbst auf Befragen einräumen würde, das er sich irren könne und seine Thesen später mit guter Wahrscheinlichkeit revidiert oder modifiziert werden müssen.

Wissenschaftlicher Mainstream

Problematisch dabei ist vor allem auch, dass es wie in vielen Bereichen, die zeitlichen Veränderungen unterworfen sind, in der Wissenschaft immer so etwas wie einen Mainstream gibt. Naturgemäß hängen ihm nicht nur die Mehrzahl der Fachleute an, sondern er findet natürlich leichter den Weg in die populären Medien als die Thesen von als Außenseiter angesehenen Forschern. Exoten, die in der Saure-Gurken-Zeit helfen müssen, das Blatt oder die Sendezeit zu füllen, sind die Ausnahmen, welche nur die Regel bestätigen. Natürlich machen die Medien ein Stück weit auch selbst den Mainstream, indem sie dazu neigen, aus der Wissenschaft das zu berichten, was dem Zeitgeist entspricht, also was das Publikum haben möchte. Und in einer Zeit, in der Waffen und Jagd für einen großen Teil der Menschen als igitigigt gelten, bringen Zeitgenossen, vor allem Wissenschaftler, die sich dagegen aussprechen mehr Einschaltquote, Auflage und Mausclicks als solche, die sich zur Jagd und ihrem Sinn bekennen.

Man muss gar nicht so weit gehen, gleich bewussten Betrug zu wittern, wenn eine wissenschaftliche Behauptung einem suspekt erscheint, weil sie der eigenen Lebenserfahrung widerspricht. Auch der kommt wohl gar nicht so selten vor, wie erst kürzlich das Beispiel jenes koreanischen Wissenschaftlers zeigte, von dem herauskam, dass er Ergebnisse seiner Forschungen an menschlichen Stammzellen gefälscht hatte. Die Mechanismen, welche scheinbar objektive Forschungsergebnisse beeinflussen, sind aber in der Regel weit weniger spektakulär. Es ist eine Banalität, dass die Antwort, die man bekommt, in hohem Maße von der Form abhängt, in der man die Frage stellt. Das gilt auch für die „Frage an die Natur“, das wissenschaftliche Experiment. Auch die scheinbar objektive Wahrnehmung des Menschen ist subjektiv gefärbt. Richter zum Beispiel, die oft verschiedene Zeugen zu ein und demselben Vorfall

vernehmen müssen, wissen ein Lied davon zu singen.

Da nun wohl kaum ein Wissenschaftler, denn auch ein solcher ist nur ein Mensch, wirklich im strengsten Sinne unvoreingenommen und ergebnisoffen an eine Fragestellung heran geht, werden der Aufbau eines Experimentes bzw. die Systematik einer Beobachtung, seine Wahrnehmungen bei der Durchführung und vor allem auch die Interpretation der gefundenen „harten“ Werte unbewusst von seiner Erwartungshaltung gegenüber dem untersuchten Gegenstand beeinflusst. Und eine solche hat er, vielleicht sogar ohne es selbst zu wissen. Haben nun erst die Ergebnisse der ersten Versuche oder Beobachtungen dazu geführt, dass der Forscher sich eine plausible Hypothese über sein Objekt gebildet hat, wird diese seine weiteren Untersuchungen in hohem Maße beeinflussen. Da dieser Effekt bei zwei oder mehreren Wissenschaftlern, die ein und dieselben wissenschaftliche Fragestellung untersuchen, in ganz unterschiedliche Richtungen wirken kann, kommen dann die eingangs erwähnten, unterschiedlichen Lehrmeinungen zustande, die sich im Extremfalle sogar diametral entgegen stehen können.

Hat sich nun ein Mensch, und auch ein Wissenschaftler ist nun eben ein solcher, einmal für eine Hypothese entschieden, hängt er mit der Zeit in immer höherem Maße gefühlsmäßig daran und neigt dazu, alle Wahrnehmungen auszublenden, die ihr widersprechen. Etwas, in das man investiert hat, möchte man nicht so leicht aufgeben und ein Forscher hat in aller Regel zumindest viel Arbeit in seine Hypothese investiert. Das ist der Grund dafür, das Wissenschaftler zuweilen ihre längst als überholt geltenden Thesen mit Zähnen und Klauen verteidigen und sich dabei nicht selten direkt lächerlich machen oder gar zum Mittel des Betruges greifen. In der Tat haben nur wenige Wissenschaftler das Format eines Konrad Lorenz, der die Größe bewies, unumwunden zuzugeben, dass er sich lange Jahre mit seiner Theorie geirrt habe, dass der Haushund nicht nur vom Wolf, sondern auch vom Goldschakal abstamme und daher die Hunderassen in Aureus- und Lupus-Hunde einzuteilen seien.

Vorprogrammierte Ergebnisse

Vollends problematisch wird es aber, wenn mit einer wissenschaftlichen Fragestellung die Erwartung eines Auftraggebers oder aber die Untermauerung einer Ideologie verbunden ist. Dann schlägt der beschriebene Effekt gnadenlos zu und liefert dem Forscher zuverlässig genau die Ergebnisse, die er haben möchte. Das ist nichts anderes, als die bekannte Tatsache, dass der Mensch sieht, was er sehen will. So mancher Saujäger und auch so ziemlich jeder Angler hat das erlebt, wenn man beim nächtlichen Ansitz und beim Nachtangeln nur lange genug hinsehen muss, damit ein beliebiger Erdhügel sich bewegt und zum Wildschwein wird bzw. das Lichtlein am Schwimmer zu tanzen beginnt.

Fazit: Dass der eine oder andere einschlägige Wissenschaftler die Jagd als unsinnig und/oder schädlich bezeichnet, sagt noch lange nichts über den tatsächlichen Wahrheitsgehalt dieser Annahme aus und muss in der Diskussion nicht entmutigen oder als niederschmetterndes, den armen Befürworter der Jagd mit Stumpf und Stiel zermalmendes Argument hingenommen werden. Zwar wird man bei dumpf-wissenschaftsgläubigen Menschen – und das sind leider die meisten Zeitgenossen - mit der hier dargelegten Argumentation über die Gültigkeit der Aussagen von Wissenschaftlern kaum durchdringen, doch gibt es für den „Hausgebrauch“ auch noch ein viel einfacheres Argument: Selbstverständlich gibt es außer die Jagd ablehnenden Wissenschaftlern auch solche, die ihr neutral oder positiv gegenüber stehen. Mit dem Hinweis darauf wäre dann das Totschlagargument „wissenschaftlich erwiesen“ zumindest neutralisiert.

3 Was Jäger verschweigen – Die gar erschreckliche Mär vom Bösen Grünen Mann

Unter dem Titel „Was Jäger verschweigen“ hat ein(e) gewisse(r) F. Werner ein Buch veröffentlicht, welches für sich beansprucht, die Lügen der Jäger zu entlarven. Das Buch wurde im Internet publiziert, man kann es dort direkt einsehen und auch als PDF- oder Word-Datei kostenlos herunterladen und zwar von der Adresse <http://www.wasjaegerverschweigen.de/>. Wer nun tatsächlich der Autor bzw. die Autorin dieses Buches ist, ließ sich trotz ausgiebiger Recherche im Internet nicht feststellen, auf der Website findet sich in einem V.i.S.d.P.-Hinweis auf einem Flugblatt lediglich noch Annweiler als Wohnort vermerkt. Das Fehlen von Adresse und einer Angabe zur elektronischen Erreichbarkeit (EMail-Adresse) stellt übrigens einen klaren Verstoß gegen die Impressumspflicht dar. Möglicherweise ist „F.Werner“ auch nur das Pseudonym von jemandem, dem oder der es am nötigen Mut dazu fehlt, seine Sache mit offenem Visier zu vertreten.

Vom Inhalt her stellt die Publikation ein glänzendes Beispiel für die „Argumentationsweise“ von Jagdgegnern dar und enthält überdies eine guten Querschnitt der Halb- und Unwahrheiten, derer sich Jagdgegner und teilweise auch Jagdkritiker bedienen um in der Bevölkerung Stimmung gegen die Jagd zu machen, bzw. gegen die Art und Weise, wie wir sie heute ausüben. Da das Buch außerdem für jedermann ohne große Kosten im Netz erhältlich ist, habe ich es als typisches Beispiel für die gängige Anti-Jagd-Literatur und als Quelle für meine folgenden Ausführungen zu den „Argumenten“ der Jagdgegner verwendet. Soweit im folgenden nichts anderes angegeben ist, beziehen sich die Stellenangaben und Zitate also auf dieses Buch.

4 Feudalherren und Nazis – Ideologische Verunglimpfung der Jäger

Außer mit Halb- und Unwahrheiten über ökologische und wildbiologische Zusammenhänge sowie die praktische Jagdausübung und das waidmännische Brauchtum arbeiten Jagdgegner und leider teilweise auch Jagdkritiker sehr gerne mit politischen Verunglimpfungen. Wie bereits weiter oben kurz erwähnt, besteht eine der Behauptungen der Jagdabschaffer darin, dass unser derzeitiges Revierjagdsystem eine Wiederherstellung des Jagdregales, der feudalen Jagd also, sei, welches den Bauern das Jagdrecht auf ihrem eigenen Land entzog und den Adeligen übertrug, wobei die von den Jagdherren heran gezüchteten Wildbestände den Bauern immense Schäden verursachten, ohne dass die Bauern etwas gegen das Wild unternehmen durften. Taten sie es doch, mussten sie mit drakonischen Strafen rechnen.

Absolutistische Fürsten in Lodengrün?

Auch in „Was Jäger verschweigen“ darf natürlich auf diesen Unfug mit der „modernen Feudaljagd“ nicht verzichtet werden. Auf der Seite 9 findet sich daher auch die folgende Passage:

"Bei uns wurde nach der Revolution im Jahr 1848 das den Fürsten und anderen Adeligen vorbehaltene Jagdrecht auf die Grundstücks-Eigentümer übertragen. Vielen Bauern fehlte jedoch die Zeit, um sich ausgiebig mit der ihnen zustehenden Jagdausübung zu beschäftigen und so waren hier vielerorts Feldschützen darum bemüht die Wildschäden in Grenzen zu halten.

Im Jahr 1934 wurde dann durch die Nationalsozialisten mit der Schaffung des Reichsjagdgesetzes das Jagdausübungsrecht neu geregelt. Sie schränkten die jagdlichen Freiheiten der Grundstückseigentümer ein und machten die Jagd mit diesem Gesetz wieder bestimmten Personenkreisen ganz gezielt zur Lustbefriedigung nutzbar.

Um dabei ein Ausrotten der Wildtiere zu verhindern hatte man noch das Reviersystem eingeführt und den Jägern auch die moralische Verpflichtung zur Hege auferlegt."

In der Tat wurde in der 1848er Revolution das Jagdrecht wieder an den Grundbesitz gekoppelt und es konnte jedermann auf seinem Grund und Boden - und war sein Grundstück noch so klein - jagen. Der Eindruck jedoch, der hier erweckt wird, dass nämlich die Nazis das heute bei uns übliche Reviersystem eingeführt haben, ist schlicht und ergreifend falsch.

Nachdem ab 1848 zunächst jedermann auf seinem eigenen Grundstück – wie groß oder klein es auch war – nach Lust und Laune jagen durfte, traten schon bald schwerwiegende Probleme auf. Wald und Feldmark wurden erheblich überjagt, man befürchtete sogar, dass Wildarten ausgerottet würden. Schnell erkannte man, dass die neue Regelung nicht geeignet war, eine vernünftige und waidgerechte Bejagung der Wildbestände unserer Heimat zu gewährleisten. Allerdings war eine Rücknahme des Jagdrechts auf dem eigenen Grund und Boden politisch nicht durchsetzbar und man musste eine andere Lösung suchen.

Diese Lösung fand man dann in dem bei uns – und auch in einigen anderen Ländern – bis heute bewährten Revierjagdsystem. In diesem System verbleibt das Jagdrecht beim Grundeigentümer, dessen Ausübung wird aber an eine Mindestgröße der bejagbaren Fläche gebunden. Diese Mindestfläche für Grundstücke, die der Eigentümer bejagen darf, wurde auf 300 preußische Morgen festgesetzt, das sind etwa 75 ha und auch heute noch ist dies die Mindest-

größe eines solchen sogenannten Eigenjagdbezirkes. Wer zusammenhängende land-, forst- oder fischereiwirtschaftlich nutzbare Grundstücke von dieser Größe besitzt, durfte und darf diese – heute natürlich vorausgesetzt er ist im Besitze eines gültigen Jagdscheines – selbst bejagen.

Schwieriger wurde es aber mit dem Jagdrecht auf Grundstücken, die zu klein sind, um als Eigenjagd bejagt zu werden. Diese fasste man gebietsweise zu sogenannten gemeinschaftlichen Jagdbezirken zusammen. Ein solcher gemeinschaftlicher Jagdbezirk muss mindestens 150 ha umfassen, wenn er durch Teilung eines größeren Jagdbezirkes entsteht, muss er mindestens 250 ha groß sein. Diese Mindestgröße gilt auch, wenn ein großer Jagdbezirk in mehrere sogenannte Jagdbögen aufgeteilt werden soll, die zwar ein Jagdbezirk blieben, aber separat verpachtet werden. Die Besitzer der Grundstücke in einem solchen gemeinschaftlichen Jagdbezirk bilden die sogenannte Jagdgenossenschaft, welche darüber entscheidet, wie sie das Jagdrecht darin ausüben oder ausüben lassen will. Theoretisch könnten die Jagdgenossen einen oder mehrere Jäger beauftragen das Jagdrecht im Namen und für Rechnung der Jagdgenossen, also der Grundeigentümer auszuüben. In diesem Falle würde den Jagdgenossen das in ihrem Jagdbezirk erlegte Wild bzw. der Erlös aus dessen Verkauf gehören.

Es gibt aber noch eine andere Möglichkeit und die wird in der Regel genutzt: Die Jagdgenossen können ihr Jagdrecht auch verpachten. An wen eine Jagd verpachtet wird, beschließt die Jagdgenossenschaft demokratisch. Wenn das, wie von den Jagdgegnern oft angeprangert, dann ein „Geldsack aus der Stadt“ ist, ist das also keineswegs gottgegeben, sondern die Bauern haben es selbst so bestimmt. Niemand zwingt nämlich die Jagdgenossen, ihre Jagd an den meistbietenden zu verpachten; keiner hindert sie, z.B. an einen Jäger zu verpachten, der zwar nicht so viel bezahlen will, dafür aber am Ort wohnt und annehmen lässt, dass er das Revier im Sinne der Jagdgenossen bejagt und etwa erreichbar ist, wenn es darum geht, ein tot gefahrenes Reh von der Straße zu bergen und/oder vielleicht auch anderen ortsansässigen, aber revierlosen Jägern eine Jagdgelegenheit bietet. An manchen Orten besteht sogar die ausdrückliche Regel, dass der Pächter eines Revieres ein Ortsansässiger sein muss.

Die durch die Verpachtung einer Jagd erzielten Einnahmen werden unter die Jagdgenossen entsprechend den Grundstücksgrößen aufgeteilt, es sei denn, die Jagdgenossenschaft beschließt dieses Geld anderweitig zu verwenden, z.B. für die Biotoppflege oder den Ankauf von Maschinen, die gemeinsam genutzt werden können. Aber auch in diesem Falle kann jeder, der nicht für die anderweitige Verwendung gestimmt hat, verlangen, dass er seinen Teil ausbezahlt bekommt. Den Anteil des einzelnen Grundbesitzers an der Jagdpacht bezeichnet man als Auskehrung oder Pachtschilling. Das Jagdrecht des einzelnen Grundbesitzers auf seinem eigenen Land wird also, wenn das Grundstück zu klein ist um als Eigenjagd bejagt zu werden, mit einer Zahlung abgegolten, die von dem- oder denjenigen stammt, der bzw. die den gemeinschaftlichen Jagdbezirk gepachtet haben, in dem das jeweilige Grundstück liegt.

Jagd und Wildschaden

Allerdings ist es weniger der Auskehrungsanspruch oder Pachtschilling, der die Verpachtung der Jagd für die Bauern interessant macht. Dieser ist bei den vielerorts aufgrund der Realerbteilung eher kleinen Bauerngütern für den einzelnen nicht besonders hoch. Wenn auch die verbliebenen landwirtschaftlichen Betriebe heute sehr groß sind, so ist meist doch der Anteil des eigenen Grundbesitzes an der gesamten bewirtschafteten Fläche in der Regel gering, der größte Teil ist Land, welches der Bauer von ehemaligen Kollegen angepachtet hat, welche ihre Betriebe aufgegeben haben. Da die Auskehrung aber dem Eigentümer des Grundes zusteht und nicht dem, der ihn bewirtschaftet, sind die Einnahmen der landwirtschaftlichen Betriebe aus der Jagdpacht mehr oder weniger vernachlässigbar. Ein Bauer, der z.B. 10 ha eigene und 120

ha zugepachtete Fläche hat, bekommt Auskehrung nur für seine eigenen 10 ha, den Rest bekommen die Eigentümer der angepachteten Flächen.

Nun ist die Jagdgenossenschaft aber nicht nur für die Verpachtung der Jagd und die Verteilung des Pachtschillings zuständig, sondern auch für die Regulierung der Wildschäden, die an den Grundstücken bzw. den darauf angebauten Früchten entstehen. Das Gesetz sieht vor, dass solche Schäden auf die gesamte Jagdgenossenschaft umgelegt werden, unabhängig davon, bei welchem Landwirt sie entstanden sind. Diese Regelung ist also sozusagen eine Art Versicherung auf Gegenseitigkeit. Da aber Jagdreviere knapp sind und die Jagdgenossen daher die Pachtbedingungen bestimmen können, hat sich eingebürgert, dass in den Jagdpachtverträgen festgelegt wird, dass der Jagdpächter die Wildschäden zu bezahlen hat. Außerdem ist er ja sowieso verpflichtet, den Wildbestand so zu halten, dass Wildschäden möglichst gar nicht erst entstehen bzw. minimiert werden.

Unser heutiges Jagdsystem in Deutschland, das von Jagdgegnern und Jagdkritikern als Restauration der Feudaljagd bezeichnet wird, tut also genau das, was die Feudaljagd nicht tat: Es schützt den Landwirt vor Wildschäden bzw. vor deren finanziellen Folgen. Entweder sorgt der Jagdpächter mit seiner Jagdausübung dafür, dass Wildschäden gar nicht erst entstehen – oder er wird dafür empfindlich zur Kasse gebeten.

Sind Jäger Nazis?

Das hier beschriebene Revierjagdsystem existiert in seinen wesentlichen Zügen nicht erst, wie F. Werner hier glauben machen möchte, seit dem Reichsjagdgesetz von 1934/35, sondern wurde schon bald nach der 1848er Revolution eingeführt, als man nämlich merkte, wie sehr die komplett freigegebene Jagd dem Wildbestand schadete. Im übrigen ist auch das Reichsjagdgesetz von 1934/35, welches im wesentlichen in unserem Bundesjagdgesetz weiterbesteht, keineswegs - wie von den Jagdgegnern im allgemeinen und von F. Werner im besonderen konstant behauptet - auf dem Mist der Nazis und schon gar nicht auf dem des dicken Hermann Göring gewachsen. Die gleiche Unwahrheit findet man ein weiteres Mal - hier sogar noch deutlicher ausgedrückt - auf Seite 11:

"Aber das Jagdgesetz wurde doch einst von den Nazis in erster Linie zur Begünstigung der Lustjagd geschaffen und genau den Zweck erfüllt dieses Gesetz, mit einer Menge solcherart unvernünftiger und unzeitgemäßer Regelungen, heute noch mehr als früher."

Tatsache ist, dass seit der Gründung des Kaiserreiches 1871 die deutschen Jäger ein einheitliches Jagdgesetz für das gesamte Deutsche Reich anstrebten. Bis in die Weimarer Zeit hinein war das aber noch nicht geglückt, vor allem weil die Jägerschaft nicht einheitlich organisiert war, sondern in eine Vielzahl kleiner Vereinigungen und eine Überzahl an nicht organisierten Jägern zersplittert. Noch in den 1920er Jahren gab es zwei große, konkurrierende Jagdverbände in Deutschland, die sich bis aufs Messer bekämpften: Immer wenn einer der beiden Verbände einen Vorstoß in Richtung eines Reichsjagdgesetzes machte, wurde dieser von der „Konkurrenz“ torpediert.

Frieden kehrte erst gegen 1930 ein, als sich unter dem Einfluss des Forstmannes Ulrich Scherping die beiden Verbände einander annäherten und zusammenzuarbeiten begannen. Jetzt kam der Erfolg – die Schaffung eines Reichsjagdgesetzes - so langsam in Sichtweite. Ein Teilerfolg war der Erlass einer preußischen Jagdverordnung, die bereits wichtige Elemente des späteren Reichsjagdgesetzes enthielt. Sie wurde zwar von einem jagenden preußischen Ministerpräsidenten eingeführt, doch hieß der zu dieser Zeit noch nicht Hermann Göring, sondern

Otto Braun, war Sozialdemokrat und der letzte preußische Ministerpräsident bevor die Nazis die Macht übernahmen und Hermann Göring dieses Amt bekam.

Als die Nazis die Macht übernommen hatten, war abzusehen, dass in Kürze wieder ein starker und handlungsfähiger Staat entstehen würde. Außerdem waren moderne und sinnvolle Jagdgesetze bereits in Polen und Rumänien entstanden. Die Leute um Ulrich Scherping fanden, dass nun die Zeit reif war für die endgültige Umsetzung ihrer Gedanken und die Schaffung eines Reichsjagdgesetzes. Sie überlegten sich, welche der neuen Führungspersonen wohl am ehesten als Schirmherr für ihr Projekt geeignet wäre und dabei fiel ihre Wahl auf Hermann Göring.

Hermann Göring ist heute den meisten Leuten nur noch dem Namen nach bekannt, allenfalls weiß man, das er ein dicker, großsprecherischer Mensch war. Damals jedoch war er eine prominente und beliebte Persönlichkeit, da er zu den Fliegerhelden des Ersten Weltkrieges zählte. Darüber hinaus hatte er das Image eines Naturburschen, der gerne draußen war und auch der Jagd keineswegs ablehnend gegenüberstand. Göring hatte bisher zwar auch dann und wann ein wenig gejagt, aber er war weder der passionierte, ja manische Jäger, als den man ihn später kannte, noch hatte er sich bis dahin um Jagdpolitik gekümmert.

Man brachte Göring auf den Geschmack indem man ihn in der Schorfheide einen kapitalen Hirsch schießen ließ, trug ihm die Problematik vor und bat ihn, die Schirmherrschaft über das Projekt „Reichsjagdgesetz“ zu übernehmen. Die Sache lief besser als Scherping und seine Freunde zu hoffen gewagt hatten: Hermann Göring übernahm nicht nur die Schirmherrschaft, sondern wollte das Projekt leiten. Allerdings maßte er sich nicht an, fachlich in das Gesetz hinein zu reden, sondern beauftragte Scherping, es auszuarbeiten und setzte es schließlich 1934 im Kabinett durch, so dass es am 1. April 1935, zum Beginn des Jagdjahres 1935/36 in Kraft treten konnte. In der Folge machte sich Göring dann zum „obersten Jagdherren“ und höchsten Forstmann des Deutschen Reiches, nahm die Titel Reichsjägermeister und Reichsforstmeister an und baute sich ein Jagdimperium auf, welches man durchaus als Staat im Staate bezeichnen konnte.

Wenn es auch von Hermann Göring durchgesetzt wurde, ist das Reichsjagdgesetz jedoch keineswegs ein Nazi-Gesetz, denn es enthielt keinerlei Ideologie, sondern war ein reines Fachgesetz. Als solches wurde es auch international sehr gelobt und konnte in wesentlichen Teilen als Vorlage für das 1953 erlassene Bundesjagdgesetz dienen. Übrigens waren zu der Zeit, als Hermann Göring „sein“ RJG durchsetzte auch Bestrebungen von anderen Nazis im Gange, ein Reichsjagdgesetz zu schaffen. Dieses hätte, wenn Göring es nicht verhindert hätte, wahrscheinlich die Jagd tatsächlich auf eine nationalsozialistische Grundlage gestellt und hätte wesentlich anders ausgesehen als die Version der Leute um Scherping und ihren Schirmherren Göring.

Sind Naturschützer Nazis?

Eher noch als das Jagdgesetz könnte man das Naturschutzgesetz als ein Nazi-Gesetz bezeichnen: Hier war tatsächlich Hermann Göring derjenige, der die Idee hatte und auch die Verwirklichung anstieß. Er hatte nämlich auch den Naturschutz an sich gezogen, da sich, wie er sagte, außer seinem Ministerium niemand wirklich darum kümmerte. Allerdings waren es auch hier keine Ideologen sondern Fachleute, die das Gesetz ausarbeiteten, so dass auch das Naturschutzgesetz ein Fachgesetz und kein ideologisches wurde. Auch hier wurde so gute Arbeit geleistet, dass das Reichsnaturschutzgesetz als Vorlage für das nach dem Krieg erlassene Bundesnaturschutzgesetz dienen konnte.

Es kommt aber noch pikanter: Göring erließ unter anderem auch eine Verordnung, welche die Vivisektion – also das Auf- und Auseinanderschneiden von Tieren bei lebendigem Leib zu Forschungszwecken – verbot und drohte denjenigen öffentlich mit "Schutzhaft", also mit dem KZ, die immer noch glaubten "Tiere, als eine leblose Ware sehen zu können". Der Gedanke, dass Tiere nicht lediglich Sachen im Sinne des BGB sind und dass ihnen ein Lebensrecht zukommt, war also bereits bei Hermann Göring vorhanden. In unsere heutigen Gesetze wurde er aber erst viele Jahre nach Gründung der Bundesrepublik aufgenommen.

Der Gedanke, dass Naturschutz und gar das Lebensrecht einzelner Tiere Nazi-Ideologie sei, ist natürlich absurd. Der Widerspruch, der sich hier ergibt, lässt sich nur auflösen, wenn man die Jagd-, Tier-, und Naturschutzgesetzgebung Görings abgetrennt von seinem sonstigen „Wirken“ sieht. Die Behauptung von Jagdgegnern, das Bundesjagdgesetz sei ein Nazi-Gesetz oder gar, dass Jäger Nazis seien ist also reine Polemik und durch nichts zu begründen.

Wer sich übrigens für Hermann Göring interessiert, die schillerndste, aber wohl auch eine in der Geschichtsliteratur eher weniger untersuchte Gestalt des Dritten Reiches, dem sei das Buch „Der Reichsjägermeister“ von Andreas Gautschi (1999 Bothel: Nimrod Verlag) empfohlen.

5 Verbissene Argumentation – Die lehrreiche Moritat vom Kleinen Roten Waldfresser

Jäger pauschal als Nazis und Jünger von Hermann Göring und das in Deutschland bestehende Revierjagdsystem als Neuaufgabe des feudalen Jagdregals zu bezeichnen, ist eine der immer wiederkehrenden Pseudoargumentationen der Jagdgegner, aber auch der Jagdkritiker aus der Ecke des ÖJV. Es geht noch besser weiter, gleich im Anschluss an die Geschichte mit dem Reichsjagdgesetz, immer noch auf Seite 11, wird zum forstwirtschaftlichen Aspekt der Jagd übergeleitet und es versteigt sich der Autor zu der folgenden Behauptung:

"Und trotzdem ist die für eine ordnungsgemäße Land- und Forstwirtschaft erforderliche Vermeidung von Wildschäden weiterhin eine wichtige Bestimmung dieses Gesetzes geblieben. Aber die Jäger haben immer umfangreicher gegen diese Vorschrift verstoßen, bis die Forstwirtschaft in eine ernsthafte Existenzkrise rutschte."

Die - übrigens tatsächlich bestehende - schlechte Ertragslage der Forstwirtschaft in Deutschland ist also darauf zurückzuführen, dass es keine Bäume mehr gibt, weil die von den bösen Jägern gehätschelten Rehe sie alle schon im Jugendstadium tot gebissen haben. Wenn ich aus dem Fenster meines Arbeitszimmers gucke, besteht demnach das Grün am Albrauf aus von mir halluzinierten Bäumen, die ja gar nicht da sein können, weil sie alle schon als Jungwuchs von Rehen abgefressen worden sind?

Probleme der Forstwirtschaft

Spaß beiseite: Die Behauptung, der Forstwirtschaft gehe es aufgrund überhöhter Rehwildbestände schlecht, ist natürlich blanker Unsinn. Der Verfasser möchte wohl damit sagen, dass das Rehwild soviel Bäume verbeißen würde, dass der Wald zuwenig Holz erzeugt um noch einen Ertrag abzuwerfen. Tatsächlich ist es aber so: Abgesehen von den neuartigen Waldschäden, wie der forstliche Fachausdruck für das heißt, was wir landläufig als „Waldsterben“ bezeichnen, geht es dem deutschen Wald gar nicht einmal so schlecht. Deutschland ist ein recht walddreiches Land, 31% unseres Staatsgebietes sind Wald und die Waldfläche wächst trotz des zu Recht von Umweltschützern beklagten, immer noch zu hohen allgemeinen Landschaftsverbrauchs um etwa 3500 Hektar pro Jahr. Der Verfasser behauptet mit anderen Worten, unsere Forstwirtschaft würde aus dem letzten Loch pfeifen, weil es aufgrund des Verbisses durch überhöhte Rehwildbestände nicht mehr möglich sei, junge Bäume zum Ausgleich für den Holzeinschlag aufzuziehen. Es wäre nett, wenn er auch erklären würde, wie es eine Forstwirtschaft, die nicht mehr in der Lage sein soll, die nachhaltige Bewirtschaftung des Waldes zu gewährleisten weil das Rehwild alles verbeißt was von selbst nachwächst oder gepflanzt wird, schafft, die vorhandene Waldfläche nicht nur vor der Versteppung zu bewahren, sondern auch noch stetig zu vergrößern.

Wie so vieles in seinem Buch, hat sich der Autor offenbar auch diese Behauptung aus den Fingern gesogen ohne irgendwelche Fakten zu kennen. Zunächst einmal hat er ganz offensichtlich vergessen, dass Bäume nicht, wie Feldfrüchte innerhalb desselben Jahres gepflanzt und geerntet werden. Die Umtriebszeit, die Zeit vom Pflanzen bis zum Fällen des hiebreifen Baumes also, beträgt z.B. bei Fichten ca. 70 Jahre, bei Buchen 120..140 Jahre und bei Eichen bis zu 300 Jahren. Fichten sind bekanntlich recht wenig durch Verbiss gefährdet, weniger jedenfalls als Buchen.

Verbiss findet in der Jugend eines Baumes statt, wenn er noch so niedrig ist, dass ein Reh an

das herankommt, was einmal seine Krone werden soll. Selbst übertriebene Hege nach der Maßgabe von Reichsjägermeister Hermann Görings Jagdgesetz hat es nicht geschafft, so große Rehe heran zu züchten, dass sie die Kronen hundertjähriger Bäume verbeißen können. Das bedeutet wiederum, dass heute der Forstwirtschaft wegen Verbiss in der Jugend fehlende Erträge aus hiebreifen Buchenbeständen – wenn es denn so wäre – auf so etwa um 1870 bis 1890 an den Kulturen nagendes Rehwild zurückzuführen wären. Zu dieser Zeit war Hermann Göring noch nicht einmal geboren und die deutschen Jäger begannen gerade, von einem Reichsjagdgesetz zu träumen. Bäume hingegen, die heute vom bösen, kleinen roten Waldfresser verbissen werden, verursachen Ertragsausfälle in 60, 100 oder mehr Jahren und können daher für eine aktuelle Krise der Forstwirtschaft nicht verantwortlich sein.

Dem Forst geht es aber tatsächlich nicht so toll. Fragt man einen Förster, wie man in seinem Forstamt in etwa so „herauskomme“, wird die Antwort im günstigen Falle lauten, dass man so etwa eine rote Null schreibe. Das bedeutet, dass dann der Ertrag aus dem Holzeinschlag eines Forstrevieres in etwa, außer den Kosten für Materialien und zugekaufte Dienstleistungen, die Personalkosten für die darin beschäftigten Waldarbeiter, den Förster und den auf das Revier rechnerisch entfallenden Anteil der Bediensteten in der Forsthierarchie oberhalb der Revierebene abdeckt. Betrachtet man den Forst als Behörde, ist das eigentlich keine schlechte Ertragslage, denn welche Behörde sonst schafft es schon, ihre eigenen Kosten wenigstens annähernd einzuspielen? Es gibt aber auch noch allerhand Forstämter die Defizit machen, so dass das Forsten für den Staat insgesamt ein Minusgeschäft ist, wenn auch kein wirklich schlimmes.

Betrachtet man den Forst aber als Unternehmen, sieht die Sache schon weit weniger gut aus. Eine Deckung der laufenden Kosten einschließlich Gehälter bedeutet, dass das Geschäft lediglich die aufgewandte Arbeit bezahlt, nicht aber Zins für das eingesetzte Kapital – in diesem Falle den Wert des Waldes. Ein solches Geschäft würde ein schwäbischer Unternehmer als „bloß das Geld umdrehen“ bezeichnen. Der Staatsforst könnte auch im Grunde damit leben, da er damit erstens schon besser ist als so ziemlich jede andere Behörde und zweitens auch noch in Anschlag bringen kann, dass der Wald eine ganze Menge Dinge bringt, deren Wert zwar nicht in Geld beziffert werden kann, die aber trotzdem unbedingt erforderlich sind: Die Funktion des Waldes als Klimabesserer, Wasserspeicher, Lärmbremse, Luftreinigungsanlage, Erosionsverhinderer und nicht zuletzt als Erholungsort für den stressgeplagten Zivilisationsmenschen, der sich dort auch noch über den bösen, bösen Jäger (den er im übrigen meist nicht vom Förster zu unterscheiden in der Lage ist) ereifern kann, wenn er einen Grünrock mit Bleispritze in Anblick bekommt. Außerdem sieht der Wald auch noch gut aus, besser auf jeden Fall als so manches Kunstwerk, das die öffentliche Hand für viel Geld kauft und irgendwo aufstellt, wo es dann doch niemandem gefällt.

Anders ist das im Privatwald. Sicherlich findet der Waldbesitzer es gut, dass der Wald so viele positive Auswirkungen auf die Umwelt und unsere Lebensqualität hat und gönnt uns den Spaziergang dort, wenigstens, wenn wir uns anständig benehmen. Allerdings kann er davon auch nicht herunterbeißen. Wenn er nach dem Abzug aller Kosten für seinen Wald aus dem Holzertrag einen kleinen Gewinn übrig behält, hat er zwar einen gewissen Unternehmerlohn erwirtschaftet, sprich, der Wald hat ihn für seine Arbeit bezahlt, aber er hat keine Zinsen für das eingesetzte Kapital abgeworfen. Der Wald stellt ja einen Wert dar und wenn man ihn verkaufen würde, könnte man das Geld anlegen und daraus ein Einkommen in Form von Zinsen bekommen ohne dafür arbeiten zu müssen. Meist wären diese Zinsen annähernd so hoch oder gar höher als das Einkommen, welches man sich mit dem Wald erwirtschaften kann.

Dass ein Wald eine sehr, sehr schlechte Rendite abwirft sieht man auch daran, dass niemand ernsthaft auf die Idee kommt, sich bei der Bank Geld zu leihen um damit einen Wald zu kaufen, so wie man z.B. eine Fräsmaschine oder einen Bagger mit einem Kredit finanzieren würde. Der Ertrag, den man aus dem Wald erwirtschaften kann, würde nämlich nicht einmal

reichen, einen Kredit in der Höhe des Kaufpreises zu bedienen, geschweige denn, dann auch noch etwas zum Leben übrig zu behalten. Dass trotzdem heute noch Leute von ihrem Waldbesitz leben können, liegt daran, dass sie den Wald schon hatten und nicht erst mit geliehenem Geld kaufen mussten. Betriebswirtschaftlich betrachtet wären diese Leute aber besser dran, wenn sie ihren Wald verkaufen und den Käuferlös anderweitig anlegen würden. Wenn sie es nicht tun, dann wohl deshalb, weil sie an ihrem Wald hängen, der oft schon seit Generationen Familienbesitz ist. Es ist übrigens auch gut denkbar, dass Wald sich auf sehr lange Sicht doch als gute Geldanlage entpuppen wird, weil der Holzbedarf unserer Welt ständig steigt. Das hat sich vielleicht auch der schwäbische Unternehmer gedacht, der jene Wälder auf der Ostalb angekauft hat, die von einem süddeutschen Fürstenhaus abgestoßen wurden. Derzeit noch aber wirft der Wald in der Tat, betriebswirtschaftlich betrachtet, eine sehr schlechte Rendite ab. Und der schwäbische Fabrikant wird möglicherweise die Wertsteigerung seines Waldes selbst nicht mehr erleben, eher schon seine Kinder oder Kindeskinde. Beim Umgang mit Wald denkt man aber sowieso in Generationen und nicht in Jahren.

Warum bringt der Wald nichts ein?

Woran aber liegt die schlechte Situation der Forstwirtschaft, wenn nicht daran, dass die von schießgeilen Jägern gezüchteten Rehe die Bäume kaputt beißen? In unserem Land wachsen pro Jahr etwa 80 Millionen Festmeter Holz nach. Jeder Bundesbürger verbraucht ca. einen Festmeter pro Jahr, so dass der jährliche Zuwachs des deutschen Waldes unseren Bedarf in etwa decken würde. Das Problem dabei: Das Holz, welches wir verbrauchen kommt zu einem großen Teil nicht aus unseren eigenen Wäldern sondern wird billig importiert. Das bedeutet, dass die privaten und staatlichen Forsten das erzeugte Holz nicht vollständig verkaufen können und auch für das, was sie loswerden, schlechte Preise erzielen.

Obwohl Schnittholz in Baumärkten sündhaft teuer ist, erzielt die Forstwirtschaft nur mäßige bis schlechte Preise für Stammholz und obwohl Brennholzscheite in Supermärkten in kleinen Säckchen oder Schachteln zu Apothekenpreisen verkauft werden, lohnt sich die Aufarbeitung von Ästen und schwachen Stämmen nur noch für Privatleute. Diese kaufen sich für wenig Geld einen sogenannten Schlag, das Recht also, auf einer Hiebfläche dasjenige Holz aufzuarbeiten, welches die Waldarbeiter liegen lassen, weil die professionelle Nutzung sich nicht lohnt.

Dazu kommt, dass heute außer reifen Stämmen kaum noch etwas aus dem Wald verkauft werden kann. Früher brachte das bei den regelmäßigen Durchforstungen anfallende Holz den forstwirtschaftlichen Betrieben bereits Geld ein: Auch bei der früher üblichen Pflanzung der Bäume von Hand wurden wesentlich mehr Bäume gepflanzt, als dann die Endnutzung nach der Umtriebszeit erreichten und bei der heute meist genutzten Naturverjüngung sind es noch wesentlich mehr Jungpflanzen, die zunächst in einer Kultur wachsen. Bei mehreren Durchforstungen im Laufe der Wachstumszeit werden immer wieder nur die Stämme stehen gelassen, die sich am besten zu entwickeln versprechen und alles andere wird herausgeschlagen.

Früher brachte der Wald bereits bei der ersten Durchforstung gutes Geld in Form von Christbäumen. Diese bringen heute kaum mehr einen anständigen Preis, da es Plantagen gibt, die sich auf deren Produktion spezialisiert haben. Wenn man nur Christbäume produziert, kann man diese von Hand oder sogar maschinell viel rationeller ernten, als das möglich ist, wenn man sie einzeln aus einem jungen Bestand auswählen und herauschlagen muss. Der Christbaum von der Plantage ist also viel billiger als ihn ein Forstwirt produzieren kann. Dazu kommt, dass als Christbäume heutzutage vor allem Tannen gefragt werden, in forstlichen Betrieben jedoch hauptsächlich Fichten anfallen, da dies derzeit noch der in den meisten Fällen angebaute Nadelbaum in unseren Wäldern ist.

Bei der zweiten Nutzung eines jungen Fichtenbestandes fallen Stangen an. Diese wurden früher vor allem für Baugerüste benötigt. Heut gibt es statt der althergebrachten Gerüste aus Fichtenstangen und Dielen eiserne Systemgerüste. Stangen aus der Durchforstung werden allenfalls einmal von Pferdehaltern nachgefragt, die daraus Koppeln bauen und von Jägern, die sie als Material beim Hochsitzbau verwenden. Der Preis dafür ist mittlerweile so niedrig, dass er die Arbeitskosten für die Durchforstung nicht mehr deckt. Jeder Jäger weiß, dass man für Stangen heute in der Regel nichts mehr zu bezahlen braucht, sondern der Waldbesitzer sie einem als Arbeitslohn für die Durchforstung überlässt. Wenn auch das herausgeschlagene Holz nicht mehr verkäuflich ist, so muss die Durchforstung nämlich dennoch durchgeführt werden, damit sich der Wald entwickeln kann. Nicht viel besser ist es mit den stärkeren Stämmen, die bei noch späteren Durchforstungen anfallen. Sie konnten früher z.B. als Grubenholz verkauft werden, heute wird man sie bestenfalls als Papierholz los, aber zu schlechten Preisen.

Wirklich verkäuflich sind heute praktisch fast nur noch reife Stämme und die bringen aufgrund der Konkurrenz des billigen Importholzes nur noch mäßige Preise. Vor allem aber auch fehlt das Geld, dass die vor 10, 20, 30, 40 Jahren begründeten Bestände mittlerweile mit dem Durchforstungsholz einbringen sollten, es aber aus den eben erläuterten Gründen nicht tun. Das sind die wahren Gründe für die Misere der Forstwirtschaft und nicht das Rehwild, wie uns hier ein Ideologe ohne den Hauch eines Bezuges zur Praxis weismachen möchte.

Globalisierung, offene Märkte und hohe Arbeitskosten bei uns sind also die eigentlichen Gründe für die Misere der Forstwirtschaft. Dazu kommt, dass viele Dinge, die früher aus Holz waren verschwunden sind oder aus anderen Werkstoffen hergestellt werden, wie z.B. eben die Baugerüste aus Fichtenstangen. Zwar nimmt dafür die Produktion von anderen Dingen aus Holz zu, doch sind dies in aller Regel hochwertige Produkte, für die man als Ausgangsmaterial gut gewachsenes Stammholz benötigt. Die Dinge, die man früher aus Schwachholz machte, sind verschwunden und selbst als Papierholz werden bestimmte Mindestabmessungen verlangt. Dadurch ist der Forstwirtschaft eben der Cash-Flow weggebrochen, den ein Waldbestand früher durch den Verkauf des Holzes abwarf, das bei den Durchforstungen anfiel und das nicht zuletzt die Durststrecke bis zur Hieb reife eines Bestandes erleichterte, weil eben vorher schon immer wieder einmal Geld aus dem Wald gezogen werden konnte. Das wird sich erst ändern, wenn man sich darauf besinnt, das Holz ein nachwachsender Rohstoff ist, der sich nicht nur als Energieträger und Rohstoff für Papier eignet, sondern sogar auch als Ausgangsmaterial für Dinge, die man heute noch aus Erdöl herstellt.

Geht es den Rehlein an den Kragen?

Schließlich muss man sich aber noch die Frage stellen, ob es eigentlich überhaupt möglich ist, dass gegen den Willen der Waldbesitzer überhöhte Rehwildbestände heran gehegt werden. Um diese Frage zu beantworten, muss man sich zunächst einmal klar darüber werden, wer eigentlich entscheidet, wie in einem Revier gejagt zu werden hat. Da das natürlich letztendlich der Eigentümer ist, bzw. die Gemeinschaft der Eigentümer, führt dies wiederum zu der Frage, wem der deutsche Wald eigentlich gehört: Von den rund 11.076.000 ha Wald, die es in Deutschland gibt, sind rund 44% Privatwald, 32% Staatswald (29% Landeswald und 3% Bundeswald), 19% Körperschaftswald und 5% Treuhandwald. Körperschaftswälder sind vor allem kommunale Wälder, die meist von den Staatsförstereien mit befördert werden. So ist schon einmal über die Hälfte des Waldes staatlichen Forstämtern unterstellt. Von den 44% Privatwald ist ein Teil Großprivatwald, der ähnlich wie der Staatswald befördert wird.

Im Staatsforst und im Großprivatwald hat das Rehwild zunehmend schlechte Karten, jedenfalls was seine Beliebtheit bei den Forstleuten angeht. Warum es aber dennoch jede Menge Rehwild gibt, wird weiter unten erläutert. Viele Förster sind Mitglied im ÖJV und wer dessen

Positionen kennt, weiß, dass überhöhte Rehwildbestände hier keine Lobby haben. Sicherlich gilt nicht allen modernen Förstern der Spruch „Nur ein totes Reh ist ein gutes Reh“ als Devise, aber bei der angespannten Finanzlage von Vater Staat kann es sich kein Förster leisten, übermäßige Kosten für Verbisschutz zu produzieren indem er in seinem Revier Rehwild züchtet. Es mag durchaus noch den einen oder anderen Förster geben, der sich gerne als Rehvater profilieren würde, aber wer das umsetzt, fiele natürlich mit einer erhöhten Verbissbelastung in seinem Revier auf und würde sich dienstlichen Ärger einhandeln.

Wenn Förster je Rehwild gezüchtet haben, dann sind diese Zeiten vorbei. Wer öfter einmal in den Wald kommt, dem wird vielleicht auffallen, dass die früher üblichen Futterkrippen für die Rehe, sofern sie überhaupt noch da sind, längst unbenutzt vor sich hin rotten. Wo sieht man noch pausbäckige, herzige Kinder im Herbst Kastanien zum weißbärtigen Herrn Oberförster mit dem gütigen Gesicht tragen, der damit den lieben Rehlein über den harten Winter hilft? Der moderne, smarte Forstbeamte steht mit seinen Jagdgästen im Winterwald, die kurzläufige Drückjagdbüchse in der Hand und schießt auf die Rehe, die zusammen mit den Sauen von Stöberhunden aus den Dickungen gedrückt werden. Dabei kann er aber durchaus noch ein Jäger mit Herz für sein Wild sein, wenn die Bejagung Regulierung ist und nicht in gnadenlose Bekämpfung nach dem Motto „Wald vor Wild!“ ausartet.

In der Tat geht es dem Rehwild zumindest in vielen Wäldern nämlich so gut wie nie zu vor, auch wenn alte Jäger gerne behaupten, dass es keine Rehe mehr gäbe, weil die Förster alle totgeschossen hätten. Tatsächlich gibt es heutzutage überhaupt keinen Grund mehr, Rehe mit Gewalt zu züchten, denn das tut unser heutiger Wald ganz von alleine. Der Autor von „Was Jäger verschweigen“ ist hier ganz offensichtlich nicht auf der Höhe der Zeit und scheint schon eine ganze Reihe von Jahren keinen Wald mehr aus der Nähe gesehen zu haben. Unser Wald hat sich nämlich in den letzten Jahrzehnten stark verändert und das ökologisch gesehen keineswegs zum schlechten.

Manch ein älteres Semester wird sich daran erinnern, wie unser Wald früher aussah. „Auf jeden Raum pflanz' einen Baum!“ hieß ein wichtiger Lehrspruch der Forstwirtschaft. Waldarbeiter und Pflanzfrauen pflanzten Bäumchen für Bäumchen Fichten in Reih' und Glied, woraus dann büstendicke Dickungen, finstere Stangenhölzer und düstere Altbestände wurden. Auch im Laubwald gab es eher wenig Unterwuchs. In Fichtenmonokulturen gibt es keinen vernünftigen Humus und zu wenig Licht. Das ist nichts für grüne Pflanzen und selbst Pilze sieht man nur wenige auf dem sauren Rohhumus, der den Boden bedeckt. Da die grüne Pflanze nun einmal die Grundlage allen tierischen Lebens ist, ist die Fichtenmonokultur auch arm an tierischen Arten. Fast das einzige, was sie zu bieten hat, sind gute Einstände für das Rehwild. Da es aber keine Nahrung gibt, muss das Rehwild in solch einem Wald abends hinaus in die Feldmark oder auf Waldwiesen ziehen um zu äsen. Wintertags geben die Wiesen aber nicht viel her und so musste man eben, um überhaupt Rehwild zu haben, dieses im Winter füttern. Trotzdem verbiss es im Wald junge Bäume und man schützte diese entweder einzeln durch Drahtosen, Vergällungsmittel und dergleichen oder man zäunte gleich die ganze Kultur ein.

Naturnaher Waldbau

Der Arbeitsaufwand für die Pflanzung, den Verbisschutz, und für die Pflege der jungen Kulturen, die man bis zu einer gewissen Größe immer wieder von konkurrierenden Pflanzen freischneiden musste, war enorm. Durch die steigenden Arbeitskosten wurde er unbezahlbar; dazu kam, dass in Folge von Monokulturen und ungeeigneten Standorten Fichtenstarkholz oft durch Dinge wie Käferkalamitäten, Rotfäule und Windwurf entwertet wird. Das sind die entscheidenden Gründe für die Misere der Forstwirtschaft und nicht der Verbiss durch von Jägern angeblich in unglaublicher Menge gezüchtetem Rehwild. Mittlerweile steuert man aber hier

auch gegen und hat Methoden entwickelt, den Waldbau rationeller zu gestalten. Es weist der Trend zum naturnahen Waldbau, auch wenn das langsam geht, weil ein Wald eben nicht in einem Jahr wächst. Auch da, wo noch eher konventionell geforstet wird, ist das Pflanzen einzelner Bäume von Hand weitgehend verschwunden und es wird die Naturverjüngung des Waldes genutzt. Als Naturverjüngung bezeichnet man die neue Waldgeneration, die aus den Samen der alten Bäume aufwächst. Anstatt den ganzen Wald auf einmal umzuhauen, lichtet man ihn in mehreren Stufen aus, so dass der Aufwuchs Licht bekommt, gedeihen kann und bereits eine gewisse Höhe besitzt, wenn der letzte alte Baum gefällt wurde.

Die so aufgelockerten Althölzer erlauben das Aufwachsen aber nicht nur den Nachkommen der herrschenden Baumart im jeweiligen Bestand, sondern auch allerhand anderen Pflanzen, deren Samen auf vielfältige Art und Weise hergelangt sind. Deswegen wachsen dann auch in einem Altholz, das ursprünglich einmal als reiner Fichtenbestand gegründet wurde, neben Gräsern, Kräutern und Sträuchern allerhand Laubhölzer, auch solche, die zu pflanzen einem Forstmann der alten Schule nicht einmal in seinen fürchterlichsten Alpträumen eingefallen wäre. Diese sogenannten Weichlaubhölzer sind als Holz geringwertig oder sogar wertlos, ökologisch jedoch sehr wertvoll, da sie den Tieren des Waldes nicht nur Deckung, sondern auch jede Menge erstklassiger Äsung bieten. Das gefällt natürlich auch dem Rehwild sehr gut und auf der anderen Seite halten sowohl eingesprenzte Weichlaubhölzer das Rehwild vom Verbiss an anderen Baumarten ab, als auch die hohe Zahl der jungen Bäume bewirkt, dass trotz Verbissbelastung eine genügende Anzahl der erwünschten Bäume hochkommt, zumindest, wenn es gelingt, die Anzahl der Rehe durch eine entsprechende Bejagung in Grenzen zu halten. Außerdem besteht die Chance, einen naturnäheren Mischwald aufwachsen zu lassen, indem man bei Pflegemaßnahmen auch andere als die vorherrschende bzw. ökonomisch wünschenswerteste Baumart fördert.

Zu der Förderung des Unterwuchses in Althölzern durch deren Auflichtung kommt aber noch eine weitere durch den Eintrag von Stickstoff aus der Luft hinzu. Dieser stammt von den Stickoxiden aus Abgasen. Aus diesem Grunde findet man heute im Wald häufig typische Stickstoffzeiger wie die Brombeere und die Brennessel, die es früher dort kaum oder gar nicht gab. Sprich: Die Menge der pflanzlichen Biomasse im Wald hat in den letzten Jahrzehnten stark zugenommen. Pflanzliche Biomasse erzeugt aber in aller Regel auch tierische Biomasse, da sich dort, wo die Natur ein Ressource bietet, immer jemand findet, der sie nutzt. Im Falle des deutschen Waldes ist das eben das Rehwild, zumal ihm das dichte Gebüsch unter den Bäumen im Wald auch noch herrliche Deckung bietet. Das Reh ist nämlich, wie die Zoologen es nennen, eigentlich ein sogenannter Schlüpfert der Waldrandzone. Das leuchtet ein, wenn man sich seinen Körperbau ansieht: Das für einen Hirschartigen recht bescheidene Geweih, das Gehörn, wie man es beim Rehwild nennt und sein hinten höherer Rücken ermöglichen es ihm, sich geschickt in dichtem Bewuchs zu bewegen, wie er in einer gesunden Waldrandzone, aber eben auch in aufgelichteten Althölzern vorkommt.

Es sind in unseren Wäldern aber noch weitere Traumbiotope für das Rehwild entstanden. Die Waldbausünden der Fichtenmonokulturen haben sich bitter gerächt. Fichten stehen nicht besonders fest und können daher noch am ehesten groß und alt werden, wenn sie zwischen Laubbäumen stehen, die sie vor dem Wind schützen. Fichtenmonokulturen jedoch sind durch Windwurf äußerst gefährdet, zumal durch die Kahlschläge, die der konventionelle Waldbau mit sich bringt, oft gefährliche Angriffsflächen für den Wind entstehen. So sorgte der Orkan, den uns Anfang 1990 das Sturmtief Wiebke brachte, für verheerende Schäden an den Fichtenmonokulturen. Da sich auf Windwurfflächen naturgemäß keine Naturverjüngung der alten Bäume mehr einstellen kann, hätte man die Flächen nach dem Aufräumen der Windbruchbäume wieder nach der alten Methode neu bepflanzen müssen. Dafür fehlte aber vielerorts das Geld.

Wenn bei unserem Klima und unseren Böden Land unbearbeitet liegt, muss darauf schon eine sehr verfilzte Pflanzendecke liegen, damit sich nicht schnell Gehölze ansiedeln. Das ist aber nur bei bestimmten Wiesen der Fall, bei Boden, auf dem bis vor kurzem noch Fichtenmonokulturen standen nicht. Was der Mensch also nicht tat, tat der liebe Gott: Er forstete die sogenannten Wiebke-Flächen auf und zwar in der Weise wie sich in unseren Breiten eben auf natürliche Weise Wald bildet. Außer allerhand krautigen Pflanzen siedelten sich schon sehr bald die ersten Pioniergehölze an; das sind Bäume und Sträucher, denen die pralle Sonne, die scharfe Kälte und der Wind nichts ausmachen, welche in ungeschützten Lagen auf die Vegetation einwirken. So bildet sich die erste Stufe eines neuen Waldes aus sogenannten Lichtbaumarten, Baumarten also, denen pralle Sonne in der Jugend nichts ausmacht, die sie sogar benötigen um zu gedeihen. Im Schatten dieser ersten Generation des jungen Waldes können sich dann auch die sogenannten Schattbaumarten einstellen; es sind dies Baumarten, die in ihrer Jugend keine pralle Sonne vertragen, wie z.B. die Buche, unsere von Natur aus in den meisten Lagen vorherrschende Baumart. Ist eine Fläche erst einmal mit Schattbaumarten bestockt, können die Lichtbaumarten nicht mehr aufwachsen; die stabile Endphase der natürlichen Vegetation ist erreicht. In den meisten Fällen wird das bei uns ein Buchen-Mischwald sein, wobei je nach Standort die Baumarten variieren, welche der Buche zugemischt sind.

Bis es aber so weit ist, wird es noch eine ganze Weil dauern. Die Wiebke-Flächen sind im Augenblick stellenweise undurchdringlicher junger Urwald aus Weiden, Birken, Holunder, Hasel und noch einer ganzen Anzahl anderer Gehölze. Sie bieten dem Rehwild erstklassige Äsung und sichere Deckung, sind also ideale Rehwild-Biotop. Nachdem nun aber an Weihnachten 1999 ein weiterer Orkan namens Lothar noch einmal einen Haufen Althölzer umwarf, sind weitere Flächen hinzugekommen, auf denen seit nunmehr auch schon wieder sechs Jahren die gleiche Entwicklung stattfindet.

Es gibt keine Rehe mehr...

Das Rehwild hat nun natürlich keinerlei Veranlassung sein Paradies zu verlassen, außer der Platz darin wird eng, was natürlich auch möglich ist, da die Wiebke-Flächen mit ihrem guten Nahrungsangebot auch die Reproduktion der Bestände begünstigen. Da aber auch außerhalb der Wiebke-Flächen, in den aufgelichteten Althölzern mit Naturverjüngung gute Bedingungen herrschen, hat das Rehwild heute keine Veranlassung mehr zum Äsen auf die Wiesen zu ziehen. Deswegen sieht man heute im Sommer kaum noch Rehe außerhalb des Waldes. Setzt sich nun der Jäger auf die Eichenkanzel am Waldrand, dort wo schon sein Vater und sein Großvater ihre Böcke schossen, wird er dort vergeblich auf den Halb-Acht-Uhr-Bock warten, der doch dort früher immer kam. Kommt der aber nicht, weil er sich in der Sicherheit einer Wiebke-Fläche gefahrlos dick und rund äsen kann, ist der Grund dafür schnell gefunden: „Es gibt kein Rehe mehr, die Förster haben alle totgeschossen!“

Wird nun aber im Winter die Äsung im Wald dennoch knapp, stellt das für das Rehwild noch lange keine Katastrophe dar. Erstens ist es darauf eingestellt und ändert im Herbst seinen Stoffwechsel dahingehend, dass es weniger Äsung aufnehmen muss und dafür von dem im Sommer geschaffenen Körperfett, dem sogenannten Feist, zehrt. Zweitens wird heute jede Menge Raps angebaut. Raps wird im Spätsommer gesät und hat sich bis zum Winter zu ganz ordentlichen Pflanzen entwickelt, an denen dann das Rehwild äst. Da bei uns der Winter meist recht spät kommt, sieht man das Rehwild erst so etwa ab Weihnachten oder sogar noch etwas später häufig auf den Rapsäckern stehen. Wer das weiß, erledigt jetzt den Abschuss an weiblichem Rehwild und Kitzen, die ja bis Ende Januar Jagdzeit haben. Da aber konservative Jäger der Doktrin anhängen, dass der Abschuss von Geißen und Kitzen möglichst im November stattzufinden habe und allerspätestens bis Weihnachten abgeschlossen sein muss, gehen sie im Januar nicht mehr hinaus und sehen folglich auch im Winter kein Rehwild. Folge: „Es gibt

kein Rehe mehr, die Förster haben...“

Wie man sieht, entstehen einerseits also auch ohne Zutun der Jäger genug Rehe im Wald und schießen andererseits die Förster fleißig. Diejenigen Rehe, die ihre heimatlichen Wiekflächen gar nicht verlassen, werden zwar nicht geschossen, können aber auch logischerweise nicht in irgendwelchen Kulturen zu Schaden gehen. Es tut also im Prinzip gar nichts, wenn man sie nicht bekommt. Diejenigen Rehe, die zu Schaden gehen sind diejenigen, die in den anderen Bereichen des Waldes leben. Dort bekommt man sie zwar auch nicht mehr so leicht wie früher, aber die Förster schaffen es doch, vor allem, weil sie im Herbst und Winter auf Drückjagden meist gute Strecken erzielen.

Im Staatsforst und Großprivatwald, jedenfalls da, wo zeitgemäß geforstet wird, werden also kein Rehe gezüchtet, auch wenn das Rehwild dort nicht ausgerottet werden kann. Dadurch aber, dass die scharfe Bejagung die Bestände auf einem vernünftigen Niveau hält, leidet das Rehwild keine Not. Dementsprechend sind die Rehe in diesen Wäldern in der Regel auch recht stark. Würde man mit Gewalt große Bestände heranzüchten, würden die meisten Stücke vor sich hin mickern und es würden nicht die hohen Wildpretgewichte erreicht, die man von Rehen aus dem Staatsforst kennt.

Was aber ist mit dem Kleinprivatwald? Dabei handelt es sich um Bauernwald und ähnliche, in kleinen Parzellen gestückelte Wälder. Die gehören, sofern sie nicht angrenzenden Staats- oder Großprivatwaldungen jagdlich angegliedert sind, zu gemeinschaftlichen Jagdbezirken und werden mit diesen verpachtet. Da könnte es ja tatsächlich vorkommen, dass ein Jagdpächter versucht, einen überhöhten Rehwildbestand heranzuzüchten. Wenn die Waldbesitzer sich das gefallen lassen, sind sie, mit Verlaub gesagt, selbst schuld, denn immerhin entscheiden die Jagdgenossen, die Grundbesitzer also, an wen sie ihren Jagdbezirk verpachten. Wenn ihnen der Verbiss durch Rehwild zu hoch wird, können sie, wie im Feld auch, Wildschadenersatz verlangen und darüberhinaus den Jagdpächter auf Beteiligung an den Kosten für Verbisschutz in Anspruch nehmen. Und wenn das alles nichts hilft, kann man den unkooperativen Pächter spätestens bei der nächsten Neuverpachtung mit dem Ofenrohr ins Gebirge schauen lassen und an jemand anders verpachten. Dasselbe gilt natürlich auch für Staatsreviere und solche im Großprivatwald, die nicht von den eigenen Förstern bejagt, sondern verpachtet werden.

Grundsätzlich ist es aber nun auch so, dass Rehwild nach einem Abschussplan bejagt wird. Sinn und Zweck eines solchen Abschussplanes ist es, einerseits Wildbestände vor Überjagung zu schützen, andererseits aber vor allem auch das Heranzüchten überhöhter Bestände zu unterbinden. Der Abschussplan für Rehwild im Wald wird anhand des sogenannten Verbissgutachtens aufgestellt. Dieses Verbissgutachten wird vom zuständigen Forstamt erstellt, das nicht nur für die Bewirtschaftung des Staatsforstes zuständig ist, sondern auch Privatwaldbesitzer berät und dafür zu sorgen hat, dass das Waldgesetz eingehalten wird. Erfüllt ein Jagdpächter seine Abschusspläne nicht, bekommt er Ärger, was so weit gehen kann, dass auf seine Kosten fremde Jäger, in der Regel Förster, beauftragt werden, den Abschuss zu erledigen. Natürlich kann nun ein Jagdpächter auf die Idee kommen, die laut Abschussplan fehlenden Stücke „auf dem Papier“ zu schießen, also seine Abschussliste zu fälschen. Das hat aber zur Folge, dass die Verbissbelastung steigt. Das wiederum scheint auf wenn das Verbissgutachten erstellt wird und führt zu einem noch höheren Abschussplan. - und natürlich zu Kosten durch Wildschadenersatz, wenn der Verbiss zu merklichen Schäden führt. Ganz abgesehen davon, ist es nun aber so, dass in der Nähe so ziemlich jedes Stückchens Privatwald irgendwelche größeren Staatsforsten oder Großprivatwälder liegen. Da sich Wilddichten aber ganz ähnlich ausgleichen wie Drücke in Flüssigkeiten und Gasen, werden überhöhte Rehwildbestände in Privatjagden durch die angrenzenden Forsten gewissermaßen abgesaugt, was dann natürlich auch dazu führt, dass in konventionell bewirtschafteten, ökologisch armen Wäldern die Rehe besonders stark abnehmen. („Es gibt keine Rehe mehr, die Förster haben...“)

Immerhin wäre es ja aber theoretisch noch möglich – und manche Behauptungen von Jagd-gegnern möchten so etwas offenbar auch suggerieren – dass Jäger und Forstämter unter einer konspirativen Decke stecken. Das würde bedeuten, dass die Förster im Staatswald Rehe züchten und damit bewusst den Bürger (denn dem gehört der Staatswald ja im Grunde) schädigen würden und gleichzeitig – aus einer Art Korpsgeist heraus - die Jäger decken würden, welche die Kleinprivatwaldbesitzer ihrer Jagdbezirke schädigen. Das mag eine schöne Verschwörungstheorie abgeben, die aber leider absurd ist. Wer die Szene ein kleines Bisschen kennt, weiß, dass Jäger und Förster sich nicht besonders mögen. Außerdem müssten dann auch noch die Förster aus den Großprivatwaldungen mit von der Partie sein. Spätestens diese Vorstellung ist auf jeden Fall absurd, denn die Besitzer der Großprivatwälder würden es ganz sicher nicht dulden, dass in ihren Wäldern – von denen sie teilweise leben - Rehe gezüchtet werden, anstatt dass Wertholz produziert wird.

Dass die Forstverwaltungen aber auch tatsächlich in der Lage und willens sind, den Wald, wenn es sein muss sogar um den Preis einer Wildart, vor Verbiss zu schützen, zeigt das Beispiel des Rotwildes. Das wurde nämlich aus den allermeisten Gegenden verbannt und in die sogenannten Rotwildgebiete zurückgedrängt, weil es sowohl in der Landwirtschaft als auch in den Wäldern erhebliche Schäden anrichtet. Rotwild ist wohl die begehrteste Wildart und es ist der Traum der meisten Jäger, wenigstens einmal im Leben einen starken Kronenhirsch zu schießen, den sogenannten Lebenshirsch. Rotwild könnte in den meisten Gegenden Deutschlands leben und die meisten Jäger wären wohl gerne bereit, erforderlichenfalls einigen Aufwand mit der Hege zu treiben, wenn es nur erlaubt wäre.

Wenn die Lobby der Jäger tatsächlich so mächtig und rücksichtslos wäre, wie Jagdgegner glauben machen wollen, hätte sie sicherlich durchgesetzt, dass Rotwild um jeden Preis gehegt werden darf. Das ist aber nicht der Fall, die Interessen des Land- und Waldbaus gehen hier vor. Dass aber das Rotwild bei uns wenigstens noch in den sogenannten Rotwildgebieten leben darf, ist sicherlich nicht zuletzt den Jägern zu verdanken, denn wenn die nicht für die Abschüsse von Rotwild viel Geld zu bezahlen bereit wären, wäre der Unterhalt der Forstämter in Rotwildgebieten für den Fiskus ein äußerst schlechtes Geschäft.

6 Prädator Jäger – Die Rolle der Jagd in der Kulturlandschaft

Eine der stehenden Behauptungen der Jagdgegner ist die, dass bei uns eine Mehrheit der Menschen gegen die Jagd sei. Ob das stimmt sei einmal dahin gestellt; Tatsache ist aber, dass sich die Masse der Menschen am besten mit eingängigen Phrasen und Platttheiten beeinflussen lässt, die ständig wiederholt werden. Der für seine spitze Feder bekannte Wissenschaftsjournalist und Autor satirischer Fantasyromane, Terry Pratchett, errechnet die Intelligenz einer Menschmasse aus dem IQ des dümmsten unter ihr geteilt durch die Wurzel aus der Anzahl der Personen. Ganz ähnlich äußert sich auch ein gewisser Adolf Schicklgruber, den meisten besser als Adolf Hitler bekannt, in seinem Buch „Mein Kampf“; er empfiehlt, zur Beeinflussung der Massen wenige, auf (scheinbar) einfachen Sachverhalten beruhende Phrasen ständig zu wiederholen. Dass diese Technik offenbar sehr gut funktioniert, hat er selber eindrucksvoll und in einer solchen Weise demonstriert, dass wir sehr gerne darauf verzichten hätten.

Verdrehte Argumente

Wer sich mit den Argumenten der Jagdgegner auseinander setzt, wird finden, dass auch sie diese bewährte Technik anwenden. Da werden tatsächliche Sachverhalte verkürzt dargestellt, verdreht und dann schlagwortartig in eine scheinbar logische Behauptung gepresst. Um diese Behauptung zu entkräften ist es dann erforderlich, weit auszuholen und zunächst einmal die tatsächlichen Hintergründe zu erläutern, damit der Leser oder Zuhörer überhaupt weiß um was es geht und warum das nicht stimmen kann, was die Jagdgegner behaupten. Mit diesem Problem kämpft auch diese Publikation: Wie bereits klar geworden sein dürfte, muss man zum Beispiel eine ganze Menge Fakten aus der Jagdgeschichte erläutern um die einfache und eingängige Behauptung zu widerlegen, Jäger seien Nazis, weil Hermann Göring unser Jagdgesetz gemacht habe: man muss erklären, wie das Reichsjagdgesetz zustande gekommen ist, was Hermann Göring damit zu tun hatte und warum es, trotzdem es aus dem Dritten Reich stammt, in großen Teilen zur Grundlage des Bundesjagdgesetzes wurde.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Behauptung der Jagdgegner, die Jäger würden sich als Ersatz für die bei uns so gut wie nicht mehr vorhandenen großen Beutegreifer wie Bär oder Wolf verkaufen, könnten aber diese Rolle gar nicht ausfüllen. So auch F.Werner auf Seite 13:

Viele Menschen leben mit der Vorstellung, dass nach der Ausrottung der größeren Raubtiere in unserem Land, nun die Jäger an deren Stelle dafür sorgen, dass sich die Tierbestände nicht ungebremst vermehren können, denn immerhin erlegen die Jäger doch sehr viele Tiere und reduzieren damit zwangsläufig auch deren Bestandsdichte. Auch wenn diese Bestände inzwischen unnatürlich hoch sind, so wäre das Tiervorkommen, bei einer solchen Betrachtungsweise, ohne Jagd noch viel höher. Mancher sieht deshalb in der Jagdausübung einen Sinn und hält diese daher für eine unverzichtbare Notwendigkeit.

Immerhin sagt der Autor hier wenigstens nicht ausdrücklich, dass die Jäger dies behaupten würden. Er impliziert es aber bereits im übernächsten Absatz, indem er nämlich genau diese Vorstellung als „jägerisches Argument“ bezeichnet:

Beim Niederwild greift dieses jägerische Argument deshalb nicht, da die Raubtiere in diesem Bereich noch nicht ausgerottet wurden und daher deren natürliche Regulationsfunktion noch vorhanden und menschliches Eingreifen nicht notwendig ist.

Gleichzeitig haben wir hier schon wieder eine Behauptung, die zwar auf den ersten Blick

plausibel klingt, nichtsdestotrotz aber in die Irre führt. Natürlich sind Fuchs, Marder und Co. bei uns nicht ausgerottet. Sie zehnten, wie der Jäger sagt, das heißt, sie dezimieren das Nutzwild sogar mehr als dem Waidmann lieb ist. Wenn man genau hinsieht, unterstellt F. Werner hier dass die Jäger mit stolzgeschwellter Brust behaupten würden, die Welt vor einer fürchterlichen Bedrohung durch ungebremst sich vermehrende Hasen, Rebhühner und Fasanen zu beschützen. So lächerlich diese Vorstellung klingt, so alt ist der Trick, dem Diskussionsgegner eine Behauptung zu unterstellen, die er nie aufgestellt hat und diese dann mit scheinbar geschickter Argumentation zu entkräften.

Krudes aus der Feder des Jagdgegners

Es kommt aber noch besser. Entweder hält F. Werner seine Leser für absolut verblödet, so dass sie sich etwas Gelesenes keine zehn Sekunden merken können, oder er hat selbst nicht gemerkt, wie er sich schon wenige Zeilen weiter selbst widerspricht, indem er die alte Jagdgegner-Weise anstimmt, die vom bösen Jäger erzählt, der aus lauter Jagdneid und Gier die mit ihm konkurrierenden kleinen Beutegreifer meuchelt:

Die Hobby-Jäger verursachen mit ihrer Niederwildjagd und Hege absichtlich schwerwiegende Störungen in deren Artengleichgewicht, um erfolgreicher jagen zu können. Intensiv bekämpfen sie die Raubtiere, besonders den Fuchs.

Ob F. Werner wohl selber weiß was er sagen will? Verfolgen die Jäger nun meuchelnd den Hasen, wobei sie vorgeben, dass er überhand nehmen würde, weil die Großcarnivoren Wolf, Luchs und Bär ausgerottet wurden oder massakrierten sie den Fuchs, von dem sie aber doch behaupten, es gäbe ihn nicht mehr, weswegen sie vorgeben ihn ersetzen zu müssen? Man sieht deutlich: Blinde, geifernde Wut auf vermeintlich privilegierte Mitmenschen ist ein schlechter Ratgeber beim Argumentieren, vor allem wenn es an Argumenten fehlt und zwar aufgrund der eigenen mangelnden Kenntnisse des Gegenstandes und aufgrund der Unrichtigkeit der Behauptungen, die man aufstellt.

Wie verhält es sich nun aber wirklich mit der Niederjagd in der Feldmark? Knack- und Ansatzpunkt ist die Behauptung, der Jäger störe das Artengleichgewicht in Feld und Wiese. Was der Autor hier verschweigt – vielleicht ist es ihm aber auch nicht klar – ist die Tatsache, dass unsere Feldmarken keine Natur- sondern Kulturlandschaften sind. Es gibt bei uns keine natürlichen Wiesen, denn die natürliche Vegetationsform unter den bei uns herrschenden klimatischen und geologischen Bedingungen ist der Wald. Und dass es erst recht keine natürlichen Äcker gibt, muss man wohl nicht einmal einem Jagdgegner sagen. Folglich ist auch das Gleichgewicht aus Tieren und Pflanzen im Lebensraum Feldmark kein natürliches, sondern ein vom Menschen geschaffenes, so wie der Mensch die landwirtschaftlichen Nutzflächen ursprünglich einmal durch die Rodung des von Natur aus vorhandenen Waldes geschaffen hat und dadurch, dass er weiter Landwirtschaft betreibt, verhindert, dass sie wieder zu Wald werden.

Bewirtschaftung des Wildes

Selbstverständlich dreht der Jäger an diesem Gleichgewicht und zwar so, dass es sich zu Gunsten des Nutzwildes verschiebt. Er ist, wie der Bauer, ein Nutzer der Kulturlandschaft; wenn man es so prosaisch ausdrücken will, ist die Niederjagd in der Feldmark eine naturnahe Fleischproduktion in den ökologischen Nischen der bäuerlichen Kulturlandschaft. Das werden außer den Jagdgegnern möglicherweise auch manche Jäger nicht so gerne hören wollen, aber

so ist es nun einmal. Tiere wie Rebhuhn, Fasan und Hase wären bei uns nicht oder kaum heimisch, wenn Deutschland immer noch von Wald bedeckt wäre. Sie konnten – egal ob von selbst eingewandert oder eingebürgert – nur deswegen heimisch werden, weil der Umbau des Waldes zu Bauernland neuartige ökologische Nischen schuf und solche Nischen immer ihre Nutznießer finden. Um nun zu erreichen, dass das Nutzwild in größerer Menge auftritt, dezimiert der Jäger die Beutegreifer, die sogar zum größten Teil verwertbar sind, weil sie zwar kein Fleisch, dafür aber Felle liefern, die der Jäger früher für gutes Geld verkaufen konnte.

Wer auf dem Land spazieren geht, der vermisst aber heute vielerorts den Anblick von Hase und Rebhuhn. Das liegt unter anderem daran, dass sich die Landwirtschaft in den letzten Jahrzehnten stark verändert hat und damit auch die Feldmark als Lebensraum dieser Tiere. Der Hase beispielsweise benötigt nach dem alten Merkspruch 77 verschiedene Kräuter zu seinem Wohlbefinden, die berühmte sogenannte Hasenapotheke. Natürlich ist die Zahl 77 nicht wörtlich zu nehmen, sondern symbolisiert, dass der Hase einer Äsung bedarf, welche aus einer Vielzahl verschiedener Pflanzenarten zusammengesetzt ist. Die fand er früher einmal auf jeder Wiese.

Seit jedoch die Mode eingerissen ist, aus Gras kein Heu mehr zu machen, sondern Silage, sind die Wiesen ärmer an Pflanzenarten geworden. Der Grund dafür ist, dass man das Gras für die Silage bereits im Mai mähen kann und nicht erst im Juni wie das für das Heu. Auf den Wiesen hatte sich über die Jahrhunderte eine Gesellschaft aus Pflanzen eingestellt, denen gemeinsam ist, dass ihre Samen bis zur Heuernte reif sind. Daher machte es ihnen nichts aus, dass sie im Juni abgesäbelt wurden, denn die Fortpflanzung war zu diesem Zeitpunkt bereits abgeschlossen. Mäht man aber regelmäßig bereits im Mai, kann sich keine Art mehr fortpflanzen, die erst im Juni aussamt. Die Folge ist, dass die Wiese an Arten verarmt und der Hase nicht mehr den nötigen Artenreichtum an Äsungspflanzen findet. Eine unscheinbare Änderung in der Landwirtschaft wirkte sich hier nicht nur auf die Pflanzengesellschaft der Wiese aus, sondern auch auf die von ihr abhängigen Tiere, von denen das auffälligste eben der Hase ist. Gleichzeitig sind durch die Intensivierung der Landwirtschaft, nicht zuletzt auch durch die Flurbereinigung, Strukturen in der Landschaft verschwunden oder haben sich verändert. So verschwanden Hecken und Feldgehölze, unebene Flächen wurden eingeebnet und die Landschaft durch Zusammenlegen von Äckern großräumiger und maschinengerechter gemacht. Damit verschwanden Äsungs- und Deckungsmöglichkeiten für das Niederwild.

Wer auf dem Land spazieren geht, der möchte natürlich möglichst auch ein paar Tiere sehen. Als die Feldmark noch nicht durch die moderne Landwirtschaft beschädigt war, gehörten Hase und Rebhuhn zum alltäglichen Landschaftsbild. Es gibt noch da und dort Gegenden, wo das auch heute noch der Fall ist. Dieses typische ländliche Idyll, welches sich der Spaziergänger, Radler, Nordic Walker, Reiter oder wer immer sonst die Landschaft für seine Freizeitaktivitäten nutzt, wünscht, ist aber keineswegs natürlich, sondern ein Produkt menschlicher Tätigkeit. Das gleiche gilt übrigens auch für den Wald: Bis auf spärliche Reste vielleicht, gibt es bei uns keine Urwälder mehr. Vielmehr ist unser Wald, nicht anders als Wiesen und Äcker, planmäßig angelegt worden, wird planmäßig gepflegt und es wird planmäßig daraus geerntet. Das Bild und das Gleichgewicht unserer Landschaft ist geprägt worden durch die Tätigkeit des Bauern, des Försters und des Jägers und es werden beide durch die Tätigkeit genau dieser drei Leute erhalten.

Natürliches Gleichgewicht in der Kulturlandschaft

Wenn Jagdgegner von einem natürlichen Gleichgewicht in unserer Landschaft faseln, zeigen sie damit überdeutlich, dass sie absolut keine Ahnung von der Ökologie unserer Kulturlandschaft haben. Selbstverständlich stellt sich immer und überall irgendwann irgend ein Gleichge-

wicht ein. Wer auf einem Schwebebalken balanciert, wird dabei versuchen, sein Gleichgewicht aktiv zu halten. Dazu sind gewisse Bewegungen nötig. Man kann aber auch darauf vertrauen, dass schon alles von selbst in ein natürliches Gleichgewicht kommt und auf diese Bewegungen verzichten. Wenn man dann unten liegt, ist man rein physikalisch gesehen in der Tat wieder im Gleichgewicht, nur wird einem dieses Gleichgewicht nicht besonders gefallen.

Auch in einer Kulturlandschaft stellt sich ein gewisses Gleichgewicht ein, wenn sie nicht mehr bejagt wird. Es wird in der Feldmark sicherlich immer genügend Mäuse geben, damit der Fuchs ein Auskommen hat und ganz sicher hat er dies von menschlichen Abfällen. Um ihn braucht sich niemand zu sorgen. Hase und Rebhuhn aber werden vom Fuchs auch in einer Landschaft bedroht, die ausreichend Äsung und Deckung bieten, denn Deckung für das Niederwild ist auch Deckung für den Fuchs. Die Erfahrung und einschlägige Untersuchungen zeigen, dass Hase und Rebhuhn auch in geeigneter Landschaft in großer Zahl nur da vorkommen, wo das Raubwild bejagt wird, andererseits aber sogar in (scheinbar) schlechteren, weil ausgeräumten Biotopen in bejagbaren Populationen überleben können - wenn eben die Beutegreifer kurz gehalten werden. Unterlässt man die Prädatorenkontrolle, werden außer den allgegenwärtigen Mäusen, Fuchs, Rabenkrähe und Mäusebussard, vielleicht noch ein paar Turmfalken und wohl auch Elstern und Krähen die einzigen größeren Tiere sein, die man in der Feldmark sieht.

Wie aber passt das mit dem Naturgesetz zusammen, welches besagt, dass nicht, wie viele glauben, der Räuber die Population der Beute steuert, sondern umgekehrt? Nun, dieser Zusammenhang stimmt eigentlich nur, wenn der Räuber fast oder ausschließlich nur von einem Beutetier lebt. Geht zum Beispiel in Gegenden, wo der Polarfuchs überwiegend von Schneehasen lebt, deren Population aus irgendwelchen Gründen zurück, sinkt kurz darauf auch die Zahl der Polarfüchse. Nehmen die Schneehasen zu, folgt auch hier die Zahl der Polarfüchse mit kurzem Abstand. Das funktioniert so aber nur, wenn der Räuber wirklich auf das eine Beutetier angewiesen ist, also bei hochspezialisierten Beutegreifern und in extremen Lebensräumen, wo es bekanntlich nur wenige Arten gibt, so dass es für den Prädatator keine Alternative zu seiner Hauptbeutart gibt.

Im Falle unseres Rotfuchses *canis vulpes* liegen die Dinge jedoch anders. Er ist ein sogenannter Opportunist, was bedeutet, dass er nimmt, was er kriegen kann. Seinen hauptsächlichsten Nahrungsbedarf kann er mit Mäusen, im Extremfall sogar mit Abfällen aus Mülltonnen decken. Das bedeutet, dass er auch in der ausgeräumten Agrarsteppe in größeren Populationen leben kann und die einzelnen Exemplare in guter Verfassung sind. Trotzdem die ebenfalls, aber eben nicht allein, auf dem Speisezettel des Fuchses stehenden Hasen und Rebhühner selten geworden sind, gibt es also noch jede Menge Füchse.

So ist die Gefahr für die wenigen verbliebenen Exemplare dieser Beutetiere, in einem Fuchsmagen zu landen sehr hoch, obwohl umgekehrt der einzelne Fuchs eher geringe Chancen hat, einmal einen Hasen oder gar ein Rebhuhn zu erwischen. So erklärt sich auch die von Jagdgegnern immer wieder als Argument gegen die Prädatorenregulierung angeführte Tatsache, dass sich in den Mägen von Füchsen nicht besonders oft Hasen und Rebhühner finden. Für die bereits stark dezimierten Populationen von Rebhuhn und Hase sind aber eben auch diese, in absoluten Zahlen ausgedrückt wenigen Risse durch den Fuchs eine hohe Belastung. Dazu aber mehr im Kapitel 12 im Zusammenhang mit der Hauskatze.

Dazu kommt aber auch, dass von Jagdgegnern nie etwas über die näheren Umstände solcher Untersuchungen von Mageninhalten genannt werden. Jedes Tier strebt nach möglichst ökonomischem und energiesparendem Nahrungserwerb. Wenn es im Sommer viele Mäuse gibt und diese für den Fuchs leicht erreichbar sind, wird er sich in hohem Maße an sie halten, zumal dann auch das Niederwild in guter Verfassung und entsprechend gut flüchten kann. Außerdem

steht zu dieser Jahreszeit auch jede Menge nahrhafter pflanzlicher Nahrung zur Verfügung

Untersucht man dann die Mageninhalte von Füchsen, wird man darin freilich kaum Hasen und Rebhühner finden. Was aber ist, wenn im Spätwinter einerseits die noch vorhandenen Mäuse in ihren Löchern im gefrorenen Boden unter verharschtem Schnee sitzen, andererseits aber das Niederwild durch die Notzeit geschwächt ist, wesentlicher schlechter reagieren kann als im Sommer und dazu dann noch in einem bis in den März reichenden Winter der Rüde gar schon eine säugende Frau Gemahlin im Bau zu versorgen hat? Haben die famosen Tierschützer und Jagdgegner auch zu dieser Zeit die Mägen der Füchse untersucht, wenn noch dazu jeder Verlust wesentlich schlimmer für die Population ist als im Sommer ?

Der Fuchs – Opfer gnadenloser Verfolgung?

Die Landschaft quillt von Füchsen über und das hat nicht zuletzt damit zu tun, dass es die meisten Jäger in Feldrevieren aufgegeben haben, den Fuchs oder andere Beutegreifer scharf zu bejagen. So gesehen sind F.Werner und die ganzen anderen Jagdgegner auch hier nicht auf der Höhe der Zeit, wenn sie behaupten der Jäger würde das Raubwild erbarmungslos verfolgen um stärkere Niederwildbesätze heran zu hegen. Er tut es heute ja eben meist schon nicht mehr. Warum ist das aber so und war früher anders?

Nun ist es so, dass zumindest was das Haarraubwild angeht, die Triebfeder der Bejagung früher nicht allein – oder sogar weniger – der Wunsch war, das Niederwild vor den Prädatoren zu schützen, sondern die Aussicht, einen wertvollen Balg zu erbeuten. Von älteren Jägern kann man hören, dass noch etwa 1980 ein reifer Winterbalg vom Fuchs einen glatten Hundertmarkschein einbringen konnte, was damals ein ganz ordentliches Geld war, für das so mancher länger als einen Tag arbeiten musste. Dafür lohnte es sich auch, ein paar Stunden in der kalten Winternacht draußen zu sitzen. Es wird von Jägern erzählt, die die Pacht für ihr Revier mit dem Erlös aus den Bälgen vom Raubwild finanzierten und auch von einem Förster aus der Vorkriegszeit, der sich trotz des damals eher spärlichen Gehaltes eine hochwertige Jagdausrüstung gönnen konnte, da er ein fleißiger Raubwildjäger war. Mir selbst erzählte ein älterer Mann vom nördlichen Härtsfeld, dass es dort in den 50er Jahren einen Junggesellen gegeben habe, der sozusagen von Beruf Trapper war. Der gute Mann hatte das Recht auf Kost und Unterkunft, vielleicht auch auf Kleidung, als Erbteil erhalten und sein Taschengeld verdiente er sich mit der Raubwild aus der kleinen Dorfjagd, die er, damals noch zu einem erschwinglichen Preis, gepachtet hatte.

Davon können Jäger heute nur noch träumen. Was man heute für einen Fuchs bekommt, deckt kaum noch die Benzinkosten für die Fahrt ins Revier. Ohne Aussicht auf eine hübsche, steuerfreie Nebeneinnahme, nur für die vage Hoffnung, dass es mit der Niederwildjagd irgendwann vielleicht einmal besser werden könne, wenn man fleißig Füchse schießt oder fängt, setzt sich praktisch niemand mehr regelmäßig stundenlang in bitterkalter Winternacht ins Revier und kaum einer hat Lust, teure Fallen zu kaufen und sie täglich zu kontrollieren. Und selbst wenn es einer tut, hat er in der Regel kaum etwas davon, weil die von ihm erlegten Füchse schnell durch Zuwanderer aus den Nachbarrevieren ersetzt werden, in denen keine ernsthafte Prädatorenkontrolle erfolgt.

In den wenigen Gegenden aber, wo es noch gute Niederwildreviere gibt, wird man von den Jägern erfahren, dass sie ihr Raubwild selbstverständlich konsequent scharf bejagen. Was nun das von den Jagdgegnern beschworene Gleichgewicht der Arten betrifft, welches sich angeblich einstellen würde, wenn man das Raubwild nicht bejagen und gleichzeitig mit einer naturschonenden Landwirtschaft und entsprechender Landschaftspflege dem Niederwild

wieder gute Bedingungen schaffen würde, muss man sich auch einmal folgendes überlegen: Hase und Rebhuhn sind Steppen- und keine Waldtiere. Das bedeutet, dass sie sich bei uns erst eingestellt haben können, als aus den Wäldern unserer Heimat größere Agrarflächen heraus gerodet worden waren. Es ist nun gut denkbar, dass die Menschen damals Füchse, Marder und andere kleine Beutegreifer zunächst nicht jagten um Niederwild zu hegen, sondern um ihrer Pelze willen und/oder um ihr Geflügel zu schützen, so wie man das Großraubwild um der Sicherheit der Viehherden willen bekämpfte. Möglicherweise hat dann eine solche Dezimierung der Beutegreifer erheblich dazu beigetragen, dass einwandernde Steppentiere wie Hase und Rebhuhn überhaupt erst in der neu entstandenen Agrarlandschaft Fuß fassen konnten. Das ist durchaus plausibel, wenn auch nicht erwiesen. Sicher ist jedoch, dass die früheren hohen Bestände an Friedwild in der Feldmark mit einer scharfen Bejagung des Raubwildes zusammenhingen, die nicht zuletzt auch aus pekuniären Motiven betrieben wurde.

Warum aber bringt die Raubwildjagd heute nichts mehr ein? Das liegt zum einen daran, dass aufgrund von Medienkampagnen aus falsch verstandenem Tierschutz Pelze aus der Mode gekommen sind und deswegen kaum mehr nachgefragt werden. Der geringe verbliebene Bedarf an Pelzen aber wird von Tierfarmen gedeckt, in denen Pelztiere unter üblen Bedingungen gezüchtet werden. Diese können Pelze so billig liefern, dass der Marktpreis keinen Gewinn bei der Raubwildjagd in unserer Kulturlandschaft mehr zulässt.

Schießübungen auf lebende Ziele?

Einen anderen, typischen Kritikpunkt der Jagdgegner spricht F.Werner ebenfalls noch auf der Seite 13 an:

Und damit das alles noch mehr Freude macht, investiert man oft zusätzlich Geld in Zuchttiere, z.B. in Enten, Fasane und Rebhühner, die dann zur Anreicherung der frei lebenden Tierbestände noch rechtzeitig vor der großen Jagdgaudi freigesetzt werden.

Die Jagd auf Fasanen, die man vor Beginn der Jagdzeit ausgesetzt hat, ist in der Tat eine Sache, über die man geteilter Meinung sein kann. Ich persönlich halte ein solches Vorgehen zumindest für hart am Rande des guten Geschmacks entlang schrammend. Gleichwohl ist es stellenweise legal und sicherlich nicht grausamer, als Vögel ihr ganzes Leben in Gefangenschaft verbringen zu lassen und sie dann zu schlachten. Wir wissen über den ominösen Autor F.Werner nichts, insbesondere nicht, ob er (oder sie) sich wie viele Jagdgegner auch zu einem veganen Leben bekennt. Daher wissen wir auch nicht, ob die obigen Zeilen nicht vielleicht aus Fingern gesogen wurden, an denen noch das Fett eines Käfighühnchens haftete, das zuvor, nach einem kurzen Knast-Dasein in einer Mastbatterie, ohne jemals die Sonne gesehen zu haben, mit den Füßen in das Förderband einer Schlachtmaschine gehängt wurde, die ihm dann kurz darauf vollautomatisch den Kopf abtrennte.

Dass wir nichts über F.Werner wissen, stimmt allerdings nicht ganz. Wenn wir auch über seine bzw. ihre Identität im unklaren sind, so stellen wir doch zunehmend fest, dass es hier mit der jagdliche Dinge betreffenden Sachkenntnis nicht allzu weit her ist, ja dass es offenbar sogar am grundlegenden Wissen darüber hapert, wie es draußen in Wald und Feld aussieht. Die Geschichte mit den Fasanen ist nun einmal leider wahr, denn es ist eben verlockend, eine Wildart, welche sich schlecht hegen lässt, die aber interessant zu bejagen ist, mit Hilfe von gezüchteten Tieren ein wenig aufzustoeken. Allerdings ist die Behauptung, dass man so etwas mit Enten machen würde, doch schon ein wenig weltfremd. Jedes Kind weiß, dass es so viele Stockenten gibt, dass man mit ihnen die Straße pflastern könnte. Wer also sollte auf die Idee kommen, Stockenten zu kaufen um sie auszusetzen?

Und auch was die Rebhühner betrifft, ist der Autor mal wieder auf einem völlig falschen Dampfer. Natürlich werden bei uns stellenweise Rebhühner ausgewildert. Nur geschieht das nicht zu dem Zweck, sie kurz darauf wieder abzuschließen, sondern im Rahmen von Rebhuhnprogrammen zur Besatzwiederbegründung bzw. zur Unterstützung noch vorhandener Restbestände. Es ist allgemein bekannt, dass das Rebhuhn teilweise zwar noch eine Jagdzeit hat, jedoch dort wo es noch welche gibt, die meisten Jäger freiwillig auf eine Bejagung verzichten. Abgesehen davon, macht es überhaupt keinen Sinn, Rebhühner auszusetzen um sie dann zu schießen. Vielerorts beträgt die vorgeschriebene Frist vom Aussetzen bis zur Jagd bei Rebhühnern (und im übrigen auch bei Enten) wesentlich mehr als die im Bundesjagdgesetz als Mindestfrist festgelegten vier Wochen, in Württemberg z.B. 6 Monate. In Revieren, wo sich Rebhühner nicht sowieso halten können, wäre das Risiko sehr hoch, dass man nach dieser Zeit nicht mehr allzu viele von den für teures Geld gekauften Vögeln noch vor die Flinte bekommt.

Fazit: Natürlich spielt der Jäger, was die Niederjagd betrifft nicht die Rolle von bei uns heute ausgerotteten Prädatoren. Wie bereits erwähnt, ist die Jagd in der Feldmark eine Art Fleischproduktion in den Nischen der Kulturlandschaft. Die dazu nötige Prädatorenregulierung ist zwar ein Drehen am Gleichgewicht, aber durchaus nicht verwerflich, sondern mit den Maßnahmen eines Bauern oder Gärtners vergleichbar, der ja auch danach trachtet, seine Kulturpflanzen vor nachteiligen Wirkungen unerwünschter Pflanzen und Tiere zu schützen um so eine bessere Ernte zu erwirtschaften. Das gilt auf jeden Fall, wenn man überdies das Raubwild nicht nur tötet, sondern auch verwertet.

Regulation des Schalenwildes

Was jedoch das Schalenwild betrifft, in der Regel geht es dabei um Schwarz- und Rehwild, tritt der Jäger sehr wohl nicht nur als Nutzer, sondern auch als Regulator auf. Sich als Ersatz der bei uns in der Regel nicht mehr vorkommenden Großprädatoren zu bezeichnen, wäre wohl in der Tat etwas vermessen, denn an die jägerische Fähigkeiten von Wolf und Luchs reichen wir Menschen nicht heran; überdies können wir auch aus rechtlichen und Gründen der Waidgerechtigkeit nicht alle Chancen wahrnehmen, die ein Raubtier nutzen kann. Ein Luchs zum Beispiel braucht sich weder um Jagdgrenzen, noch um den gesetzlichen Schutz führender Elterntiere zu kümmern. Wir können jedoch zumindest versuchen, die Eingriffe der Prädatoren in die Bestände so gut wie möglich zu simulieren. F.Werner behauptet zu dieser Thematik immer noch auf Seite 13 jedoch das folgende:

Ein ganz wichtiger Bestandteil dieser Taktik ist bei den polygam lebenden Tierbeständen (dazu gehören z.B. die Rehe, das Rotwild und die Wildschweine) die geschlechtsorientierte Auswahljagd auf möglichst nur männliche Tiere. Weibliche Tiere werden bei dieser Jagd weitgehend verschont.

Würden solche dümmlichen Behauptungen aufgrund ihrer scheinbaren Logik und ihrer Eingängigkeit nicht leider allzu gern von Menschen geglaubt, die so gut wie keinerlei Hintergrundwissen über die Jagd besitzen, könnte man herzlich darüber lachen. Offenbar wurde hier einmal besonders tief in die Mottenkiste jagdlicher Praktiken gegriffen. Wie es aussieht, bezieht der Autor seine Informationen über den Abschuss von Schalenwild wohl aus Jagdgeschichten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Früher konnte man von Jägern nämlich durchaus da und dort die Äußerung hören: „Auf Frauen und Kinder wird nicht geschossen!“. Gleichzeitig aber wurde bis in das 20. Jahrhundert hinein auch Rehwild wahllos auf Treibjagden mit der Schrotflinte geschossen; der „raue Schuss“ auf Rehwild wurde nämlich erst durch das Reichsjagdgesetz von 1934/35 verboten.

Dieser Widerspruch lässt sich damit erklären, dass es auf der einen Seite Jagden in Wäldern mit Fichtenmonokulturen gab, in denen es das Rehwild schwer hatte, und gehegt werden musste, auf der anderen Seite aber auch bäuerliche Niederjagden mit reich strukturierter Landschaft, die Hecken, Feldgehölze und Niederwald enthielt, die dem Rehwild bessere Bedingungen boten, so dass man bei der Bejagung nicht zimperlich zu sein brauchte. Seit 1935 aber wird das Rehwild ja bekanntlich so halb und halb als Hochwild behandelt und daher auch nach Abschussplan bejagt, der genau festlegt, wieviel Stücke erlegt werden und wieviel davon Böcke, Geißen und Kitze zu sein haben.

Natürlich ist es richtig, dass die ausschließliche Jagd auf Trophäenträger von polygammem Wild die schonendste Bejagung darstellt, da hier nur ältere männliche Stücke erlegt werden. Wenn die Zeugungstätigkeit eines alten Männchens einer polygamen Tierart entfällt, weil es erlegt wurde, ist das für die Entwicklung der Population nicht weiter schlimm. Zum einen hat das betreffende Männchen bereits Nachkommen gezeugt und damit seine wünschenswerten Eigenschaften vererbt; zum anderen tritt an seine Stelle ein jüngerer, gleich oder ähnlich gut veranlagtes Männchen, welches seine Trophäe zwar noch nicht so gut entwickelt hat und noch nicht so stark ist, aber bereits die Anlagen zu diesen Eigenschaften besitzt und auch vererbt. Die Schonung der Weibchen bewirkt aber, dass die Zuwachsleistung der Population erhalten bleibt. Daher ist es möglich, auch aus Populationen, denen es nicht so gut geht bzw. solche, die man (wieder) aufbauen möchte, bereits Trophäenträger zu entnehmen. Selbstverständlich bedeutet das auch, dass sich Wildbestände an weniger geeigneten Standorten mit Gewalt hegen und dabei trotzdem jagdlich nutzen lassen und man, wenn man unbedingt will, an für die jeweilige Wildart günstigen Standorten auch übermäßige Bestände erzeugen kann.

Unrichtig jedoch, ist die Behauptung von F. Werner, dass dies allgemein so gemacht würde. Betrachten wir dabei zunächst das Rehwild. Wie bereits gezeigt wurde, geht es dem Rehwild in unserem heutigen Wald in den meisten Fällen so gut, dass es man es vielerorts gar nicht mehr hegen, sondern aus forstwirtschaftlichen Gründen kräftig gegenhalten muss („Mit 8x57...“ wie es ein Förster einmal verschmitzt ausdrückte). Selbstverständlich können böse Jäger auf die Idee kommen, diese natürliche Entwicklung des Rehwildes im günstigen Biotop schamlos auszunutzen und einfach keine Geißen zu schießen, um so noch bessere Wildbestände und damit noch mehr Jagdmöglichkeiten zu erzielen. Genauso ist es denkbar, dass unbedarfte Jäger vom alten Schlag die Zeichen der Zeit nicht erkannt haben und meinen, das Rehwild fleißig weiter hegen zu müssen.

In der Praxis haben solche Jäger aber die Rechnung ohne den (Forst-)Wirt gemacht. Zum einen gibt es den Abschussplan, der Gesetzescharakter hat und einzuhalten ist, zum anderen die Pflicht, entstehende Schäden zu ersetzen. Wenn ein Jäger nun auf die Idee kommt, Geißen und Kitze regelmäßig nur „auf dem Papier“ zu schießen, wird er über kurz oder lang mit saftigen Wildschadenersatzforderungen und Verbissschutzkosten konfrontiert werden. Es mag vielleicht den einen oder anderen gut betuchten Jäger geben, der in der Lage wäre, die Folgen seiner übermäßigen Rehwildhege mit einem Achselzucken zu begleichen und einfach weiter zu machen. Erstens wird es solche Jäger aber kaum geben, denn wer so viel Geld für die Jagd übrig hat, wird sich davon sicherlich lieber ein Rotwildrevier leisten. Zweitens wird, wenn es denn solche Jäger je vereinzelt gibt, der Schaden von ihnen ja auch bezahlt; und drittens bleibt den Behörden immer noch die Handhabe, den nicht erfüllten Abschuss amtlicherseits zwangsweise vornehmen zu lassen.

Schwarzwildschäden

Neben das Rehwild als am meisten erlegte Wildart in Deutschland ist mittlerweile aber auch das Schwarzwild getreten, dessen Bestände sich exorbitant entwickeln. Problematisch dabei ist,

dass Sauen immense Schäden an Äckern anrichten; dazu kommt, dass Schwarzwild die Schweinepest überträgt und damit Hausschweine gefährdet. Mit dem Versuch, die starke Zunahme des Schwarzwildes nun den Jägern anzulasten, macht F.Werner sich mehr als lächerlich. Hier kann nämlich nun wirklich keinerlei Rede davon sein, dass gezielt nur männliche Stücke geschossen werden.

Sauen jagt man in aller Regel bei schlechten Lichtverhältnissen. Bei der Ansprache, also beim Erkennen des Wildes nach Art, Alter und Geschlecht, ist man auf die Größenverhältnisse und auf das Verhalten angewiesen. Der Jäger schießt bei einer Rotte aus unterschiedlich starken Sauen auf eines der kleineren Stücke in der Rotte um so einen Frischling oder Überläufer zu erwischen; das Geschlecht erkennt er erst, wenn er am Stück ist. Theoretisch kann man zwar davon ausgehen, dass es sich bei einer Gruppe von etwa gleichstarken Sauen, um eine Rotte aus männlichen Überläufern oder jungen Keilern handelt; in der Praxis jedoch kann man nie wissen, ob es sich bei der Gruppe im Anblick um die ganze Rotte handelt. Es ist nämlich durchaus auch möglich, dass es sich um weibliche Überläufer oder Frischlinge handelt und die ebenfalls zur Rotte gehörenden, stärkeren Bachen nur gerade nicht zu sehen sind.

Theoretisch sollte auch ein einzelnes starkes Stück, das in Anblick kommt, ein alter Keiler sein. In der Praxis findet man aber auch führende Bachen zuweilen samt ihren Frischlingen von der Rotte abgesondert; auch sind Bachen die gerade vor kurzem erst gefrischt haben, oft mit ihrem Nachwuchs allein. Gerade eine Bache mit ganz jungen Frischlingen kann diese im Kessel zurückgelassen haben und alleine auf Nahrungssuche sein oder sich sonst eine Auszeit vom stressigen Nachwuchs gönnen. Auch größere Frischlinge, die in der Nähe der Mutter sind, können ohne weiteres aus dem Blickwinkel des Jägers gesehen verdeckt sein. Daher ist es immer möglich, dass ein starkes Schwein, das (vermeintlich) einzeln in Anblick kommt, gar kein Keiler ist, sondern eine führende Bache, die unter keinen Umständen geschossen werden darf. Im Zweifelsfalle muss man also den Finger gerade lassen, auch wenn man dabei vielleicht einen starken Keiler unbeschossen ziehen lässt.

Die von F.Werner behauptete Auswahljagd auf männliche Stücke zum Zwecke des Herannehmens starker Bestände ist also beim Schwarzwild praktisch unmöglich. Dazu kommt, dass das Schwarzwild fürchterliche Löcher in die Jagdkasse reißt, da es immense Schäden erzeugt, die der Revierpächter begleichen muss. Beim Schwarzwild gibt es auch keinen Abschussplan, so dass man so viel schießen kann, wie man bekommt. Das wird nach aller Möglichkeit auch getan; um die Erlaubnis, eine Sau schießen zu dürfen muss niemand betteln. Eher schon wird man angewiesen, die ganze Nacht sitzen zu bleiben, nach dem ersten Stück gerne weitere zu schießen und zum Schluss auch noch eingeladen, möglichst bald wieder einmal zu kommen. Wenn ein Jagdpächter mit seinen Rehen auch knauserig sein mag, da hier nur eine durch den Abschussplan begrenzte Zahl zur Verfügung steht, mit Schwarzwild ist er großzügig und lobt jeden waidgerechten Abschuss, da jedes erlegte Stück Geld in die Kasse bringt und eines weniger ist, welches ihm Schadenersatzforderungen verursacht.

Da wir nun schon einmal beim Erlös für das Wildbret sind: Auch der Markt verhindert, dass man bei der Schwarzwildjagd nur alte Keiler schießt. Das Wildpret eines solchen Burschen ist höchstens für Wurst zu gebrauchen und fast nicht verkäuflich. Auch sind solche Stücke schlau und schwer zu bekommen. Was sich am ehesten noch verkauft und auch verhältnismäßig leicht zu erlegen ist, sind junge Stücke mit einem aufgebrochenen Gewicht von 25, 28 oder 30 kg. Genau dies sind aber auch die Stücke, die wildbiologisch gesehen vorrangig zu erlegen sind, da auch das Großraubwild am meisten in die Jugendklasse eingreifen würde. So gesehen spielt hier der Jäger in der Tat ein Stück weit die Rolle der nicht mehr vorhandenen Großprädatoren.

In der Tat gibt es bei uns überhöhte Schwarzwildbestände. Die rühren jedoch nicht aus Hegemaßnahmen der Jäger her, sondern sind eine Folge von Veränderungen in unserer Land-

schaft. Das europäische Wildschwein *sus scrofa* ist ein typisches Waldtier und richtet in seinem angestammten Lebensraum praktisch keinen Schaden an. Zu Schaden geht es lediglich in der Landwirtschaft. Dort wird heute in großem Maßstab Futtermais angebaut, der für das Schwarzwild eine ergiebige und leicht erreichbare Nahrungsquelle darstellt. Deshalb ist das Wildschwein, welches noch vor wenigen Jahrzehnten selten und in vielen Gegenden gar nicht vorhanden war, heute fast überall in großen und immer noch zunehmenden Beständen vorhanden. Zudem ist es äußerst schwer zu bejagen, da es hochintelligent und äußerst vorsichtig ist.

Wie man wiederum sieht, hat F.Werner auch hier wieder lediglich eine grandiose Unkenntnis der tatsächlichen Sachverhalte bewiesen, in keinster Weise jedoch Argumente gegen die Jagd vorlegen können. Die Behauptung, Jäger würden übermäßige Wildbestände heran hegen ist aber eines der Stereotypen, die auch von anderen Jagdabschaffern gebetsmühlenhaft dahergeleiert werden und aufgrund ihrer scheinbaren Plausibilität nur allzu gerne geglaubt werden.

7 Traumatisierte Rehlein – Der Jagdabschaffer als Tierpsychiater

Eine weitere, gängige Behauptung der Jagdgegner geht dahin, dass es alleine die Jagd sei, wildlebende Tiere schwer traumatisiere und scheu mache, so dass sie sich von tag- zu nacht-aktiven Lebewesen entwickelt und sogar ihre Lebensräume verlagert hätten. Auch F.Werner versucht, diese Behauptung zu untermauern und versteigt sich dabei zu den hanebüchsten Behauptungen. Wiederum fällt aber auch auf, dass die vorgebrachten „Tatsachen“ auf den ersten Blick plausibel erscheinen; erst bei näherem Hinsehen und auch nur, wenn man die tatsächlichen Zusammenhänge kennt, wird klar, was der Autor hier für Unfug absondert.

Im Kapitel 3 von „Was Jäger verschweigen“ ergeht sich F.Werner unter dem für Jagdgegner verheißungsvoll klingenden Titel „Durch die Jagd wird das Wild scheu gemacht“ ausführlich über diese These der Jagdabschaffewoller. Zunächst einmal kolportiert er einige veraltete Thesen aus der Jägerschaft, denen heute kaum jemand mehr ernsthaft anhängt. Es gab bekanntlich vor Jahren Streitereien zwischen Jägern und anderen Naturnutzern und auch heute noch scheint es ein paar konservative Waidgenossen zu geben, die gerne jeden Spaziergänger, Reiter, Radler, Pilzsammler und was es da sonst noch gibt, aus dem Wald verbannen möchte. Im großen und ganzen ist es jedoch ruhig um die Thematik geworden; wir Jäger haben einsehen müssen, dass auch die anderen Naturnutzer ein Recht auf Wald und Feldmark haben und trotzdem seit vielen Jahren schon das Betretungsrecht des Bürger gilt und jedermann auf alle forst- und landwirtschaftlichen Flächen darf, solange er keinen Schaden dabei anrichtet, ist die Welt nicht untergegangen.

Ein deutscher Fehler

Vor allem sollten wir Jäger, das sei bei dieser Gelegenheit einmal ganz klar gesagt, uns bewusst machen, dass wir ein ganzes Stück weit mit den anderen Naturnutzern in einem Boot sitzen. Nicht sie sind unsere Gegner, sondern ihr und unser gemeinsamer Gegner ist eine gewisse Sorte von „Naturschützern“, für die Natur- und Umweltschutz nicht selbstverständliche Lebensnotwendigkeit ist, sondern mit Zähnen und Klauen durchzusetzende Ideologie und deren Verbände mittlerweile erheblichen Einfluss auf Regierung und Gesetzgebung besitzen. Werden die Reiter von diesen Leuten mit einer Verordnung eingeschränkt, kichern wir Jäger. Geht es als nächstes den Windsurfern mit einer weiteren Schikane an den Kragen, grinsen die Bootfahrer hämisch. Sind dann wieder einmal die Jäger die Dummen, lachen sich die Mountainbiker ins Fäustchen und werden die Bootfahrer eingeschränkt, frohlocken die Angler. So geht es nach der Devise „Teile und Herrsche“ immer weiter, bis mit der Hilfe der bewährten Salamitaktik sämtliche Naturnutzer aus der Landschaft hinausgeknepelt sind und der noch verbliebene Rest des Lebensraumes Kulturlandschaft in Ruhe vollends kaputt geschützt werden kann. Während das in England bereits seit längerem erkannt wurde und sich die Naturnutzer, zusammengeschlossen in der Countryside Alliance, gemeinsam gegen übertriebene, schikanösen und ideologisch verbohrten Naturschutz wehren, reiben wir deutschen Naturnutzer uns immer noch in Kleinkriegen untereinander auf und sind der Gängelung durch Amtsstubenfachleute und Grüntischsitzer hilflos ausgeliefert.

Wo würde das Wild gerne wohnen?

Zurück nun aber zum eigentlichen Thema: F.Werner beginnt nach seinen völlig überholten Behauptungen über den Anspruch der Jäger auf die Landschaft mit einigen Gemeinplätzen, un-

ter die er aber schon bald Halbwahrheiten und aus den Fingern gesogenes mengt, die Mär vom durch den Jäger verängstigten Wild aufzubauen. Auf Seite 17 steht das folgende zu lesen:

Es steht außer Zweifel, dass das Rotwild und einige andere heute im Wald lebende Schalenwildarten früher Steppenbewohner waren, die in Rudeln teils Gras fressend in freiem übersichtlichem Gelände lebten und dabei durch ihre Neigung zum Verbeißen von Gehölzen die Landschaft vor einer völligen Bewaldung bewahrten.

Betrachtet man den Rothirsch, liegt tatsächlich nahe, dass diese Art sich in der Steppe entwickelt haben dürfte; es ist durchaus plausibel, dass sein Äußeres ursprünglich einmal als Anpassung an die Gegebenheiten einer eiszeitlichen Tundra entstanden ist. Aber bereits im folgenden Satz begibt F.Werner sich auf das äußerst schmale Brett einer freischwebenden Spekulation. Es wird in der Tat von manchen Leuten behauptet, dass Großherbivoren in der Lage seien, durch Windbruch, Waldbrand oder sonstiges geschaffene Blößen über längere Zeit offen zu halten. Ob das so stimmt sei einmal dahin gestellt. Allerdings wird man sich wohl nur schwer vorstellen können, dass große Steppengebiete, wie man sie z.B. in Asien findet, sich ohne Hirsche bewalden würden. Außerdem weiß man, dass z.B. die Hirsche aus den Alpen im Winter an die Donau ziehen würden und dies früher auch getan haben. Da dies nun wegen des dichten Straßennetzes nicht mehr geht, muss man sie bekanntlich im Winter in der Nähe ihrer Sommerstände gattern und füttern. Würden Hirsche aber tatsächlich die Bewaldung einer Landschaft verhindern, dürfte es früher keine Auwälder an der Donau gegeben haben. Übrigens wird auch in der Literatur immer wieder gesagt, dass der Rothirsch und seine sehr nahen Verwandten Maral und Wapiti schon lange sowohl in Wäldern, als auch in Steppen lebe.

Soviel zunächst zum Rotwild, als nächstes knöpft sich F.Werner das Rehwild vor, wirft es ganz nonchalant mit dem Rotwild in einen Topf und schwadroniert gleich im Anschluss:

Auch das Rehwild war früher mehr Buschlandbewohner als Waldtier. Auch diese Tierart hatte die Aufgabe, eine völlige Bewaldung seines Lebensraumes zu verhindern.

Hier haben wir nun ein typisches Beispiel für eine halbe Wahrheit, die ja bekanntlich eine ganze Lüge ist. Wie zuvor bereits erwähnt, erkennt man ja am Körperbau von *capreolus capreolus*, unserem Reh also, dass es sich dabei um einen so genannten Schlüpfder Waldrandzone handelt, also ein Tier, welches in dichtem Gehölz gut zurechtkommt und das nach Möglichkeit immer die Deckung sucht. Nachdem ja aus den bereits im Kapitel über die angeblich vom Jäger mutwillig überhöhten Schalenwildbestände erläuterten Gründen sehr viel mehr Dickicht in unseren Wäldern vorhanden ist als früher, gibt es heute – wie die Förster wissen – jede Menge Rehwild, ohne dass man überall viel davon sieht, so dass nach konventionellen Methoden jagende Jäger nichts mehr vor die Büchse bekommen. („Es gibt keine Rehe mehr, die Förster haben...“)

Wenn aber das in so großer Zahl vorhandene Rehwild in der Lage ist, das Aufwachsen von Wald zu verhindern, wie ist es dann zu erklären, dass sich die im erwähnten Kapitel beschriebenen Wiebke- und Lothar-Flächen in für den Laien erstaunlicher Weise wieder bewalden? Und wie erklärt es sich, trotz der hohen Rehwildbestände jede Menge Naturverjüngung aufwächst? Und warum verhindert das viele Rehwild dann nicht, dass sich Heideflächen, auf denen Schäferei nachgelassen hat oder verschwunden ist, wieder bewalden und mit künstlichen Rodungen und/oder nur zum Zweck der Landschaftspflege gehaltenen Schafen offen gehalten werden müssen?

Selbstverständlich gibt es den hohen Verbiss durch das Rehwild, welcher den Förstern Probleme macht. Was aber F.Werner hier von sich gibt, ist eine Spekulation, die einmal mehr

zeigt, dass er (oder sie) zwar wohl irgendwo mal etwas von der Verbissproblematik gehört oder gelesen hat, sich darunter aber offenbar etwas ganz falsches vorstellt. Tatsächlich kann in der Tat hohe Verbissbelastung die Wiederbewaldung eines Kahlschlags verhindern, den man im konventionellen Waldbau aufforsten will. Die anders als bei der Naturverjüngung sehr niedrige Anzahl von jungen Bäumen kann vom Rehwild ohne weiteres so stark verbissen werden, dass das zu Totalausfällen führt, wenn keine Verbisschutzmaßnahmen getroffen werden. Mit der riesigen Anzahl von Jungpflanzen jedoch, welche bei der Naturverjüngung anfallen, wird selbst ein starker Rehwildbestand nicht fertig.

Des Försters Klage lied

Warum aber lamentieren die Förster dann über die hohe Verbissbelastung durch Rehwild? Das wiederum ist einfach zu erklären: Ein gewisser Verbiss, selbst wenn jeder einzelne Baum betroffen wäre, macht ökologisch nicht viel aus, wohl aber wirtschaftlich. Bereits ein relativ geringer Verbiss genügt oft, dass der Baum zwar nicht eingeht, aber sozusagen verkrüppelt wird. Es entstehen dadurch interessante Baumgestalten, die zwar durchaus für das Auge des Waldbesuchers etwas hergeben, nicht jedoch für den Schreiner oder Zimmermann, dem der Förster sein Holz schließlich verkaufen will. Der Forstwirt hat Interesse daran, dass von der Wuchsleistung eines Waldes möglichst viel in lange, gerade „Schreinerstämme“ geht, und nicht in knorrige, urig aussehende Äste, die nur als Brennholz zu verwenden sind. Um das zu erreichen, muss er eben die Verbissbelastung minimieren und dazu das Rehwild kurz halten, welches sich in Naturverjüngungen eben offenbar recht wohlfühlt und auch ohne besondere Hege gute Bestände bildet.

Die Behauptung, dass Rehwild in der Lage sei, den Aufwuchs von Gehölzen komplett zu verhindern, zeigt gleichzeitig aber auch noch, wie wenig hier jemand über Rehwild Bescheid weiß, der sich aber anmaßt, darüber urteilen zu wollen ob es notwendig ist, dieses zu bejagen oder nicht. Es ist eine allgemeine Tatsache, dass das Reh ein sogenannter Konzentrats-elektierer, also auf eine kohlenhydratreiche Äsung angewiesen ist. Die verschafft es sich, in dem es gezielt nach den Pflanzenteilen sucht, die diese Anforderungen erfüllt. Da das nun eben Knospen und junge Triebe sind, entsteht die Verbissproblematik. Wenn nun aber große Rehwildbestände so stark verbeißen, dass sie viele Gehölze zum völligen Absterben bringen, verringert sich damit das Nahrungsangebot, was wiederum die Rehwildpopulation – und damit auch die Verbissbelastung - schrumpfen lässt. Sprich: Würde das Rehwild tatsächlich so stark verbeißen, dass es eine Bewaldung der Landschaft verhinderte, würde es praktisch den Ast ab-sägen auf dem es sitzt, da es sich selbst die Nahrungsgrundlage und die Deckung entziehen würde.

Wie stark sich aber Gehölze selbst gegen Verbiss zu schützen in der Lage sind, kann man an den urigen Solitär-bäumen mit riesigen Kronen erkennen, die man zuweilen auf Weiden, z.B. auf den Wachholderheiden der Schwäbischen Alb findet und die typischerweise aus mehreren Stämmen bestehen. Eine intensive Beweidung kann im Gegensatz zu einer Rehwildpopulation nämlich in der Tat ein Bewaldung der Landschaft unterbinden. Das liegt daran, dass Weidetiere wie Schaf und Rind Raufutterfresser sind und großflächig das Gras abweiden anstatt gezielt nach bestimmten Pflanzen oder Pflanzenteilen zu suchen. Obendrein schützt der Viehhalter seine Herde vor Krankheiten, Verletzung sowie Raubtieren und versucht möglichst so viele zu halten, wie sein Weideland nur irgend hergibt. Bei der intensiven Beweidung geht nun aber so gut wie jeder kleine Sämling eines Baumes mit, der es geschafft hat, auf einer Wiese oder Heide zu keimen.

Trotzdem schafft es dann und wann ein solcher Sämling, auf irgendeine Weise den fressenden Mäulern zu entgehen und sich zu einem kleinen Bäumchen zu entwickeln. Dieses

wird nun zunächst von den Weidetieren verbissen, denn auch sie nehmen junge Triebe ganz gerne als Leckerbissen mit, auch wenn sie nicht darauf angewiesen sind. Ein Teil der so malträtierten Bäumchen mag noch eingehen, aber zumindest dann und wann gelingt es einem zu überleben. Es schafft es aufgrund des Verbisses zunächst nicht, sich zu einem Baum zu entwickeln und bildet daher als Notlösung einen Busch. Wenn der Busch größer wird, gelangen die Weidetiere nur noch an die äußeren Zweige, während sich im Inneren ungefährte starke Äste bilden können, die sich zu einem oder meist sogar mehreren Stämmen auswachsen und über dem Busch eine Krone bilden. Im Schatten dieser Krone sterben dann die buschartigen Zweige ab und übrig bleiben die Stämme mit ihren Kronen; aus dem Gehölz ist allen Widrigkeiten zum Trotz doch noch ein Baum geworden.

Ebenfalls auf Verbiss durch Schafe zurückzuführen sind die bizarren Kiefern, die man stellenweise z.B. auf der Schwäbischen Alb und auf Heideflächen in Mittelfranken findet. Hier hat die Einwirkung der Weidetiere dazu geführt, dass die Kiefern laubbaumartige Wuchsformen ausgebildet haben, die man sonst von ihnen nicht kennt. Solche beeindruckenden Baum-Charaktere sind natürlich interessant anzusehen, gehören zum Bild der jeweiligen Kulturlandschaft und sind daher unbedingt schützens- und erhaltenswert. Im Wald wären sie jedoch der Albtraum jedes Försters, so dass man den Forst vor Verbiss schützen muss, wenn man Wertholz erzeugen will.

Tolldreiste Spekulationen eines Bambi-Retters

Wie aber kommt F.Werner jetzt darauf, dass der Jäger es war, der das Wild in den Wald getrieben hat? Auf der Seite 18 steht nun folgendes zu lesen:

Zum besseren Selbstschutz in ihrem jeweils angestammten Lebensumfeld sind diese Wildtierarten von der Natur mit einem bemerkenswerten Sehvermögen ausgestattet. Das befähigt sie dazu, all das, was sich bewegt, besonders gut zu erkennen.

Wegen solchen, für ein Leben außerhalb des Waldes speziell abgestimmten Seheigenschaften und auf Grund ihrer körperlichen Konstitution konnten diese Tiere anschleichende Raubtiere oder jagende Menschen in der Regel rechtzeitig erkennen und erfolgreich vor ihnen fliehen. Noch heute neigt das Rotwild als ausdauernder Läufer zu weiten Fluchtstrecken, während das Rehwild eher dazu befähigt ist, mit mächtigen Sätzen über Hecken und Gebüsch hinweg, sich ohne große Fluchtwege in Sicherheit zu bringen.

Dass Rehwild ein Bewegungsseher ist, dürfte jedem klar sein. Dass diese Eigenschaft aber nur in baum- und buschloser Steppe Vorteile bringt, dürfte in das Reich der Fabel zu verweisen sein. Jeder Jäger, der im Wald pirscht, weiß, dass ihn das Rehwild dort ebenfalls an seinen Bewegungen erkennen kann, während es ihn übersieht, wenn er reglos steht. Vollends lächerlich aber ist die Behauptung, dass die offene Steppe erhebliche Vorteile beim Entkommen vor Wölfen bieten soll. Die Jagdtechnik von Wölfen beruht darauf, das Opfer einzukreisen und zu hetzen und gerade im offenen Gelände funktioniert das gut.

Im nächsten Satz dann wird die vorherige Behauptung, das Rehwild stamme, so wie das Rotwild auch, aus der Steppe und damit aus dem selben Lebensraum von F.Werner selbst widerlegt. Wenn das denn so wäre, warum zeigt das Rehwild ein ganz anderes Fluchtverhalten als das Rotwild? Und zwar auch noch eines, das im Gegensatz zu dem des Rotwildes nur in einem bewachsenen Gelände sinnvoll ist? Wieder einmal wird klar, dass die Argumente der Jagdgegner vor allem auf Halb- und Unwahrheiten beruhen, wenn nicht auf absolutem Blödsinn, wie dieser Satz zeigt, der kurz danach steht:

Es ist daher heute noch leicht nachvollziehbar, dass sich das Rot- und Rehwild früher in seinem ursprünglichen Lebensraum, aufgrund seiner speziellen körperlichen Veranlagung, recht sicher fühlen und somit ohne quälende Angst relativ stressfrei leben konnte.

Es ist nahezu rührend, wie sich F.Werner hier um die seelische Gesundheit von Rehlein und Hirschlein sorgt. Allerdings steckt in dieser Überlegung der Kardinalfehler der meisten Jagdgegner: Tiere sind zwar beseelte und fühlende Wesen, empfinden aber nicht unbedingt in derselben Weise wie Menschen. Was hier ausgemalt wird, ist nichts anderes als ein Bild des Gartens Eden, nicht aber das einer Naturlandschaft. Dass F.Werner gerne hätte, dass es so wäre, spielt keine Rolle für die Tatsache, dass die Realität anders ist. Die Natur besteht aus Fressen und Gefressenwerden, auch wenn Naturromantiker sie sich anders träumen. Bedrohung und Flucht gehören zum Alltag der allermeisten Tiere; sie werden von ihnen nicht als traumatisierend empfunden, wie das Menschen der Fall wäre. Dazu aber weiter unten mehr; zunächst soll F.Werner noch weiter spintisieren. Gleich im Anschluss findet der staunende Leser nämlich das folgende:

Erst mit der Erfindung der Gewehre ist den Tieren ein völlig unnatürlicher, da nicht mehr anschleichender Feind entstanden. Diesem neuen, blitzschnell und unerwartet aus der Ferne wirksamen Feind ist das Wild seither chancenlos ausgeliefert und in dem Fall seiner natürlichen Fähigkeiten beraubt, tödliche Gefahr rechtzeitig zu erkennen. Es kann auch seine körperlichen Vorzüge gegenüber diesem unnatürlichen Feind nicht mehr nutzen, um sich in Sicherheit zu bringen.

Logischerweise hat der Einsatz von solchen Schusswaffen daher eine enorme Unsicherheit und Angst unter den Wildtieren verbreitet und damit eine sehr starke Unruhe in deren Leben gebracht.

Angst, besonders die durch negative Erlebnisse entstandene Angst, führt zu einem vor Gefahren ausweichenden Verhalten. Durch Speicherungen im Sinnesgedächtnis, über das auch Tiere zweifellos verfügen, kommt es dabei, aufgrund von Erfahrungswerten und unabhängig von der Intelligenz, zu einer automatischen Verhaltensanpassung an veränderte Lebensbedingungen.

Was hier als logisch bezeichnet wird und für den unbedarften Menschen auf den ersten Blick auch so klingt, ist in Wirklichkeit nichts weniger als das. Der eklatante Denkfehler in dieser scheinbar stringenten Argumentation besteht darin, dass hier Wildtieren schlangweg unterstellt wird, so zu denken wie Menschen. Wenn ein Zivilisationsmensch in seinem Alltag mehrmals täglich Gestalten begegnen würde, die mit gezücktem Messer auf ihn zukommen und vor denen er sich jedesmal mit einem Sprung über die nächste Mauer, einem Sprint oder einer sonstigen derartigen Reaktion retten muss, würde ihn dies wohl traumatisieren bzw. psychisch schwer belasten. Das liegt aber vor allem daran, dass der Mensch in der Lage ist, sich vorzustellen, wie oft ihm eine derartige Situation noch begegnen wird und was passiert, wenn es ihm ein einziges Mal nicht gelingt zu entkommen.

Wie „denken“ Tiere?

Ein Tier jedoch macht sich keine Gedanken über Leben und Tod. Es weicht mit einer instinktiven Reaktion aus und macht sich weder vorher oder nachher Gedanken, was passiert wäre oder passieren würde, wenn die Flucht nicht geglückt wäre oder irgendwann einmal nicht mehr gelingt. Das sieht man schon daran, dass ein Tier, welches gerade einem Räuber entkommen ist, sich kurz darauf bereits wieder seelenruhig so verhält, als wäre nichts geschehen. Es

ist noch nicht einmal ausgemacht, dass ein von einem Räuber verfolgtes Tier in allen Fällen echte Panik empfindet. Vielleicht kann man sich das an dem folgenden Vergleich klar machen: Auch wir leben in ständiger Todesgefahr, da wir innerhalb weniger Minuten sterben würden, wenn wir aufhörten zu atmen. Eigentlich müsste das bei uns eine ständige Todesangst erzeugen und uns die Tatsache uns schwer belasten, dass ja bereits der nächste Atemzug nicht mehr gelingen und wir in wenigen Minuten tot sein könnten. Es mag Menschen geben, die solche Gedanken haben; die würde man dann als schwere Neurotiker bezeichnen und einer fachärztlichen Behandlung zuführen. Normalerweise machen wir uns aber über solche Dinge keine Gedanken, sondern nehmen ganz automatisch den nächsten Atemzug, der uns überleben lässt. Ähnlich ist es mit Essen und Trinken: Wer nicht durch entsprechende Erlebnisse traumatisiert ist, wird, wenn er Hunger oder Durst verspürt und deswegen den Kühlschrank aufsucht, kaum jemals daran denken, dass es sein sicherer Tod wäre, wenn er plötzlich nichts mehr zu essen und/oder zu trinken bekäme.

Beim Menschen wäre so etwas nun denkbar, wenn er Dinge erfahren hat, die es tatsächlich oder vermeintlich denkbar machen, dass er bald schon nichts mehr zu essen hat, etwa wenn er sich in einer belagerten Festung befindet oder – wenn es sich um einen übertrieben ängstlichen oder gar neurotischen Menschen handelt - auch nur in den Medien von Katastrophen erfährt. Tiere denken aber im allgemeinen nicht in die Zukunft, sondern leben im Augenblick. Deswegen bewirken auch Dinge, die beim Menschen Panik verursachen würden bei ihnen lediglich ein instinktives Verhalten, welches daraufhin ausgelegt ist, der Gefahr zu entgehen und kurz darauf ist dann bereits alles wieder in bester Ordnung.

Selbstverständlich lernt ein Tier auch, Gefahren auszuweichen, sie bereits im Vorfeld zu erkennen und zum Beispiel auch Orte nach Möglichkeit zu meiden, an denen Gefahren gehäuft auftreten. Diese Tatsache verleitet F.Werner dazu, munter ins Blaue hinein zu fabulieren und dann folgende Behauptung auf- und als Tatsache hinzustellen:

Am Beispiel des Rotwildes und der Rehe trug der Schusswaffeneinsatz mit Sicherheit sehr dazu bei, dass diese Tiere ihren Lebensraum entsprechend verlagert haben. Aus den schon lange zuvor von Menschen landwirtschaftlich genutzten offenen Naturbereichen zog sich das Wild inzwischen mit zunehmendem Schusswaffengebrauch und somit steigender Verunsicherung und Angst immer mehr in die etwas schützenden dicht bewachsenen und daher auch für diese Tiere unübersichtlichen Waldbereiche zurück. Obwohl der dicht bewachsene Wald vielen Tieren wegen der sperrigen Geweihe die Flucht erschwert und früher auch Raubtieren beim Anschleichen bessere Deckung bot, so dass es solchem Fluchtwild in diesem Umfeld gefährlicher werden konnte, riskierten die Schalenwildarten nicht ohne Grund den Aufenthalt in einem derart hinderlichen Naturbereich. Der inzwischen vollständige Wechsel dieser Tiere in den, auch von der Ernährung her, für sie ungünstigeren Lebensbereich ist letztlich eine von den Jägern verursachte folgenschwere Störung und Verfälschung unserer Natur!

Das ist nun tatsächlich hanebüchener Blödsinn. Zum einen schon einmal deshalb, weil das Rotwild (und seine Verwandten Maral und Wapiti) schon lange auch in Wäldern lebten, bevor bei uns oder gar in den dünn oder gar nicht besiedelten Gegenden Innerasiens und Nordamerikas Schusswaffen in nennenswerter Zahl auftraten. Diese allgemein bekannte Tatsache – und noch eine ganze Reihe andere – ignorieren Jagdabschaffewoller wie F.Werner einfach, da sie ihnen natürlich nicht in den hanebüchenden Kram ihrer haarsträubenden Theorien und Legenden passt.

Nehmen wir nun aber an, Rotwild und Rehe hätten tatsächlich zu der Zeit, als Schusswaffen in Gebrauch kamen, überwiegend in offener Landschaft und nicht im Walde gelebt. Welchen Vorteil bringt nun das Ausweichen in den Wald? F.Werner sagt selbst, dass der Wald die Flucht vor Raubtieren erschweren würde. Wenn das auch nur in Bezug auf Rotwild stimmt, ist

es dennoch für dieses ein übler Nachteil. Wenn die Behauptung weiter oben stimmt, dass nämlich erwachsenes, gesundes Rotwild durch Raubtiere in der offenen Landschaft kaum gefährdet ist, wäre es im Wald einem neuartigen, erheblichen Risiko ausgesetzt gewesen, dem es weder funktionierende Abwehr- oder Vermeidungsstrategien noch eine hohe Reproduktivität entgegenzusetzen gehabt hätte.

Auch – und vor allem – wäre ein Rückzug in den Wald ein im Hinblick auf den nun mit Schusswaffen ausgerüsteten Mensch ein übles Eigentor gewesen. Es gibt bei uns großräumige Agrarlandschaften mit wenigen, weit auseinander liegenden Deckungseinseln, in denen dennoch Feldrehe vorkommen. Wer in einem solchen Revier schon einmal auf Rehwild gejagt hat, weiß, wie schwer es ist, an solche Rehe überhaupt auf die mögliche Schussentfernung moderner, weittragender Gewehre heranzukommen. Und selbst wenn das gelingt, ist es noch eine weitere Sache, auf 150 und mehr Meter dann auch noch zu treffen. Selbst in ganz gewöhnlichen Feldrevieren sind Schussentfernungen von jenseits der 100 Meter bei der Jagd auf Rehwild an der Tagesordnung. Waldjäger der alten Schule schimpfen gerne mit Feldjägern, wenn die von solchen Schüssen berichten, für viele dieser alten Waidgenossen sind Schüsse auf 80 oder 100 Meter schon beinahe kriminell. Der Wald bietet nämlich die Möglichkeit, bei Ansitz und Pirsch meist auf erheblich geringere Distanzen zu Schüsse zu kommen. Da nun aber in der Anfangszeit der Feuerwaffen die Reichweiten sehr viel geringer waren als heute, verschaffte die Schusswaffen dem Jäger vor allem im Wald einen Vorteil. Warum also sollte das Wild dann ausgerechnet vor den neuartigen Feuerwaffen in den Wald ausgewichen sein?

Was F. Werner hier für profunden Blödsinn von sich gibt, wird vollends klar, wenn man daran denkt, dass das früher auch bei uns in der offenen Landschaft vorhandene Rotwild vom Menschen absichtlich verbannt wurde und nicht etwa als ärgerliche Folge der Jagd daraus verschwand. Liebend gerne würde es sich auch heute noch in den Feldern aufhalten, wenn man es denn ließe. In Ungarn z.B. wird das Rotwild stellenweise auch heute noch geduldet, weil die Jagd auf die „Landwirtschaftshirsche“ der Puszta gutes Geld einbringt. Dass die Jagd auch hier dafür sorgt, dass eine Wildart in einem Lebensraum verbleiben darf, sei dabei nur am Rande erwähnt.

Von den bitterbösen Todestürmen

Wer sich schon einmal ein wenig mit der Jagdgegnerszene befasst hat, weiß wahrscheinlich, dass Hochsitze hier als Todestürme bezeichnet werden und auch schon einmal zum Ziel von Schmierereien, Sachbeschädigungen oder gar hinterhältigen Anschlägen durch Ansägen werden. Auch F. Werner lässt es sich nicht nehmen, auf Seite 19 diese Jagdeinrichtungen zu geißeln.

Den Hobby-Jägern ist es derzeit bei uns mit einer weiteren Neuerung, nämlich dem inzwischen überall verbreiteten Beschuss von Hochsitzen herunter, längst gelungen, besonders diesem Fluchtwild, wenn es aus seinen Tageseinständen heraus kommt, die Chance zum Entkommen noch weiter einzuzugrenzen und es damit auch noch in seinem neuen Lebensraum, dem Wald, aufzulauern und zu jagen.

Mit dieser Ansitzjagd ist die Jagd allerdings auch auf ein völlig hinterhältiges Niveau abgesackt. Denn hier braucht sich der Schütze nicht mehr anzupirschen, sondern sitzt nur noch geräuschlos und bewegungslos in erhöhter übersichtlicher und oftmals noch in einer durch Äste gut getarnten Position. Damit sind diese zu Heckenschützen gewordenen Jäger für die Augen der Rehe, mit deren speziellen Seh-Eigenschaften, nicht mehr wahrnehmbar. Auch entstehen bei dem Lauern keine verräterischen Geräusche, so dass dem Wild letztlich nur noch der Ge-

ruchssinn zur Gefahrenwitterung bleibt und selbst der ist nun nicht mehr zuverlässig. Wegen der höheren Position des Schützen streicht dessen Geruch oft für die Tiere nicht wahrnehmbar über diese hinweg. Man muss sich daher nicht wundern, wenn die in ihrer enormen Verunsicherung inzwischen voller Angst sehr sorgfältig und langandauernd wittern. Dabei steht das betreffende Reh- oder Rotwild gelegentlich chancenlos wie auf dem Präsentierteller, fertig für den Abschuss aus dem Hinterhalt.

Zunächst ist dazu zu sagen, dass es eine uralte und darüber hinaus äußerst bewährte Jagdtechnik ist, in einer günstigen, getarnten und möglichst auch noch erhöhten Position dem Wild aufzulauern. Nicht nur nutzen Menschen diese Methode schon seit urdenklichen Zeiten, sie ist auch im Tierreich weit verbreitet; man denke nur an die typischen Ansitzjäger wie den Habicht. Zudem bietet der Hochsitz auch die Möglichkeit, das Wild nicht nur in Ruhe und sicher anzusprechen, sondern auch die, in bequemer Sitzposition einen sauberen und möglichst sofort tödlichen Schuss anzubringen. Außerdem, ist es in vielen Fällen nur mit Hilfe eines Hochsitzes und des daraus folgenden Schusses schräg von oben möglich, eine Gefährdung des Hinterlandes auszuschließen.

Im Anschluss daran wird dann zunächst erläutert, wie Menschen oftmals Sinneseindrücke die bei einem bestimmten Erlebnis als an sich nebensächliche Begleitumstände auftraten, mit diesen verknüpfen. Das ist der Grund, warum man z.B. wenn ein bestimmtes Lied im Radio kommt, jedesmal an seinen ersten Kuss in einer Disko denken muss. Dieser Mechanismus funktioniert – und vielleicht sogar auch noch zuverlässiger – mit negativen Erlebnissen, so dass z.B. jemand zeitlebens Abscheu vor Pfefferminz hat, weil er als Kind von einem Lehrer gedemütigt wurde, dessen Atem nach Pfefferminzbonbons roch. Im Anschluss, beginnend auf Seite 19 unten, wird das ganze dann ganz einfach auf das Verhalten von Wildtieren übertragen, die es knallen hören:

Es ist anzunehmen, dass ein Knallgeräusch bei vielen Tieren sofort die Erinnerungen an frühere traumatische Erlebnisse weckt, die sich bei einem solchen Knall abspielten.

Viele unserer Wildtiere sind Herdentiere, auch wenn sie inzwischen aus Todesangst nur noch in kleinen versprengten Gruppen zu sehen sind. Sie praktizieren untereinander ein Sozialverhalten, das jenes von so manchem Menschen weit übersteigt. Mit jedem Schuss, bei dem eines ihrer Familien- oder Sippenangehörigen zu Tode kommt oder verletzt und schreiend liegen bleibt, erleben die Tiere erneut ein solches Trauma.

Da genügt dann bereits ein Knall in der Ferne, um in diesen, mit gutem Erinnerungsvermögen ausgestatteten Wesen, alte Trauma-Erlebnisse zu wecken, so dass sie sich möglicherweise zitternd vor Angst nur noch tiefer im Dickicht verkriechen.

Besonders ehemals durch Beschuss verletzte, aber überlebendes Wild, kann derart ängstlich und vorsichtig werden, dass selbst ein häufig lauender Jäger es kaum wieder zu sehen bekommt.

Bei den zwischenzeitlich sehr hoch gezüchteten Wildbeständen und nun sehr viel häufiger als früher möglichen und auch erfolgreichen Schüssen, muss immer öfter mit dem erneuten Wachrufen solcher Trauma-Erlebnisse bei den Tieren gerechnet werden. Daher ist davon auszugehen, dass diese alten Angstzustände von den Tieren heute mehr durchlebt und häufiger durch neue Negativ-Erlebnisse aufgefrischt werden, als zu früheren Jagdzeiten.

Das muss man sich nun einmal bildlich vorstellen: Jedesmal, wenn irgendwo eines finsternen Jägersmannes böse Büchse kracht (oder auch nur ein Auto eine Fehlzündung hat), zucken ki-

lometerweit im Umkreis die Rehlein, Hirschlein, Füchlein, Schweinlein und Häslein in wilder Panik zusammen, äugen mit schreckgeweiteten Lichtern bzw. Sehern um sich und ducken sich dann zu Tode verängstigt in ihr Lager! Wenn es sich in der Tat so verhalten würde, müsste ich wohl wirklich Büchse und Jägerhut an den Nagel hängen, in Sack und Asche gehen und mich fürderhand nurmehr pflanzlich ernähren.

Selbstverständlich ist das ganze großer Quatsch, wie ihn sich nur jemand ausdenken kann, der nicht nur noch nie die Jagd von nahebei gesehen hat und zudem keine Ahnung von der Psychologie wildlebender Tiere hat. Zum einen wurde bereits erläutert, dass Tiere nicht in Vergangenheit oder Zukunft, sondern allein im Augenblick leben und Gefahren lediglich instinktiv ausgewichen wird, ohne dass sich das Tier nachher darüber irgendwelche „Gedanken macht“, wie das ein Mensch tut. Das schließt natürlich nicht aus, dass ein Tier aus überstandenen Gefahren lernt und z.B. Stellen meidet, an denen etwas unangenehmes passiert.

Allerdings geht das nicht so weit, dass ein Tier alle Plätze meidet, an denen es einmal erschrocken ist. Sonst könnte es im Laufe seines Lebens immer weniger Orte aufsuchen und würde schlussendlich bei jedem Schritt vor Angst sterben. Das Gegengewicht zur durchaus lebenswichtigen Angst ist nämlich die ebenfalls lebensnotwendige Neugierde. Wie das funktioniert, kann man beispielsweise sehr gut bei Pferden beobachten: Es ist zum einen eine bekannte Tatsache, dass ein Pferd nur sehr schwer zu bewegen ist, wieder an einer Stelle vorbei zu gehen, an der es schwer gestürzt ist und sich schmerzhaft Verletzungen zugezogen hat. Andererseits jedoch kann man beobachten, dass Pferde, die sich über eine plötzliche Erscheinung erschrocken haben, zunächst in wilder Flucht davon galoppieren, bereits aber nach kurzer Zeit vorsichtig zurückkehren um zu untersuchen was da vor sich geht und ob es sich wirklich um etwas gefährliches handelt. Es kann sich dabei ja sogar herausstellen, dass die zunächst unheimliche Erscheinung etwas durchaus angenehmes ist, wie z.B. das knatternde neue Moped eines Menschen, der den Pferden Leckerbissen auf die Weide bringt und vorher immer geräuschlos mit dem Fahrrad gekommen ist.

Darüber hinaus hat F.Werner natürlich glatt übersehen, dass Tiere eine völlig andere Einstellung zum Tod eines Artgenossen haben, als der moderne Mensch, genaugenommen nämlich gar keine, da sie ja nicht in der Lage sind, darüber nachzudenken. Selbst der Mensch nahm früher den Tod eines anderen Menschen als selbstverständlich zum Leben gehörig hin, wenn überhaupt, wurde kurz der Trost des Pfarrers in Anspruch genommen; keinesfalls benötigte man aber einen Psychotherapeuten, weil die Oma gestorben war, wie das bei uns heute üblich zu werden scheint. Selbst der Verlust eigener Kinder, der bei uns Menschen ja als so ziemlich das tragischste angesehen wird, das einem passieren kann, ist für Wildtiere an der Tagesordnung. Gerade Jungtiere können jederzeit unversehens in der Nähe ihrer Eltern sterben, sei es an Krankheiten, Verletzungen oder weil sie von einem Raubtier gerissen werden. Auch ältere Tiere gehen ein, ohne dass andere Mitglieder des Sozialverbandes deswegen psychische Schäden davon tragen.

Und wie sieht es in der Praxis aus?

Schließlich und vor allem widerlegt die praktische Anschauung im täglichen Jagdbetrieb diese doch bereits mehr als sonderbaren Überlegungen von Jagdgegnern in eindrucksvoller Weise. An dem zitierten Absatz ist lediglich eines richtig: Ein Stück, welches man lediglich angebleit hat, wird zukünftig die Stelle meiden, an der man es beschossen hat, sofern es den Schuss ausheilt. Das ist ja auch nur logisch: Wo es ekelhaft weh getan hat, geht man eben nicht mehr hin. Dass ein angeschossenes Tier, welches die Schussverletzung ausheilt aber grundsätzlich heimlich wird und sich nirgends mehr sehen lässt, kann nicht ganz stimmen: Sonst würden ja nie Stücke mit alten Schussverletzungen erlegt.

Hat der Jäger aber nun glatt vorbei geschossen, wird sich das Stück in aller Regel ebenfalls in wilder Flucht entfernen. Alle Erfahrung lehrt aber, dass - auch wenn Menschen, die von Tier und Jagd keine Ahnung haben, so etwas oft nicht glauben - dieses Stück recht bald wieder kommen wird, manchmal sogar kurze Zeit später, noch während des selben Ansitzes. Aus der Sicht eines bzw. einer F. Werner ist dies natürlich unverständlich. Wieso geht man da wieder hin, wo man um Haaresbreite erschossen worden wäre? Das ist aber ganz einfach zu erklären: Schließlich weiß das Stück Wild ja nicht, dass es gerade nur knapp dem Tode entronnen ist. Es ist lediglich über einen lauten Knall erschrocken und hat daher zunächst einmal die Flucht ergriffen. Damit ist aber die Sache auch bereits erledigt und es wird beim nächsten Mal allenfalls etwas vorsichtiger sein.

Dass ein Stück Wild, welches erschossen wurde, von dieser Erfahrung traumatisiert wird und fürderhand seinen Todesort meidet, ist natürlich unmöglich, wie selbst Jagdgegnern klar sein müsste. Bleibt die Möglichkeit, dass ein Tier traumatisiert wird, weil es den Tod eines Artgenossen miterleben musste. Aber auch diese wird durch die Praxis widerlegt. Bei Ratten z.B. ist es bekannt, dass sie Orte meiden, an denen Artgenossen getötet wurden. Darauf beruhen einige Tricks, mit denen man Ratten vertreiben kann; ferner rührt daher die Weisheit, dass selten eine Ratte in eine Falle geht, die man in genau der gleichen Weise da wieder aufstellt, wo man bereits einmal Erfolg hatte.

Ob nun Ratten vom Todesschrei ihrer Artgenossen sogar traumatisiert werden, fürderhin nur noch mit Grausen an den Ort eines solchen Schreckens denken, Alpträume und psychosomatische Störungen bekommen, sei dahin gestellt, denn das ist nicht Thema dieser Publikation. Tatsache jedoch ist, dass z.B. Rehe keineswegs in der Folge ein besonderes Meideverhalten, oft noch nicht einmal Beunruhigung zeigen, wenn in ihrer unmittelbaren Nähe ein Artgenosse getötet wird. Einer meiner Jagdfreunde entdeckte einmal auf der Fahrt zum Ansitz auf einem Acker einen Sprung Rehe. Er hielt mit seinem Wagen, pirschte sich an und konnte eines der Rehe erlegen. Als er hin ging um seine Beute zu bergen, bemerkte er, dass sich der Rest des Sprunges nur eine kurze Strecke entfernt hatte und konnte ein weiteres Stück erlegen.

Ein anderes Beispiel, welches sich in einem Pirschbezirk zugetragen hat, den ich in einer staatlichen Regiejagd innehatte, ist das folgende: Der neue Chef des Forstamtes hatte die Angewohnheit, jedesmal, wenn er in ein neues Forstamt versetzt wurde, dort in jedem Revier einmal zu jagen. Als er dabei auch in meinem Pirschbezirk ansaß, kam ihm ein Rehbock in Anblick, den er erlegte. Kurz darauf kam das Schmalreh, welches sich offenbar in Gesellschaft des Bockes befunden hatte, neugierig aus der Dickung um zu sehen was da wohl geschehen sei. Selbstverständlich war diese Neugier für das Schmaltier tödlich.

Ganz offensichtlich stören sich Wildtiere wesentlich weniger an einem Büchsenknall in der Nähe, als selbst viele Jäger denken. Mancher Jäger pardoniert beim Sauansitz grundsätzlich etwa in Anblick kommende Füchse um nicht das Schwarzwild mit dem Schussknall zu vergrämen oder er verwendet wenigstens nur die kleine Kugel aus dem Einstecklauf des Drillings, welche weniger laut knallt; auch ordnen immer noch Jagdherren solches gegenüber ihren Gästen und Mitjägern an. So mancher, der nach dem Erlegen eines Stückes abbaumte, weil er dachte, jetzt käme sowieso nichts mehr, hat sich unwissentlich um weiteres Waidmannsheil gebracht. Er kann ja nicht wissen, dass kurz nachdem er gegangen war, bereits wieder Wild in Anblick gekommen ist und wird vielleicht ein Jägerleben lang bei diesem Verhalten bleiben. Viele Jäger wissen aber, dass der Schussknall für das Wild gar nicht so beeindruckend ist und bleiben nach dem ersten erlegten Stück sitzen - oft genug mit Erfolg. So gelang es dem bereits erwähnten Jagdfreund an einem Winterabend innerhalb einer guten halben Stunde drei Rehe zu erlegen, die nacheinander auf den Rapsacker kamen an dem er ansaß.

Auch das für menschliche Begriffe grausige Szenario einer Stelle, an der offensichtlich vor

kurzem ein Artgenosse umgekommen ist, schreckt z.B. Schwarzwild nicht unbedingt ab. In dem ersten Revier in dem ich als Jungjäger jagte, oblag es mir zeitweise, abzufahren, die Kurrungen zu kontrollieren und zu beschicken. Dabei kam ich einmal an eine Kurrung, an der ein anderer Mitjäger zwei Tage zuvor eine Sau geschossen hatte. Trotz der riesigen Schweißblache, die sich unmittelbar neben dem Kirmmais befand, war die Kurrung bereits wieder angenommen. Die Schweißblache hatte also nicht nur die Sauen nicht verjagt, sie hatte sie noch nicht einmal davon abgehalten, dort ihr Mal zu halten, wo in der Nacht zuvor ein Artgenosse erschossen worden war.

Einen Fuchs hält noch nicht einmal der Leichnam eines Artgenossen ab. Viel Jäger kennen den Trick, einen geschossenen Fuchs einfach einmal liegen zu lassen und eventuell noch beim gleichen Ansatz einen weitem zu schießen, der sich an seinem Artgenossen gütlich tun will. Von Wölfen wird berichtet, dass sie alte und schwache Artgenossen zerreißen und verspeisen und von Wildschweinen weiß man, dass verletzte Artgenossen sogar aus der Rotte ausgestoßen werden. Es fehlt jetzt nur noch, dass Jagdgegner wie F. Werner behaupten, der Jäger zwingt die Sauen zu solchem Tun und sei außer am Leid der angeschossenen Sau, auch noch für die Schuldgefühle ihrer Rottengenossen verantwortlich, die diese empfinden, weil sie ihr Geschwister so schmachlich im Stich lassen mussten.

Wild in Dauerpanik

F. Werner spinnt nun den, wie gerade gezeigt wurde, lediglich scheinbar logischen Argumentationsfaden weiter und auf Seite 20 heißt es gar:

Diese über weite Distanzen wirksamen Schüsse und die zudem kaum noch wahrnehmbaren Schützen, sowie das damit möglicherweise ausgelöste Gefühl schutzlos ausgeliefert zu sein, sobald man aus dem Versteck hervor kommt, dazu der enorm gesteigerte Beschuss und die so ausgelösten traumatischen Erinnerungen, erhöhten die Angst der Tiere inzwischen auf ein tierquälerisches Niveau. Die Angst ist derart groß geworden, dass das Wild tagsüber wegen nur spärlicher Ersatznahrung hungrig in den Verstecken ausharrt, um die Zeit der eigentlichen Futteraufnahme in die Dämmerung oder in die Nacht zu verlegen.

Darf man diesem Bild glauben schenken, dann sitzen die Rehlein den ganzen Tag zitternd in der Dichtung, im quälenden Bewusstsein, dass ihnen sofort die Kugeln um die Ohren pfeifen, sobald sie auch nur das Köpflin ins Freie strecken. Stimmt dies, müssten derart viele Kugeln durch den deutschen Wald schwirren, dass sich dort kein Spaziergänger, kein Nordic Walker, kein Mountainbiker und auch kein Pilzsammler mehr hintrauen würde. Und überhaupt, wieso ist das Wild am Tag verängstigt, wenn doch, wie gleich im Anschluss behauptet, die größte Gefahr in der Dämmerung droht?

Wenn nun aber das Wild in der Lage ist, zu erkennen, dass es sich unter verschiedenen Umständen der Gefahr aussetzt, erschossen zu werden und das hier behauptete, äußerst komplexe Meideverhalten darauf aufbaut, warum wird dann überhaupt noch soviel Wild Opfer des Straßenverkehrs? Wenn das Wild in der Lage sein soll, die abstrakte Denkleistung zu vollbringen, den von weit her heran klingenden Büchsenknall der tödlichen Gefahr durch den Jäger zuzuordnen, warum meidet es dann nicht die Straße, zumindest dann, wenn es Fahrzeuge hört? Das müsste dann mittlerweile ja erfolgreich gewesen sein, denn schließlich ersinnt die Straße ja nicht wie ein Jäger, neue Methoden, dem Wild dennoch beizukommen, wenn es vorsichtiger wird. Die Antwort ist einfach: Das Wild ist weder in der Lage den Tod eines Artgenossen durch den Büchsenschuss, noch den durch ein Kraftfahrzeug als etwas zu erkennen, das ihm auch passieren kann. Es vermisst zwar eventuell den Rudelgenossen, welcher der Kugel oder

Straße zum Opfer gefallen ist, kann aber nicht das Entsetzen empfinden, das ein Mensch empfindet, wenn ein anderer Mensch einem grausigen Unfall oder einem Verbrechen zum Opfer fällt. Weiter wird nun das folgende behauptet:

Die Dämmerung ist daher aber auch eine besonders aktive Zeit der Jäger geworden. Durch deren Beschuss während dieser Zeit kommt es dazu, dass die überlebenden Wildtiere ihre Futteraufnahme vorzeitig wieder abbrechen oder bereits beim Wittern durch den Geruch des Jägers gestört, schon vor der Futteraufnahme, zu kräftezehrender Flucht verleitet werden.

Es ist ersichtlich, dass nicht nur zu viele, dazu noch voller Angst in einem ungünstigeren Lebensumfeld lebende Tierbestände, sondern auch der starke Beschuss in der Zeit der Nahrungsaufnahme dazu führt, dass das Wild, wegen ungenügender Ernährung, in seinen Verstecken notgedrungen mehr Schaden an jungem Baumbestand verursacht und dennoch immer magerer wird.

So kam es, dass in vielen Jagdrevieren das Fleischgewicht erschossener Tiere zum Ärger der Jäger immer spärlicher ausfiel und damit, im Verhältnis zur Anzahl der Tiere, weniger Einnahmen aus den Fleischverkäufen zu erzielen waren.

Der böse Jäger meuchelt also nicht nur die Tierlein, sondern zwingt sie auch noch, bitteren Hunger zu leiden. In der Tat kann mangelnde Stärke der einzelnen Stücke ein Indiz für einen zu hohen Bestand sein. Abgesehen davon, dass dies auch standorttypisch sein oder seinen Grund in Krankheiten oder ungünstiger Witterung haben kann, mag es in der Tat noch einige Reviere geben, in denen überhægtes Rehwild schlechte Wildpretgewichte aufweist. In der Regel aber werden, vor allem in Staatsjagden und im Großprivatwald heutzutage starke Rehe geschossen. Schon allein das widerlegt die hier aufgestellten Behauptungen. Schlussendlich stellt sich aber auch die Frage, wie das Wild, das doch aufgrund der Jagd unter derart furchtbarem Dauerstress steht, überhaupt noch dem Ruf der Natur folgen, sich paaren und damit die angeblich überhöhten Bestände überhaupt erst ermöglichen kann?

Jagdfreie Paradiese und was dahinter steckt

Im folgenden, immer noch im gleichen Kapitel, welches sich mit der angeblich unnatürlichen Scheu des Wildes befasst, die allein der Jagd zuschreiben sei, singt F.Werner schließlich auch das romantisch-verklärte Lied der Bambi-Romantiker. Es handelt vom Wild, welches angeblich alle Scheu vor dem Menschen verlieren würde, wenn man doch nur die vermaledeite Jagd abschaffte. Unter anderem findet sich hierzu folgendes auf der Seite 25:

Müssen die Tiere schlechte Erfahrungen mit solchen unbekanntem Wesen machen, z.B. mit Jägern, so werden sie ihre Distanz entsprechend vergrößern. Dieses Verhalten ist aber keine natürlich veranlagte Menschenscheu, sondern eine ganz normale Verhaltensanpassung gegenüber einer erkannten Gefahr. Die Tiere lernen recht schnell, eine Gefahr abzuschätzen und ihr Verhalten danach auszurichten. Dabei stellt sich mit der Zeit auch ein differenzierteres Ansprechen auf Gefahrenreize ein, um unnötig kräftezehrendes Fluchtverhalten oder Störungen bei der Futteraufnahme zu vermeiden.

Kurz zuvor, auf Seite 20 nämlich, hat, wie hier zitiert, F.Werner noch behauptet, dass die Jagd mittels Feuerwaffen, insbesondere von den heute üblichen Hochsitzen aus und auf große Entfernungen, bei den Tieren eine ständige Bedrohungssituation erzeuge, da es den Schützen nicht erkennen könne. Wie aber soll ein Tier, welches die fliegende Kugel daher dem Mensch überhaupt nicht zuordnen kann, dann einen Wanderer als Angehörigen der gleichen Spezies er-

kennen, welche für den heimtückischen, krachenden Tod aus heiterem Himmel verantwortlich ist? Ganz abgesehen davon, dass ein nicht getroffenes Stück den gehörten Schussknall nicht als tödliche Bedrohung erkennen kann und ein getroffenes die gemachte Erfahrung in den meisten Fällen nicht mehr auswerten kann.

Schließlich beschließt F.Werner dieses Kapitel mit Berichten von der Zutraulichkeit von Tieren in Gebieten, in denen nicht gejagt wird. Auf Seite 27 liest man:

Begibt man sich in eines jener Gebiete, in denen die Jagd verboten ist, so kann man dort eindeutig sehen, dass größere Wildtiere kaum ein nennenswertes Distanzverhalten gegenüber Menschen erkennen lassen und dass eine angeborene spezielle Menschenscheu dort nicht existiert.

Z.B.: Auf den Galapagos-Inseln, einem teilweise jagdfreien Naturparadies, sieht man noch heute wie unbejagte Wildtiere Menschen ganz nah an sich heran lassen.

Auch in anderen Naturparks in denen die Tiere nicht bejagt werden, kann man ähnliches Verhalten beobachten. Z.B.: In den Alpen, im Naturpark Gran Paradiso, war es ohne weiteres möglich, die ansonsten äußerst scheuen Steinböcke aus nur drei Meter Abstand zu fotografieren. Diese wild lebenden Tiere erwecken den Eindruck, als ob nur das Jagdverbot dafür ausreichend war, dass bereits einige Tiere nach einer gewissen Erfahrungszeit gegenüber Menschen fast so zutraulich wie Almkühe werden konnten.

Untersuchungen an Weißwedelhirschen im Staate New York belegen, dass diese Tiere in Jagdgebieten die doppelte Fluchtdistanz als in Schutzgebieten einhalten. Da wo die Jagd ganz verboten ist lassen diese Wildtiere Menschen sogar ganz nahe an sich heran. Ähnliches Verhalten zeigen dort auch die Rothirsche und auch bei anderen Tierarten wurde ein derartiges Verhalten festgestellt.

Wer so weit nicht fahren will, der kann auch in seinem nächsten Umfeld ähnlich zutrauliches Verhalten an Wildtieren beobachten z.B. im Winter am Vogelfutterhäuschen vor dem Fenster. Oder an manchen Badeseen. Aber auch in Parkanlagen bieten sich passende Gelegenheiten. Auch sind in den Städten, zwischen den Fußgängern futtersuchend am Boden herumtrippelnde, wild lebende Tauben und in Parks futterbettelnde Wildenten und Schwäne keine Seltenheit. Auch verhalten sich manche Eichhörnchen in Parkanlagen weniger scheu als im Wald.

Zunächst einmal werden hier die Galapagos-Inseln genannt. Und schon hier haben wir den ersten Haken: von einem „teilweise jagdfreien Naturparadies“ ist hier die Rede. Es wird also doch gejagt, was wiederum die Aussage in Frage stellt, dass die Jagd und nur die Jagd Tiere grundsätzlich scheu macht. Offenbar tatsächlich nicht gejagt wird im Grand Paradiso, aber der beschriebene Nationalpark-Effekt ist genauso in anderen Nationalparks zu beobachten, nur dass in denen eben doch gejagt wird, auch wenn man die Jagd dort nicht Jagd, sondern Wildtier-Management nennt. Im Grand Paradiso, auf den Galapagos-Inseln und in anderen Naturreservaten werden Menschen im großen und ganzen auf vorgeschriebene Wege beschränkt, so dass hier schon einmal eine andere Situation vorliegt, als in Landschaften, in denen ein allgemeines Betretungsrecht gilt. Was nun speziell die Steinböcke betrifft, so zeigt sich wiederum die absolute Inkompetenz von F.Werner, wenn hier das Steinwild als äußerst scheu bezeichnet wird: Seine unglaubliche Vertrauensseligkeit und mangelnde Scheu vor dem Menschen war nämlich der entscheidende Grund für seine Beinahe-Ausrottung.

Wieso die um Futter bettelnden Enten ein Beleg dafür sein sollen, dass die Unterlassung der Jagd die Tiere zutraulicher macht, erschließt sich mir ebenfalls nicht. Enten kommen in der

Gegend herum und so sind auch Enten in Parkanlagen oder an Uferpromenaden sicherlich in vielen Fällen schon in Gebieten gewesen, in denen gejagt wird. Außerdem gibt es eine besondere Abart der Stockente, die Stadtente, die teilweise mit Hausenten verbastardisiert ist und ein abgeschwächtes Schutzverhalten zeigt. Das liegt wohl an den in ihrem Lebensraum nicht oder in geringerem Maße vorhandenen Feinden; ein Umstand, der auch dafür verantwortlich sein soll, dass auffällig gefärbte, z.B. ganz oder teilweise weiße Exemplare nicht so leicht Beutegreifern zum Opfer fallen und daher diese Eigenschaften weiter vererben können.

Für die zutraulichen Stadttauben gilt ganz ähnliches. Sie sind im Grunde verwilderte Haus- tauben, also domestizierte Tiere. Zutraulichkeit, vor allem dem Menschen gegenüber, ist jedoch ein wichtiges Merkmal domestizierter Tiere.

Überdies gibt es auch Gebiete in denen die Jagd ausgeübt wird und man trotzdem Wildtiere zu sehen bekommt. Eines der besten Rehwildreviere, die ich kenne, ist der Stadtwald einer mittelgroßen Stadt, in dem nicht nur von Privatjägern gejagt wird, sondern der außerdem in Staatswald mit recht hohem Jagddruck übergeht und in dem auch sehr viele Spaziergänger, Radler, Jogger und Reiter unterwegs sind. Da sich die meisten Leute an die Wege halten, bleibt das Wild unbehelligt und kann andererseits aber auch oft und sogar am helllichten Tag beobachtet werden. Von Wild, welches sich aus Angst vor der aus dem Hinterhalt meuchelnden Kugel des Jägers in konstanter Panik in den hintersten Winkel verkriecht, kann hier keine Rede sein. Allerdings zeigt das Beispiel auch, dass diejenigen Jäger falsch liegen, welche immer noch am liebsten alle anderen Menschen aus der Landschaft verschrecken möchten.

8 Paradies im Eigenbau – Sich selbst regulierende Tierbestände

Während Jagdkritiker lediglich gegen die Form sind, in der die Jagd heute ausgeübt wird, ist das erklärte Ziel der Jagdgegner natürlich die Abschaffung jeglicher Form der Jagd. So natürlich auch F.Werner; im Kapitel „Regulation der Wildbestände ohne Jagd“ wird sogar beschrieben wie das gehen soll. Zunächst wird erwähnt, dass aus den Reihen der Forstbeamten und Großprivatforstwirte als Alternative zur herkömmlichen Jagd die Durchführung einiger weniger Drückjagden im Jahr angepriesen wird. Es wird zugegeben, dass dies funktionieren würde; aber selbstverständlich kann ja auch diese Methode für einen zünftigen Jagdabschaffewoller nicht angehen, denn schließlich werden auch hierbei Tierlein gemeuchelt!

Deswegen entwirft F.Werner im Anschluss einen geradezu phantastischen Plan über den man nur noch staunen kann und geneigt ist, ergriffen von soviel Scharfsinn, Weitblick und Kenntnissen über Biologie und Verhaltensweise unserer Wildtiere fortan zu schweigen. Es geht im Kern darum, dass man nichts anderes tun müsse, als mit jeglicher Jagdausübung aufzuhören, damit sich schon innerhalb kurzer Zeit paradiesische Zustände in der Landschaft einstellen. Auf der Seite 31 liest man das folgende:

Früher, in der Zeit intensiver Landbewirtschaftung, konnte man auf die Jagd nicht verzichten, weil es keine unbewirtschafteten Flächen gab, auf denen Wildtiere ohne Schaden anzurichten leben konnten.

Hat man uns in der Schule angelogen?

Offensichtlich ist also alles falsch, was man in der Schule in Heimatkunde und Wirtschaftsgeographie gelernt hat. Nicht früher, sondern heute wird die Landwirtschaft extensiv betrieben. Kunstdünger, Pflanzenschutzmittel, Maschineneinsatz und hochleistungsfähige Züchtungen von Kulturpflanzen sind dann offenbar Errungenschaften des Mittelalters oder der Renaissance; die moderne Agrarwissenschaft hingegen hat Dreifelderwirtschaft, Mähen mit der Sense und ertragarme Kulturpflanzen hervorgebracht.

Gleich im Anschluss heißt es dann:

In der heutigen Zeit haben wir ganz andere Voraussetzungen.

Mit dem starken Rückgang unseres Bauerntums kommt bei uns der Landwirtschaft längst nicht mehr der Stellenwert zu, den sie früher einmal innehatte. Viele ehemals landwirtschaftlich genutzte Flächen werden heute nur noch auf Kosten des Steuerzahlers mit Maschinen und subventionierter Schafhaltung offen gehalten. Wildschäden sind auf solchen Naturflächen deshalb nicht mehr möglich, da die mangels Kulturpflanzen dort nicht mehr entstehen können. Auch auf alten Beständen von Streuobstwiesen können die derzeit bejagten Wildtiere wegen der alten dick berindeten Baumstämme keine nennenswerten Schäden anrichten.

Auf solchen Naturflächen weiterhin die Jagd auszuüben ist daher auch aus der Sicht der Wildschadensverhütung ein völliger Unsinn.

Durch ein Jagdverbot entstünden aber in diesen Naturbereichen endlich wieder die bisher fehlenden und dringend nötigen Lebensräume für Wildtiere.

Spaß beiseite: Natürlich ist bereits die Behauptung, es gäbe heute keine intensive Landwirtschaft, bereits ein hinreichender Beweis dafür, dass F.Werner überhaupt nicht den Funken einer Ahnung davon hat, wie Kulturlandschaft heute aussieht. Die großen Brachflächen, von denen hier phantasiert wird, gab es in Wirklichkeit in früheren Jahrhunderten und nicht heute. Eigentlich sollte jeder wissen, der sich mit der Ökologie der Kulturlandschaft befasst, dass man vor der Einführung des Kunstdüngers Landwirtschaft allgemein in der sogenannten Drei-, später auch Vierfelderwirtschaft betrieb. Nach einem Jahr mit Winter- und einem mit Sommergetreide ließ man den Acker ein Jahr brach liegen, damit er sich erholen konnte. Dann begann der Zyklus von neuem. Dadurch bestand ständig 1/3 der Feldmark aus Brachflächen, auf denen Wildpflanzen wuchsen. Verbuschen oder sich gar bewalden konnten diese Flächen natürlich nicht, da sie ja jeweils im nächsten Jahr wiederum unter den Pflug kamen. Hier gab es dennoch in der Tat Refugien und Nahrungsquellen für Wildtiere. Auch in der Vierfelderwirtschaft lagen immerhin noch 25% der insgesamt landwirtschaftlich genutzten Flächen brach, die den wildlebenden Tieren zur Verfügung standen.

Diese Brachflächen waren ein wichtiger Grund dafür, dass Tiere wie Rebhuhn und Feldhase, die ja eigentlich Steppenbewohner sind, damals in großer Zahl bei uns leben konnten. Nach F.Werners Theorie von den bösen Jägern hätten sie aber, wie angeblich Rehe und Hirsche, in den Wald ausweichen müssen, denn sie wurden ja auch damals schon bejagt. Spätestens hätte dies nach der Erfindung der Feuerwaffen passieren müssen. Natürlich kamen in der Feldmark seinerzeit auch Rehe vor, denn die kleinräumig strukturierte Feldmark mit Hecken und Feldgehölzen eignete sich auch für diese Tiere. Und natürlich verschwanden sie weder mit der Erfindung der Feuerwaffen, noch waren sie davor ständig zu sehen. Es gibt auch heute noch Feldrehe, die, wie sie es von jeher getan haben, natürlich die Deckung von Hecken, Feldgehölzen und dergleichen aufsuchen, wenn sie nicht gerade auf freien Flächen äsen.

Die im Turnus des Fruchtwechslers auftretenden Brachflächen waren aber nicht die einzigen Nahrungsquellen für das Wild. Man hatte ja die Landschaft noch nicht maschinengerecht flurbereinigt; ferner war man nicht in der Lage, wie heutzutage mit Hilfe von Kunstdünger und speziellen Züchtungen, aus fast jedem Boden irgendwelche Kulturpflanzen hervorzuzerren. Daher gab es außer „Unkräutern“ zwischen den Kulturpflanzen auch noch überall Eckchen, die nicht beackert wurden, sondern mit Wildpflanzen bewachsen waren. Diese nutze man wohl teilweise ab und zu als Weide für Ziegen; ansonsten bildeten sich Feldgehölze. Auf Böden, die sich nicht für den Ackerbau eigneten, trieb man Weidewirtschaft bzw. machte man Heu, mähte sie also gar nicht oder erst im Juni, was bewirkte, dass auch dort eine wesentlich größere Artenvielfalt herrschte. Daher verschwand auch das Niederwild nicht schlagartig mit der Einführung des Kunstdüngers, sondern erst mit den Herbiziden, der Flurbereinigung und dem Wechsel von Heu zu Silage.

Es ist nun richtig, dass es in neuerer Zeit wiederum stellenweise größere Brachflächen gibt. Das sind die sogenannten Stilllegungsflächen. Bauern werden dafür bezahlt, dass sie Flächen nicht bearbeiten und damit die landwirtschaftliche Überproduktion gebremst wird. Zum einen haben diese „modernen Brachen“ aber lange nicht den Anteil an der Feldflur wie das früher bei der Drei- oder auch nur der Vierfelderwirtschaft der Fall war. Zum anderen liegen sie auch nicht in allen Fällen wirklich brach, denn es ist erlaubt, auf ihnen nachwachsende Rohstoffe anzubauen; dazu zählt alles das, was nicht in den Nahrungskreislauf gelangt. Da es aber immer mehr Energiebauern gibt, und die Nachfrage nach erneuerbaren Rohstoffen wächst, wird es vorerst wohl nichts werden mit den großen, brachliegenden ehemaligen landwirtschaftlichen Nutzflächen.

Auch die erwähnten Flächen, die man künstlich waldfrei hält, indem man sie einmal und zwar spät im Jahr mäht oder auf denen man Schafe darauf hält ohne das dies nennenswerte Erträge abwirft, existieren – und zwar tatsächlich und nicht nur in der Phantasie von F.Werner.

Dabei handelt es sich um arme Böden, die früher kommerziell in dieser Weise genutzt wurden. Das ist heute unwirtschaftlich geworden, so dass diese Flächen wieder zu Wald werden würden, überließe man sie sich selbst. Teilweise geschieht dies auch, aber einen Teil bearbeitet man weiter, um die Pflanzen- und Tiergesellschaften zu erhalten, die sich im Laufe der Zeit darauf gebildet haben. Man bezeichnet solche und andere Landschaftsformen gerne als Naturdenkmäler, könnte sie aber genauso gut auch als Kulturdenkmäler bezeichnen. Sie sind nämlich nicht von alleine entstanden, sondern durch die Art und Weise wie der Mensch auf ihnen wirtschaftete.

Kurz und bündig darf man also ohne weiteres sagen, dass F.Werner hier kompakten Blödsinn abgesondert hat. Immerhin hat er (oder sie) aber eingeräumt, dass die Jagd früher notwendig war. Da aber, wie gerade gezeigt, heutzutage noch weniger Brachflächen in der Feldflur existieren als früher, ist auch die Jagd weiterhin - und sogar in noch höherem Maße als früher - erforderlich.

Keine Jagd – Keine Wildschäden?

So gesehen könnte man die Besprechung des Kapitels über „Regulation der Wildbestände ohne Jagd“ hier beschließen, da nach der eben gemachten Feststellung der Rest dieses Kapitels sowieso Makulatur ist. Allerdings können die dort aufgestellten Behauptungen auch in anderen Zusammenhängen auftauchen, so dass man sie kennen sollte. Gleich im Anschluss an das obige Zitat steht das folgende zu lesen:

Ein dauerhaftes Jagdverbot würde dann die jagdlich bedingte Menschenscheu der Wildtiere weitest gehend beseitigen, so dass die sich nicht nur wie früher zur Nahrungsaufnahme auf die Wiesen heraus getrauen, sondern die Wälder wieder ganz verlassen, um sich ohne Angst in den für sie günstigeren offenen Landschaftsbereichen aufzuhalten. Besonders das für unsere Forstwirtschaft derzeit sehr schädliche Reh- und Hirschwild wird kaum noch nennenswerte Waldwildschäden anrichten, wenn es in den Wäldern fast nicht mehr anzutreffen ist.

Damit würden alle in diesem Zusammenhang mittlerweile im Wald aufgetretenen Probleme ohne weiteren Aufwand wie von selbst verschwinden.

Das wird den Forstbetrieben zugleich eine mit weniger Aufwand zu betreibende und damit auch mehr Gewinne erzielende Wirtschaftsweise ermöglichen.

Herrlich! Herr-lich! würde Baltus Powenz, der knitze, selig-versoffene Assi-Patriarch aus Ernst Penzoldts köstlichem Roman „Die Powenzbande“ ausgerufen haben, hätte ihm jemand derart paradisische Zustände ausgemalt. Es klingt schon beinahe wie die Verheißung des Tausendjährigen Friedensreiches durch den Propheten Jesaja:

„Da werden die Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Panther bei den Böcken lagern. Ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen und Mastvieh miteinander treiben. Kühe und Bären werden zusammen weiden, dass ihre Jungen beieinander liegen, und Löwen werden Stroh fressen wie die Rinder. Und ein Säugling wird spielen am Loch der Otter, und ein entwöhntes Kind wird seine Hand stecken in die Höhle der Natter.“ (Jesaja 11, 6-8)

Allerdings gehören diese ähnlich klingenden Worte zu einer Beschreibung der Welt nach der Wiederkunft Christi, des zukünftigen Paradieses also, welches Gott schaffen wird und nicht der Mensch. Vorerst leben wir in der gefallenen Welt, in welcher der Tod zum Leben gehört und daran können wir nichts ändern. Es hat übrigens schon mehr Leute gegeben, die den Men-

schen das Paradies in dieser Welt schaffen wollten und das ist bisher noch jedesmal in die Hose gegangen. Wenn so etwas mit einer Enttäuschung abging, waren die solcherart beglückten noch glimpflich davongekommen. Für einen dieser Versuche aus der jüngeren Geschichte bezahlen wir noch heute den Soli und andere haben gar Millionen Menschen das Leben gekostet.

Wäre es nicht im Grunde zum Heulen, dass ein Mensch nicht merkt, wie er sich mit solchem kompletten Blödsinn in kaum zu beschreibender Weise lächerlich macht, könnte man über diesen Schrott nur bitter lachen. Leider ist es aber nun so, dass der Mensch glaubt, was er glauben will. Das sieht man unter anderem daran, dass immer wieder Leute auf dreisteste Betrügereien in der Art von Schneeballsysteme und dergleichen hereinfallen, wenn sie nur erpicht genug auf den schnellen Reichtum ohne Arbeit sind. Man sieht es genauso daran, dass Menschen die dümmsten Entschuldigungen glauben, wenn sie nicht wahrhaben wollen, dass sie von einem Partner ausgenutzt und/oder betrogen werden. Und wer, aus welchen, hier nicht zu diskutierenden Gründen auch immer, eben nicht wahrhaben will, dass das Leben auf diesem Planeten aus Fressen und Gefressenwerden basiert, ist daher geneigt, auch buchstäblich jeden diesbezüglich verzapften Unsinn zu glauben, sei er auch noch so haarsträubend und unlogisch.

Es wurde im vorhergehenden bereits hinreichend dargelegt, warum die Scheu, die Tiere gegenüber dem Menschen haben, nicht allein von der Jagd kommen kann. Ferner wurde dargelegt, warum die Behauptung Unfug ist, dass Rehwild erstens ursprünglich in offener Landschaft gelebt hat und sich zweitens im Wald nicht wohl fühlt. Es wurde auch bereits gezeigt, dass Rotwild (dieses ist ja wohl mit dem seltsamen Terminus „Hirschwild“ gemeint) kein allgemeines Problem unserer Forstwirtschaft darstellt, da es bei uns nur noch in wenigen, dafür speziell ausgewiesenen Rotwildgebieten geduldet wird. Also wiedereinmal nichts als heiße Luft.

Die „Jagdfreie“ Zone Genf

Nach weiteren Träumereien über ein jagdfreie Landschaft gibt F.Werner – man sollte es kaum glauben – auf Seite 32 dann immerhin zu, dass das Wild nicht nur im Wald, sondern auch in der Landwirtschaft Schäden anrichtet:

Mit schadenfroher Miene verweisen die Jäger bei solchen Gedanken auf einen Versuch im Kanton Genf (Schweiz) und auf eine dort, wegen enormer landwirtschaftlicher Wildschäden, nun notgedrungen wieder aufgenommene Bejagung. Selbstsicher verbreitet man seither wieder, mit Hinweis auf Genf, die alte Parole "Jagd muss sein" und sieht sich dabei von den dortigen Zuständen bestätigt.

An dieser Stelle sei anzumerken, dass die an sich unsinnige Hobby-Jagd doch noch einen teilweise positiven Nebeneffekt bewirkt hat, von dem speziell die Landwirtschaft etwas profitieren konnte. Denn durch die enorme jagdliche Verängstigung der Wildtiere und deren dadurch bedingte Lebensraum- und damit auch Wildschadensverlagerung in die Waldbereiche wurde zwar die Forstwirtschaft um so mehr, dafür aber die Landwirtschaft entsprechend weniger in Mitleidenschaft gezogen.

Was die gründlich in die Hose gegangene Jagdabschaffung im Schweizer Stadtkanton Genf angeht, erspart uns F.Werner wenigstens die Begründung, die der Heilbronner Jagdabschaffewoller Kurt Eicher - von ihm war in diesem Werk auch bereits die Rede – für die dort ausufernden Wildbestände vorbrachte. Man muss dazu wissen, dass in Genf vor etwa 30 Jahren die Jagd abgeschafft wurde. Das so etwas ausgerechnet in der an sich schusswaffen- und jagd-

freundlichen Schweiz geschah, ist nur auf den ersten Blick verwunderlich: Genf ist ein kleiner, sehr dicht besiedelter Kanton, was die Jagdausübung dort problematisch macht. Zudem gibt es ja im Umland genügend Jagdmöglichkeiten. Der Gedanke an sich war daher nicht schlecht, funktionierte aber in der Praxis dann doch nicht ganz so, wie man sich das vorgestellt hatte.

Bis vor einiger Zeit hatte Eicher nun auf seiner bereits erwähnten Website „www.abschluss-jagd.de“ Genf als Beispiel für funktionierende Landschaften ohne Jagd aufgeführt und dabei verschwiegen, dass dort sogenannte Umweltaufseher die Wildbestände bei Nacht und Nebel regulieren. Selbstverständlich auf Kosten des Steuerzahlers und – mit Schusswaffen. Darauf angesprochen verstieg Eicher sich zu der Behauptung, diese Polizeijagd in Genf sei notwendig geworden, da das Wild aus dem nach wie vor bejagten Umland in der jagdfreien Zone Schutz gesucht hätte. Eicher der sich gerne als „Biologe“ bezeichnet und natürlich mit seinem Selbstverständnis als engagierter Jagdabschaffenwoller den Besitz profunder Kenntnisse über unsere Wildtiere impliziert, hätte nun aber wissen sollen, dass Tierpopulationen sich immer zu den freiwerdenden Kapazitäten bewegen, dass also aus geschonten Gebieten Tiere in Bereiche abwandern, deren Besätze durch Abschuss ausgedünnt wurden. Mittlerweile hat Eicher offenbar eingesehen, das er sich hier schwer blamiert hat und sang- und klanglos das Beispiel „Genf“ von seiner Website entfernt.

Zurück zu F.Werner: Die Einlassung über den positiven Effekt der Jagd für Landwirtschaft ist widerwillig gemacht – und schon wieder eine Halbwahrheit. Es ist von einem „teilweise positiven“ Effekt die Rede, was ja wohl den Eindruck erwecken soll, dass die Bauern davon so viel auch wieder nicht hätten. Wie ich aber bereits gezeigt habe, sorgen das Jagdgesetz und die heute in den Jagdpachtverträgen übliche Regelung des Wildschadenersatzes durch den Pächter dafür, dass der Bauer der Sorge um den Wildschaden praktisch völlig enthoben ist: Entweder sorgt der Jagdherr dafür, dass keine Wildschäden entstehen oder er bezahlt sie.

Die kleine Frau vom großen Hirsch

Erheiterung – zumindest bei genauem Hinsehen - verursacht aber der nun folgende Satz:

Wildschäden hat man damit zwar nicht verhindert, sondern nur in einen anderen Bereich verlagert, wo sie für den Normalbürger weniger auffällig waren.

Offenbar sind für F.Werner – in dessen bzw. deren Phantasie ja auch in ganz Deutschland Rotwild gehegt wird – Wildschwein und Reh ein- und dasselbe Tier. Zumindest hat er oder sie im heiligen Eifer des Gefechts gegen die bösen, grünen Männer übersehen, dass die Wildschäden in der Landwirtschaft nicht vom Reh verursacht werden, sondern vom Wildschwein, welches dafür im Wald praktisch nicht zu Schaden geht. Wie nun die zitierte Behauptung zu verstehen ist, erschließt sich mir beim besten Willen nicht: Sind Wildschwein und Reh ein und dieselbe Spezies, die im Feld in der Gestalt des Schwarzwildes und im Wald die des Rehes annimmt? Gibt es gar einen Generationswechsel wie bei manchen niederen Pflanzen und Tieren, so dass Bachen Rehkitze frischen und Rehgeißen Frischlinge setzen? Mutieren aus der Feldmark mittels Jagddruck vertriebene Wildschweine am Waldrand zu Rehen? Oder fallen gar vom Schussknall und den mitangesehenen Tötungen ihrer Artgenossen traumatisierte Sauen Psychosen zum Opfer, so dass sie sich für Rehe halten, sich im Wald verkriechen und diesen vor Gram verbeißen?

Fragen über Fragen - wo sind die Antworten? Immerhin ist mir gerade eingefallen, wieso F.Werner Rot- und Rehwild so ungezwungen in einen Topf wirft. Schließlich haben wir ja alle schon gehört, was die Waldbesucher aus der Stadt – für die es ja auch zweierlei Gehölze gibt,

Bäume und Tannen nämlich – ihren Kindern beibringen: Das kleine Reh ist ja bekanntlich die Frau vom großen Hirsch. Und folglich mit diesem zusammen vom schlimmen Piff-Paff-Puff der argen Jägersmännern von den sonnigen Wiesen und Äckern in den grauslich finsternen Wald vertrieben worden, wo der böse Förster mit Zähnen und Klauen, will sagen mit der niederträchtigen Drückjagdbüchse, seine Bäume verteidigt. Wie konnte ich das nur vergessen!

Nun aber zurück zum Thema! Über erheblich steigende landwirtschaftliche Wildschäden im Falle einer Abschaffung der Jagd wird man sich nach F. Werners Dafürhalten sowieso keine Sorgen machen zu brauchen. Auf Seite 33 steht das folgende:

Nach einem längeren Jagdverbot wäre bei uns die Wiederaufnahme der Jagd jedoch grundverkehrt, denn sie würde nur ein Zurückverlagern des Wildschadensproblems bringen, in dem Fall von der Landwirtschaft wieder zurück zur Forstwirtschaft. Auch ist bei uns ein jagdliches Vorgehen in sehr vielen landwirtschaftlich ungenutzten Bereichen nicht mehr nötig.

Lediglich in den Grenzbereichen zwischen naturbelassenen und landwirtschaftlich genutzten Arealen werden bei einer jagdfreien Problemlösung bestimmte Schutzmaßnahmen notwendig werden, um Wildschäden in der Landwirtschaft zu verhindern.

Demnach hat man also in Genf das Grundverkehrte getan. Und wenn es tatsächlich so ist, dass bei einem völligen Verzicht auf die Jagd die Wildschäden auf die Grenzbereiche zwischen „naturbelassenen Flächen“ und Äckern beschränkt bleiben, wie genau ist das zu verstehen? Landwirtschaftlich nicht genutzte Flächen in der Feldflur sind Stilllegungsflächen, also Äcker, die eine Zeit lang nicht bebaut werden. Naturgemäß liegen sie zwischen weiterhin bebauten Flächen. Was ist nun, wenn z.B. eine Stilllegungsfläche neben einem Maisacker liegt? Darf man sich F. Werners Vision dann so vorstellen, dass die Sauen nun friedlich in der Stilllegungsfläche brechen und schlimmstenfalls die erste Reihe Maispflanzen auf dem angrenzenden Acker mitnehmen? Hat man sich in Genf um einzelner Maisreihen willen in die sicherlich nicht ganz billige Geschichte mit der Wildreduktion durch angestellte Umweltaufseher gestürzt?

Bereits nach den weiter oben zitierten Aussagen zur Intensität der Landbewirtschaftung früher und heute darf man F. Werner getrost als disqualifiziert ansehen, was den Sachverstand hinsichtlich der Ökologie unserer Kulturlandschaft angeht. Bei einer Podiumsdiskussion oder etwas ähnlichem wäre er bzw. sie mit einer solchen Aussage erledigt, vorausgesetzt der Gegner würde nicht darauf hereinfallen. Allerdings muss man mit derartigen dümmlichen Behauptungen von Jagdgegnern immer rechnen. Sie mit einer wegwerfenden Handbewegung im Sinne von „jedes Kind weiß, dass das anders ist“ abzutun wäre durchaus nicht der richtige Weg. In der Tat kann man vom heutigen, urbanen Menschen nicht erwarten, dass er irgendwelche Ahnung von Land- oder Forstwirtschaft, sei es frühere oder heutige, hat, die darüber hinausgeht, dass der Bauer im Märzen die Rösslein anspannt; man wird also leider immer genötigt sein, mehr Worte zu machen, als die Jagdgegner mit ihren Phrasen.

Zäune in der Landschaft

Als Gegenmittel gegen die Wildschäden empfiehlt F. Werner auf Seite 33 folgendes:

Warum sollte nicht weiterhin mit Zäunungen ein guter Schutz vor Wildschäden möglich sein? Diesmal jedoch mit dauerhaften, weiträumigen Zäunungen um die zusammenhängenden, landwirtschaftlich genutzten Areale und das überall da, wo die ihrer Lage entsprechend durch Wildschäden gefährdet sind.

Interessanter Gedanke. Wer schon einmal versucht hat, einen Maisacker mit einem Elektrozaun zu schützen, weiß wie toll der oft wirkt: Größere Stücke springen darüber, Frischlinge schlüpfen unten durch und wenn erst einmal die Frischlinge drin sind, geht die Bache ohne Rücksicht auf Verluste, sprich schmerzhaftes Elektroschocks hinterdrein. Sind die Sauen dann erst einmal drin, verhindert der Elektrozaun im Verbund mit reichlich vorhandener Nahrung und Deckung zuverlässig, dass sie so schnell wieder herauskommen. Warum soll man elektrische Schläge in Kauf nehmen, um einen eigentlich gastlichen Ort zu verlassen? Schon manches Mal gab es ein böses Erwachen, wenn ein Maisacker, sichtlich geschützt durch einen sorgfältig aufgebauten und unterhaltenen Elektrozaun, vollkommen intakt erschien und sich der Jagdherr ob dieser ganz offensichtlich geglückten Wildschadenverhütung hocheifrig zeigte. Wenn man den Acker dann aberntete, zeigte das Gesicht des Jagdherren dann eine Verlängerung, die der nun folgenden Verkürzung seiner geldlichen Mittel entsprach: Irgendwo waren die verflixten Viecher doch hinein gelangt, hatten sich ausgiebig gütlich getan und dabei lediglich außen herum eine Art Potemkinsche Fassade aus einigen Reihen Mais stehen lassen.

Vermutlich denkt F. Werner wohl aber eher an feste Zäune, wie man sie als Wildschutzzäune an Autobahnen kennt? Nun, wenn die wirklich dicht wären, gäbe es keine Wildunfälle auf Autobahnen. Die äußeren Randstreifen unserer Autobahnen sind oft in dichten Hecken versteckt, die dann im Verbund mit einer hohen Schneelage an vielen Stellen ungewollte Übergänge erzeugen. Das Wild, was hier einmal drin ist, kommt ebenfalls nicht so schnell wieder heraus; das zeigen ja die Wildunfälle, die es ja immer wieder einmal trotz Wildschutzzäunen gibt. Und es kommt noch wesentlich weniger gern heraus, wenn es innen statt zwei Betonpisten leckere Feldfrüchte gibt. Je großräumiger ein so umzäuntes Gebiet ist, je unübersichtlich ist es und es lässt sich leicht vorstellen, dass sich innen eigene Populationen bilden würden, die mit den äußeren nur noch in lockerer Verbindung stünden.

Regulieren sich die Wildbestände selbst?

F. Werner behauptet - wie auch andere Jagdgegner das tun - weiter, dass sich die Wildbestände trotz fehlender Großcarnivoren in unserer Kulturlandschaft selbst regulieren würden. Dabei wird dann auch beklagt, dass die Jäger hier immer den Kanton Genf als Gegenbeispiel nennen würden. Was allerdings nicht geliefert wird, ist eine plausible Erklärung dafür, dass sich hier die Wildbestände nicht selbst im gewünschten Maße reguliert haben, und auch eine dafür, dass die Wildtiere eben nicht aus dem Wald in die offene Landschaft umgezogen sind.

Selbstverständlich reguliert die Natur auch ohne Jagd und ohne Großcarnivoren die Populationen der wildlebenden Tiere. Das sieht man daran, dass es Großherbivoren gibt, die keine natürlichen Fressfeinde haben; das sind in der Regel sehr große Tiere, wie Elefant oder Bison, die daher auch wenig Möglichkeit haben, sich zu decken. Hier greift tatsächlich der bekannte Regulationsmechanismus, der darin besteht, dass das Nahrungsangebot die Populationsgröße bestimmt. Eine weitere Möglichkeit ist, dass in stark angewachsenen Populationen Epidemien ausbrechen und diese schlagartig zusammenbrechen lassen.

Ähnlich würden sich selbstverständlich in ähnlicher Weise Schwarz- und Rehwild auch ohne Großcarnivoren und ohne Jagd nicht uferlos vermehren, sondern an ihre Grenzen stoßen. Das Schwarzwild könnte sich z.B. nicht über die Bestandsgröße hinaus vermehren, für die sämtliche ihm als Nahrung geeigneten Feldfrüchte ausreichen, die bei uns insgesamt angebaut werden plus dem Inhalt sämtlicher Mülltonnen Deutschlands und der gesamten natürlichen Nahrung. Wenn dann sämtliche Bauern ihre Betriebe aufgeben, bricht die Population eben entsprechend ein, wenn sie das nicht vorher schon durch die Schweinepest getan hat. Für das Rehwild besteht die Grenze in der vorhandenen Biomasse, es würde aber unsere Wälder nicht vollkommen abfressen, sondern lediglich so verbeißen, dass es fast nicht mehr möglich wäre,

Wertholz darin zu produzieren. Der Knackpunkt ist der, dass die natürlichen Regulationsmechanismen zwar tatsächlich irgendwann greifen würden, aber eben erst jenseits einer Grenze, innerhalb derer Land- und Forstwirtschaft noch möglich sind.

Anders ausgedrückt: Die Tatsache, dass selbstverständlich die Population jeder Tierart durch das vorhandene Nahrungs- und auch das Deckungsangebot, ferner durch weitere Faktoren wie Nistmöglichkeiten und so weiter begrenzt ist, hat nichts damit zu tun, ob eine Tierart in der Kulturlandschaft zu Schaden geht oder nicht. Oft ist es ja gerade die Kulturlandschaft, welche die Bedingungen für die Bestandsgröße bestimmt und oft gegenüber der Naturlandschaft erhöht. Es ist und bleibt eben so, dass eine Kulturlandschaft nicht ohne regelnden Eingriff des Menschen funktioniert und dazu gehören eben auch Eingriffe in die Tierwelt. Dass das einigen Öko-Romantikern nicht gefällt, ändert nichts an den Tatsachen.

Bär & Co. als Spaziergängerschreck

Selbst für die Begriffe von Jagdgegnern lächerlich dürften die von F.Werner aufgestellten Behauptungen und Thesen sein, welche die in den letzten Jahren viel diskutierte Thematik der Wiederansiedelung von Großcarnivoren in Deutschland zum Gegenstand haben. Bemühungen hierzu werden als hinterhältiger Anschlag der Jäger dargestellt. Auf Seite 35 etwa ist das folgende zu lesen:

Die gelegentlich über die Medien verbreitete Vermiedlichung von Bären und Wölfen, sowie Be-teuerungen bezüglich deren Harmlosigkeit, wegen ihrer angeblich großen Scheu und wegen ihrer sehr großen Reviere und damit letztlich doch sehr geringen Populationsdichte, wecken bereits den Verdacht, dass deren Wiederansiedlung über die Schiene von Natur- und Artenschutz längst geplant ist und die Bevölkerung über die Medien inzwischen langsam darauf eingestimmt wird.

Und kurz darauf:

Wölfe und dann Bären auszuwildern sind die zu erwartenden nächsten Schritte. Deren Umsetzung wird dann in unserer dicht besiedelten Region erstmals auch noch einen anderen alten Jägertraum verwirklichen. Es ist der Traum von endlich wieder menschenleeren Jagdrevieren!

Dem Jagdrecht wurden diese Tiere in Rheinland-Pfalz auch schon unterstellt und zwar vor noch gar nicht langer Zeit, nämlich erst nach der Novellierung des Bundesjagdgesetzes, also nach 1977. Und das, obwohl es doch solche Tiere bei uns schon lange nicht mehr gibt.

Zur Beruhigung der Bevölkerung hat man die Tiere vorerst ganzjährig und ohne Schonzeit zum Abschuss frei gegeben. Aber das ist unwichtig, denn noch gibt es ja keine dieser Tiere in freier Wildbahn. Und wenn es einmal so weit ist, dann bedarf es keiner hitziger parlamentarischer Debatten mehr, denn dann geht es nur noch um eine Schonzeitenregelung oder vorläufige Unterschutz-Stellung mit späterer Jagdfreigabe.

Dass viele Protagonisten der Wiederansiedelung von Großcarnivoren aus dem der Jagd kritisch bis ablehnend gegenüberstehenden Bereich der Naturschutzverbände kommen, dürfte ja allgemein bekannt sein; ebenso auch, dass viele Jäger Wolf, Bär und Luchs gegenüber kritisch sind. In der Art von Verschwörungstheoretikern sieht F.Werner die Naturschützer und auch die Medien von der mächtigen Lobby der Jäger ferngesteuert.

Selbst wenn einige Jäger sich von der Wiederansiedlung des Großbrauwildes eine Art Scheueffekt auf Spaziergänger versprechen würden, wäre es gut denkbar, dass diese eine herbe Enttäuschung erleben würden. Wenn auch die meisten Menschen wenig bis keine Ahnung von der Natur haben – mögen tun sie sie allemal. Und so wäre es gut denkbar, dass wieder auftauchendes Großbrauwild jede Menge Leute zum kultigen Luchs-Gucken und angesagtem Bear-Watching in den Wald ziehen würde.

Purer Unsinn ist natürlich die Behauptung, dass Wölfe und Bären mit ganzjähriger Jagdzeit in die Liste der jagdbaren Arten des rheinland-pfälzischen Jagdgesetzes aufgenommen worden seien. Es ist naheliegend, dass F.Werner diese mit dem Marderhund und dem Waschbär verwechselt hat. Möglich wäre auch, dass sich der Passus auf den Luchs bezieht, über den vor dem zitierten Passus schwadroniert wurde, aber auch der hat nirgends ein Jagdzeit sondern unterliegt, wie auch der Wolf, strengster Schonung.

Wundersame Tiervermehrung durch die Jagd

Die Selbstregulation der Tierbestände lässt F.Werner offenbar nicht los. Nachdem er oder sie sich über große Beutegreifer ausgelassen hat, wird darauf zurückgekommen. Auf der Seite 37 findet man folgendes:

Eine noch andere interessante Erkenntnis ist die, dass bei einigen der bejagten Tierarten die Hobby-Jäger sogar noch ausgerechnet mit dem Erschießen von Tieren eine unnatürliche Überhöhung der Bestände begünstigen.

Beim Fuchs wurde bekannt, dass durch jagdliche Eingriffe diese Bestandsvermehrung ausgelöst wird, indem durch ein somit verbessertes Nahrungsangebot der überlebenden Füchse sich die Anzahl der Geburten je Wurf beachtlich erhöht. Zudem ist auch bekannt, dass z.B. nach dem Erschießen des alten Fuchsrüden, streunende Jungfüchse in dem nicht mehr verteidigten Familienverband dafür sorgen, dass auch jüngere Fähen früher als sonst üblich trächtig werden und folglich sich der Nachwuchs sogar insgesamt vervierfachen kann.

Bestandsvermehrungen, die bei manchen Wildarten durch bestimmte Formen der Bejagung ausgelöst werden sind in der Tat mehrfach behauptet worden und nicht immer von der Hand zu weisen, vor allem beim Schwarzwild. Das sogenannte Rauschzeit-Chaos beim Schwarzwild kann als erwiesen angesehen werden, da man tatsächlich zu jeder Jahreszeit sehr junge Frischlinge beobachten kann. Es wird dem Abschuss von Leitbächen zugeschrieben, da deren Rauschzeit nach der derzeit vorherrschenden Meinung die der nachrangigen Bächen synchronisiert und zwar untereinander sowie auf die eigentliche und biologisch sinnvolle Rauschzeit des Schwarzwildes im Spätherbst. Der Abschuss von Leitbächen ist aber, da diese ja stets auch führend sind, ein Straftatbestand. So nun tatsächlich das Rauschzeit-Chaos Folge des Abschusses von Leitbächen ist, wäre es nicht der Jagd an sich, sondern den kriminellen Handlungen einzelner Jäger anzulasten.

Alte Keiler, so wird vermutet, verhindern, dass Überläufer- oder zumindest Frischlingsbächen trächtig werden, da sie diese selbst nicht beschlagen, wohl aber junge Keiler von ihnen fernhalten. Da mag etwas dran sein, jedoch sind alte Keiler so häufig auch wieder nicht, auch wenn die vorhandenen natürlich in der Rauschzeit die Nähe der Rotten suchen. Sie können aber auch nicht überall sein und so ist es nicht unbedingt plausibel, dass der alte Keiler, der ja auch seinen eigenen Bedürfnissen mit den „erwachsenen“ Damen der Rotte nachgehen möchte, jedes „Teenager-Sexabenteuer“ verhindern kann. Es ist aber auch keineswegs erwiesen, dass bei der derzeit als Phänomen auftretenden frühen Trächtigkeit von Bächen und dem

Rauschzeit-Chaos nicht auch das große Nahrungsangebot in der Kulturlandschaft sowie die milden Winter der letzten zwanzig Jahre eine erhebliche Rolle spielen. Auch beim Menschen kennt man ja die als Akzeleration bezeichnete, verfrühte Reife, die sich in den letzten Jahrzehnten eingestellt hat und zu einem großen Teil als Folge verbesserter Ernährung und sonstiger Lebensumstände angesehen wird.

Ganz unabhängig davon ist es nun aber nicht gut möglich, dass ein Töten von Exemplaren aus einer Population mehr als nur eine kurzfristige Stimulation der Vermehrung bewirken kann. Grundsätzlich ist die Größe einer Population ja abhängig von den Ressourcen, die im jeweiligen Lebensraum zur Verfügung stehen: Nahrung, Deckung, Raum und eventuelle besondere Gegebenheiten wie etwa Huderplätze für Hühnervögel oder grabfähiger Boden für Kaninchen. Eine Population wird nun immer so lange wachsen, bis sie an die Grenzen der knappsten Ressource stößt. Das kann die Nahrung sein, aber auch die Deckung, wenn Exemplare, die sich nicht mehr verstecken können, Fressfeinden zur Beute fallen oder auch bei zu großer Dichte eine Epidemie. Auch ohne irgendwelche Besonderheiten wie frühe Trächtigkeit der Bachen dürften die Schwarzwildbestände anwachsen, solange eben das Nahrungsangebot da ist und nicht eine Epidemie, vor allem der Schweinepest, die Population zusammenbrechen lässt.

Wird nun durch irgendwelche besonderen Einflüsse die Population dezimiert, wird sie darauf mit verstärkter Vermehrung reagieren. Sie wird wieder anwachsen, aber natürlich nur so lange, bis sie an eine der üblichen Grenzen stößt, denn die sind ja nach wie vor da. Es kann allenfalls sein, dass eine solche Stimulation der Vermehrung kurzfristig für ein Zuviel im jeweiligen Lebensraum sorgt, das aber schnell wieder verschwindet, weil langfristig die begrenzenden Faktoren wieder zum Tragen kommen. Auch aus vorübergehend verbesserten Bedingungen kann ja eine Schwemme von bestimmten Arten resultieren, die sich schnell wieder abbaut: Man denke an die starke Vermehrung von Bussarden in trockenen „Mäusejahren“, die sich dann aber wieder auf das Maß abbaut, welches der Lebensraum langfristig hergibt.

Kompletter Blödsinn ist nun aber die Behauptung, dass Füchse sich stärker vermehren würden, wenn der Vater erschossen wird. Die Familienverbände von Füchten bestehen nach den derzeit als gesichert angesehenen Erkenntnissen nur bis zum Selbständigwerden der Welpen im Sommer oder Herbst des Jahres in dem sie geheckt wurden. Die jungen Füchse nehmen dann im Januar/Februar des nächsten Jahres bereits an der Ranz teil. Eine frühere Teilnahme am „Sexualleben“ ist gar nicht möglich, da dies die erste Ranz ist, die sie erleben; bei der vom Vorjahr wurden sie ja selbst erst gezeugt.

Die einzige andere Möglichkeit wäre, das elternlose Jungfuchse bereits vor der eigentlichen Ranzzeit ranzen würden. Das wiederum würde bedeuten, dass man vor der Saison schon ranzende Füchse und vor allem auch verfrühte Jungfuchse beobachten könnte, was aber nicht der Fall ist. Selbst wenn das aber der Fall wäre, würde das keine verstärkte Vermehrung bedeuten, da Füchse sich ja sowieso bereits im ersten Jahr und nur einmal jährlich fortpflanzen. Eher wäre das Gegenteil der Fall, da verfrühte Jungfuchse schlechtere Überlebenschancen hätten. Kompletter Blödsinn also, offensichtlich hat F. Werner hier das Rudelleben der Wölfe und das Rauschzeit-Chaos der Sauen in dichterischer Freiheit mit dem Verhalten von Füchten vermengt, was ja auch nicht gerade den Sachverstand beweist, den jemand haben sollte, der sich ein Urteil darüber erlaubt, ob Jagd bei uns nötig ist oder nicht.

Übrigens behauptet der bereits erwähnte Fuchsliebhaber Dag Frommhold, dass Füchse von Natur aus gesellig wie Wölfe leben würden und nur aufgrund der allgegenwärtigen Verfolgung durch den Menschen zu dem von ihnen bekannten Verhalten gezwungen würden. Es mag sein, dass Füchse auch gesellig leben können, denn auch bei Carl-Emil Diezel, dem Autor von „Erfahrungen auf dem Gebiete der Niederjagd“ finden sich gewisse Hinweise, dass dieser so etwas im 19. Jahrhundert beobachtet haben könnte. Allerdings wäre das keineswegs ein Beleg

dafür, dass die Jagd verantwortlich für die Veränderung im Sozialverhalten von Füchsen wäre, denn zu Diezels Zeiten wurde der Fuchs noch schärfer bejagt als heute und nicht etwa, wie mittlerweile üblich, in der Zeit der Welpenaufzucht geschont.

Im Anschluss daran dichtet F. Werner solche Mechanismen auch noch dem Rotwild an:

Aber nicht nur beim Fuchs, sondern auch bei anderen Tierarten z.B. beim Rotwild werden ähnliche Arterhalts- und Bestandsregelfunktionen vermutet. Denn so wie viele andere Tierarten lebt auch das Rot-Wild in unbejagtem Zustand in Familienverbänden. Auch hier führt ein Abschuss, z.B. des wegen seines mächtigen Geweihes jagdlich begehrten Platzhirsches dazu, dass sich die in eigenen Rudeln herumstreunenden Junghirsche leichter an noch sehr junge Hirschkühe heran machen können. Die Folgen kann man sich ausdenken. Jedenfalls ist davon auszugehen, dass auch hier wegen umherziehenden männlichen Junghirschen nachfolgend mehr trüchtige Hirschkühe mit ihrem Nachwuchs das erschossene Tier um ein mehrfaches wieder ausgleichen. Und das ganz besonders bei einer nachhaltig betriebenen Jagd, bei der man ja darauf bedacht ist, dass keinesfalls mehr Tiere erschossen werden, als im gleichen Jahr wieder nachwachsen.

Auch das hier ist ein Beispiel für eine Behauptung, die auf Laien plausibel wirkt. Man muss schon ein kleines Bisschen über Rotwild Bescheid wissen, wenn man erkennen will, dass auch diese Aussage ein lupenreiner Quatsch ist: Was F. Werner hier als „sehr junge Hirschkühe“ bezeichnet, sind Schmaltiere, die ja auch zum Brunftrudel, dem „Harem“ eines Platzhirsches gehören. Sicherlich ist es denkbar, dass hier der Beihirsch zum Zuge kommt, wenn bei der Jagd auf den Brunfthirsch der Seniorchef erlegt wird. Aus den Schmaltieren werden aber in der Regel im nächsten Jahr Alttiere, sprich sie werden ein Kalb führen, auch wenn der Platzhirsch nicht erlegt wird. Es ist also der Normalfall, dass alle Alt- und Schmaltiere beschlagen werden, egal ob das nun der Platzhirsch tut oder ob durch dessen Erlegung ein Nebenbuhler zum Zuge kommt. Selbst wenn er während der Brunft erlegt wird, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass er bereits vorher alle Tiere selbst beschlagen hat. Die Behauptung, dass das Wegschießen des Platzhirsches für mehr Kälber sorgt, ist also nicht haltbar.

Bezeichnend ist übrigens auch, dass F. Werner keine Quellen für seine Behauptungen nennen kann. Während über manche Dinge, wie bereits im zweiten Kapitel erwähnt, auch unter Wissenschaftlern, ganz unterschiedliche Meinungen herrschen können, die auch durchaus einmal mit dem gesunden Menschenverstand kollidieren und/oder sich später als Irrlehren erweisen, habe ich von einer Brunftregulation durch alte männliche Stücke zwar schon gelesen, dass sie beim Schwarzwild vermutet werde, nicht jedoch, dass eine solche auch beim Rotwild existieren solle. Es wird sich hier um eine der aus den Fingern gesogenen Behauptungen von F. Werner handeln, welche die Jagdabschaffenwoller-Träume von Friede, Freude, Eierkuchen in der Natur unterstützen sollen.

So wie einerseits sich jeder Versuch, die Jagd abzuschaffen als Schuss in den Ofen erweist, müssen ja notwendigerweise die Theorien der Jagdabschaffenwoller falsch sein. Wen also wundert es, dass diese nicht nur der praktischen Erprobung nicht standhalten, sondern sich bereits bei genauer theoretischer Analyse als hanebüchener Blödsinn entpuppen?

9 Rehleins Rache? – Angeblich von der Jagd verursachte Öko-probleme

Nachdem F.Werner sich bereits weiter vorne über die Verbissbelastung unserer Wälder ausgelassen hat, wird diese Gebetsmühle im Kapitel „Wildschäden und Seuchen Folgen der Hobby-Jagd“ fleißig weiter gedreht. Neben der Wiederholung von bereits im Rahmen dieses Werkes besprochenem Unfug aus früheren Kapiteln, geht es hier unter anderem um die Zäunung von Kulturflächen, eine der Maßnahmen des mittlerweile als überholt angesehenen konventionellen Waldbaus. Auf Seite 41 etwa wird das folgende behauptet:

Diese von den Jägern geschaffene und für den Wald bereits ungünstige Situation wurde bei uns von den Hobby-Jägern seit Kriegsende in ganz erheblichem Umfang immer mehr verschärft. Allein zur weiteren Steigerung ihrer Jagdfreuden sorgten sie sich mit Hegemaßnahmen, geschlechtsorientierter Auswahljagd usw. um eine erhebliche Bestandssteigerung des Reh- und Rotwildes in unseren Wäldern. Die damit zunehmenden Schäden an den nachwachsenden Baumbeständen traf dann letztlich und unausweichlich unsere Forstwirtschaft.

Gezwungenermaßen musste man hier mehr und mehr Zäune zum Schutz heranwachsender Bäume einsetzen. Teilweise gab es aber auch überhaupt keine jungen Bäume mehr, die man hätte schützen können, da bereits die Sämlinge von den überhöhten Tierbeständen abgefressen wurden. Solche Zustände ließen unseren Förstern dann kaum noch eine andere Möglichkeit als die kostenintensive Aufzucht von Sämlingen und deren Verpflanzung auf dafür extra mit Zäunen geschützte Waldflächen. Wegen der von unseren Hobby-Jägern immer mehr verschärfte Situation waren solche Maßnahmen derweil in einem nicht mehr vertretbaren Ausmaß erforderlich geworden. In vielen Revieren war eine nachhaltige forstwirtschaftliche Nutzung des Waldes ohne solche Zäune überhaupt nicht mehr möglich.

Zunächst einmal muss hier festgestellt werden, dass es absolut nicht zutrifft, dass im konventionellen Waldbau Kulturzäune erst in der Nachkriegszeit eingeführt wurden; diese Behauptung ist nur ein weiterer Beleg für die grandiose Ahnungslosigkeit von F.Werner. Es ist unbestritten, dass es im konventionellen Waldbau schwere Probleme mit dem Verbiss gibt, zumindest, wenn man in einem konventionell bewirtschafteten Wald auch noch mehr als nur ein paar Rehe oder gar Rotwild haben möchte. Es ist ferner auch nicht zu leugnen, dass hier lange Zeit die Augen verschlossen wurden und so lange mit dem konventionellen Waldbau weiter gewurstelt wurde, bis die dabei anfallenden hohen Lohnkosten und die prekäre finanzielle Situation der öffentlichen Hand den Forst dazu zwang, neue Wege zu suchen und zu beschreiten. Die Probleme der Rehwildhege im konventionell bewirtschafteten Forst jedoch als Argument für die Abschaffung der Jagd herzunehmen ist lächerlich.

Eine interessante Denkschrift

Es entsteht der Eindruck, dass F.Werner hier von Sebastian Freiherr von Rotenhan abgeschrieben hat, einem der bekanntesten und kompetentesten Protagonisten des naturnahen Waldbaus. Dummerweise weiß aber der Praktiker von Rotenhan um die Notwendigkeit der scharfen Rehwildbejagung gerade im naturnahen Waldbau und gesteht auch durchaus Großcarnivoren wie Wolf und Luchs ein Lebensrecht im Wald zu. Das sind nun Dinge, die F. Werner überhaupt nicht schmecken wollen und; sie werden fein säuberlich unter den Tisch gekehrt und dem Leser nur das aus den Gedanken des naturnahen Waldbaus serviert, was zur Bambiwelt des Jagdabschaffenswillers passt.

Als Jäger sollte man wissen, was von Rotenhan propagiert. Er hat seine waldbaulichen Positionen in einer kleinen Broschüre zusammengestellt, die man sich aus dem Internet herunterladen und mit einem PDF-Reader ansehen kann: http://www.papernews.de/pdf/2004/2004_10/rotenhan.pdf. Bevor man nun aber in das Geschimpfe über staatliche Förster und Privatjäger einstimmt, sollte man auch wissen, dass es sich bei den dort beschriebenen Wäldern um Rotwildgebiet handelt und genau aus diesen Gründen das Rotwild aus den meisten Wäldern verbannt wurde. Wenn von Rotenhan vielleicht in manchen Dingen über das Ziel hinausschießt, so sind seine grundsätzlichen Ansichten und Erkenntnisse jedoch richtig; er steht damit nicht allein und sie werden auch zunehmend von Forstleuten berücksichtigt. Dazu aber später mehr.

Wenn auch Rotenhan nicht nur über die Jäger, sondern auch über die staatlichen Förster gnadenlos schimpft, so muss ich hier doch eine Lanze für die alten Förster brechen. Man sollte immer bedenken, dass Waldbau eine sehr langwierige Sache ist. Vor dem Hintergrund der Umtriebszeiten unserer Baumarten ist die Forstwirtschaft im Grunde eine sehr junge Disziplin. Während man in der Landwirtschaft im Prinzip von Jahr zu Jahr die angebauten Pflanzen wechseln kann, legt man sich beim Waldbau auf Jahrzehnte fest. Seit dem Beginn einer planmäßigen Forstwirtschaft im heutigen Sinne sind weniger als 300 Jahre vergangen, die Landwirtschaft gibt es seit Jahrtausenden. 300 Jahre sind gerade einmal vier Generationen bei der, abgesehen von der Douglasie, raschwüchsigsten Baumart, der Fichte, bei anderen noch weniger. Wenn es nun auch übertrieben wäre, zu sagen, dass die Forstwirtschaft erfahrungsmäßig da steht wo die Landwirtschaft drei Jahre nach ihrer Erfindung stand, so gibt dieser Vergleich doch in etwa einen Begriff davon wieder, wie groß die Zeiträume sind, mit denen die Forstwirtschaft umgeht und wie langsam sich hier etwas bewegt. Forstwirtschaft ist kein Gebiet für die schnellen Experimente, keines, auf dem neue Erkenntnisse innerhalb von wenigen Jahren alles verändern können und genaugenommen sind die waldbaulichen Sünden, die teilweise noch heute andauern, noch ihre Kinderkrankheiten.

Man muss auch den historische Hintergrund sehen, vor dem sich die Forstwirtschaft entwickelt hat: Ursprünglich einmal konnte man im Prinzip aus der Natur entnehmen ohne sich irgendwelche Gedanken über Nachhaltigkeit machen zu müssen. Solange es wenig Menschen gab und diese noch dazu erst über sehr einfache technische Mittel verfügten, konnte man weder das Wild noch den Wald ausrotten. Er war einfach da und mit allen seinen Pflanzen und Tieren im Gleichgewicht, da es sich um Urwald, also um eine Naturlandschaft handelte. Aus einer solchen kann man in einem gewissen Umfang entnehmen, ohne sich besonders um das Nachwachsen kümmern zu müssen; der davon lebende Mensch ist ganz einfach eines unter vielen Lebewesen, welche die unterschiedlichen Ressourcen eines Biotops nutzen indem sie, salopp ausgedrückt, fressen und gefressen werden.

Noch zu Beginn des Mittelalters war der größte Teil Deutschlands von Wald bedeckt und die Menschen konnten gar nicht so viele Bäume verbrauchen, wie von selbst nachwachsen. Das änderte sich jedoch in dem Maße, wie die Produktion von Gütern zunahm. Bergbau, Hüttenwesen, Salzsieden, Schiffbau, Bauwesen und was es sonst damals an einfachen Industrien gab, benötigten Holz als Rohstoff und Energieträger. Holz in Form von Brennholz und Holzkohle war, von Torf und Dung abgesehen, der einzig Energieträger, den man hatte. Außerdem nutzte auch die Landwirtschaft den Wald indem man dort das Vieh weiden ließ und Streu für die Ställe entnahm. Mit der wachsenden Bevölkerung aber begann der Wald zu leiden; er konnte nicht mehr selbst das nachproduzieren, was der Mensch aus ihm entnahm.

Zunächst machte der Rückgang der Wälder nichts aus, da man ja sowieso immer mehr gerodetes Land für die wachsende Bevölkerung benötigte. Zu Beginn der Industrialisierung war es dann aber soweit gekommen, dass Holz knapp wurde. Um diesem Übel zu begegnen, fing man an, planmäßig wieder Wälder zu pflanzen und damit begann die Forstwirtschaft im heutigen

Sinne. Dem Jäger, der als Bediensteter des jeweiligen Fürsten im Wald für das Wild sorgte, wuchs die Holzwirtschaft zu, er entwickelte sich zum sogenannten „holzgerechten Jäger“ und dann weiter zum Förster. Auch für den Förster war das Wild zunächst eine wichtige Sache. Die Anfänge der Försterei fielen ja noch in die Zeiten des Jagdregals, der Feudaljagd. Dabei ging es vielerorts darum, möglichst große Mengen an Wild für die höfischen Jagden zu produzieren. Wie man das machte – oft genug natürlich auf Kosten der Bauern und ihrer Feldfrüchte – hatte man schon lange herausgefunden. Der dem Jäger daher bereits lange vertraute Nachhaltigkeitsgedanken wurde von der Wildhege auf den Waldbau übertragen und damit begann die Forstwirtschaft im heutigen Sinne.

Man darf nun nicht denken, dass Umweltschäden eine Errungenschaft der modernen Zeit sind. Bereits die Römer ruinierten die früher auch in Südeuropa vorhandenen Wälder und veränderten damit das Landschaftsbild. Auch England hatte sich mit seiner Kolonial- und der daraus resultierenden Flottenpolitik um seine Wälder gebracht und war in der napoleonischen Zeit gezwungen, den Ostseeraum zu kontrollieren, damit man ihm nicht den Holznachschub von dort abschneiden konnte. Wäre nicht in dieser Zeit die Nutzung der Steinkohle als Energieträger auf gekommen, wäre womöglich die Industrielle Revolution vorerst ausgefallen.

Auch Deutschland war zu großen Teilen entwaldet. Die Ostalb im Nordosten Württembergs etwa, die wir heute als typisches Waldland kennen, war praktisch kahl. Das war, zumindest zum Teil, eine Folge der schon im Mittelalter hier heimischen Eisenindustrie. Auch die Lüneburger Heide bestand früher einmal aus Wald. Der wurde zwar nicht, wie man oft hört, unter den Salzpflanzen von Lüneburg verheizt, sondern war durch Übernutzung vernichtet, welche schon in der Bronzezeit begonnen hatte. Da die extensive Landwirtschaft mit Schafhaltung aus der Lüneburger Heide praktisch verschwunden ist, holt der Wald sich heute diese Landschaft zurück, so dass man, um wenigstens einige Heideflächen zu erhalten, die Wirtschaftsform simulieren muss, welche die Lüneburger Heide früher geprägt hat.

Dass man viele unbewaldete Flächen lediglich sich selbst überlassen muss, damit wieder Wald darauf wächst, wusste man in der Anfangszeit der Forstwirtschaft wohl nicht, auf jeden Fall hätte es aber zu lange gedauert, bis von selbst wieder nutzbare Althölzer entstanden wären. Man ging nun statt dessen her und pflanzte Wald; und zwar im Prinzip so, wie ein Bauer oder Gärtner vorgeht, denn andere Vorbilder hatte man ja nicht: Herrichten der Fläche, Pflanzen, Pflegen, Ernten, Herrichten der Fläche... Da man möglichst schnell viel Holz erzeugen wollte, wählte man in vielen Fällen als Baumart die (scheinbar) unproblematische und anspruchslose Fichte. Die pflanzte man nach Gärtnerart in Reih' und Glied und möglichst eng, um den Platz schön auszunutzen.

So konnte man sich Jahr für Jahr ein neues Stückchen Ödland vornehmen und einen netten Wald daraufstellen. Da in jedem der neuen Waldstücke alle Bäume gleichzeitig gepflanzt worden waren, wurden sie auch alle gleichzeitig hiebreif. Das war auch ganz praktisch, man warf alle Bäume nacheinander um und karrte sie in die Sägmühle. Jetzt war die Fläche wieder leer und man bepflanzte sie erneut, während nebenan die nächste Abteilung umgesägt wurde. Auch die Durchforstungsmaßnahmen, die im Laufe des Lebens einer Kultur anfallen, konnten rationell durchgeführt werden, da man sich immer schön ein Waldstück nach dem anderen vornehmen konnte. So entstand der Altersklassenwald, denn man heute noch vielerorts sehen kann: Hier einige Hektar 10jährige Fichtendickung, da ein 120jähriges Buchenaltholz, dort wieder ein 40jähriges Fichtenbaumholz und ein Stück weiter ein 20jähriges Fichtenstangenholz bilden den Wald wie ihn die konventionelle Forstwirtschaft zum Ziel hat.

Ehrenrettung für die alten Forstleute

Bevor man diese, heute als falsch erkannte Vorgehensweise be- bzw. verurteilt, sollte man daran denken, dass man die Handlungsweise von Menschen immer auch vor dem Hintergrund ihrer Zeit sehen muss. Die Menschen damals hatten nicht das Verhältnis zur Natur, welches wir heute (zu) haben (glauben). Man sah die Natur eher als etwas rohes, unwirtliches an, welches der Mensch erst formen muss und hatte noch nicht gelernt, dass es in den allermeisten Fällen mit der Natur leichter geht als gegen sie. Die Erfahrung der Menschen war die, dass man mit schwerer Arbeit der Natur hatte bebaubare Flächen abringen müssen und diese wiederum nur mit schwerer Arbeit dazu zu bringen waren, einem das tägliche Brot zu liefern. Der Gedanke, dass man in vielen Fällen – auch und gerade beim Waldbau – genausogut oder sogar noch besser mit „raffinierten Faulenzen“, wie es der Schweizer Waldbau-Professor Leibundgut nannte, zum Ziel gelangt, widersprach wohl auch den damaligen Moralvorstellungen; man kannte den Bibelvers vom Brot, welches man wegen der Geschichte mit dem Apfel im Schweiß seines Angesichts essen sollte (1. Mose 3,19) gut, weniger aber wohl den Psalm 127, 2, wo es heißt, dass der Herr dieses Brot seinen Freunden im Schlaf gibt.

Zunächst klappte die Sache ja auch ganz prima, der neu gepflanzte Wald wuchs auf und lieferte einige Jahrzehnte darauf das erste Starkholz, nachdem zuvor bereits bei den Durchforstungen schwächeres Holz hatte zu Geld gemacht werden können. Da der Mensch, wie jedes lernfähige Tier, diejenigen Handlungen wiederholt, die von Erfolg gekrönt waren, bepflanzte man die Kahlschlagflächen mit neuen Kulturen und so war zunächst einmal der Altersklassenwald mit vorherrschenden Fichten-Monokulturen festgeschrieben. Auch private Waldbesitzer, z.B. Bauern begannen ihren Wald so zu bewirtschaften. Natürlich gab es auch eine ganze Menge Probleme, aber die sind ja bekanntlich da, um gelöst zu werden: Auf ungeeigneten Standorten gab es Ärger mit Rotfäule, Käferkalamitäten entwerteten Starkholz, Windwurf konnte ganze Althölzer vernichten. Die neu entstandene Disziplin der Forstwissenschaften bemühte sich aber, diese Dinge in den Griff zu bekommen, was aber leider bis heute nicht wirklich geglückt ist.

Das Kernproblem der konventionellen Forstwirtschaft wurde aber zunächst nicht erkannt: Speziell die Fichten-Monokultur lässt den Wald ökologisch verarmen. Das liegt zum einen und vor allem daran, dass die eng stehenden Fichten mit ihrem dichten Nadelkleid das ganze Jahr lang verhindern, dass Licht bis zum Boden gelangt. Ihre Nadelstreu zersetzt sich nicht richtig und bildet lediglich einen sauren Rohhumus auf dem praktisch nichts wachsen kann. Noch nicht einmal Pilze wollen hier so richtig gedeihen. Zudem sind Monokulturen besonders anfällig für Schädlinge, da diese hier eine unnatürlich breite Nahrungsbasis finden, was zu einer unnatürlich starken Vermehrung führt. Die ständige Gefahr von Käferkalamitäten zwingt den Förster andererseits, mit wahren Argusaugen darauf zu achten, dass auch ja jedes Stückchen Totholz, sei es nun stehend oder liegend, umgehend aus dem Wald entfernt wird, damit es nicht zur Brutstätte für Borkenkäfer wird. Dadurch entzieht man nicht nur dem Boden Nährstoffe, sondern auch allerhand Tieren die Nahrungsgrundlage und/oder die Nistgelegenheit. Da tierisches Leben immer direkt oder indirekt auf pflanzlichem Leben aufbaut, verarmt auch die Tierwelt immer dort, wo dies die Pflanzenwelt tut. So wurde aus dem artenreichen Buchenmischwald, der bei uns von Natur aus wächst, ein öder Holzacker. Da dieser aber in der Lage war, das gewünschte Holz zu produzieren, fand man sich damit ab.

Doch was geschah nun mit dem Wild? Nun, auch für das Reh ist der Altersklassenwald kein tolles Domizil. In Baum- und Althölzern wächst nichts, was sich als Äsung eignen würde, auch nicht in den Dickungen, die aber wenigstens brauchbare Einstände, also Verstecke hergeben. Für das Rehwild brauchbares wächst höchstens noch in jungen Kulturen, in die noch die Sonne hineinscheint; dort wird aber alles, was die jungen Bäume überwuchern könnte, gnadenlos abgemäht. Was bleibt dem Rehwild in solch einem Wald übrig? Es zieht abends hinaus ins

Feld, wo es am ehesten noch etwas findet und steht tagsüber in den finsternen Dickungen, wo es zwar gedeckt ist, aber nichts zu beißen hat. Natürlich geht es auch an die kleinen Bäumchen; das Reh ist ja nun einmal ein Konzentratselektierer, der sich speziell für Knospen und Triebe interessiert. Dieser Verbiss ist eines der schlimmen Probleme des konventionellen Waldbaus. Noch schlimmer treibt es das Rotwild, es zwickt nicht nur die jungen Bäumchen kaputt, sondern geht vor lauter Langeweile auch an ältere, denen es die Rinde abzieht, was als Schälern bezeichnet wird.

Möglicherweise hätte sich das Problem aus forstlicher Sicht fast von selbst gelöst, wenn man gar nichts gemacht hätte, außer dass man die paar Rehe und Hirsche die im Winter partout nicht verhungert wären, vollends erschossen hätte. Man kann nämlich zwar kaum eine Tierart durch Jagd ausrotten, wohl aber, indem man ihren Lebensraum verhunzt. Das sollte aber nicht sein, denn die Anfänge der Forstwirtschaft fielen ja noch in die Zeiten der feudalen Jagd und die hohen Herren wollten jagen. Mit der Revolution von 1848 kam zwar die bürgerliche Jagd, aber die Fürstenhäuser hatten ja genug eigenen Grund und Boden, auf dem sie natürlich auch nach dem neuen Recht selbst jagen durften. Also päppelte man Reh- und Rotwild in dafür ungeeigneten Wäldern, um wenigstens noch ein bisschen Wild zu haben.

Den Förstern konnte man eigentlich keinen Vorwurf machen. Sie waren ja immer noch ein gut Stück Jäger und Wildhüter und es gehörte in der Zeit des Jagdregals zu ihren wichtigsten Aufgaben, für einen guten Wildstand zu sorgen. Dass sich der damalige Waldbau und das Wild nicht recht vertrugen, versuchte man durch Fütterungen und Verbisschutz zu kompensieren. Dabei fallen nicht so sehr Kosten für Materialien an, sondern es macht vor allem Arbeit und die war damals noch billig. Später, in den staatlichen Waldungen machte man offenbar einfach so weiter wie man das eben gewöhnt war. Wenn nun in vielen Wäldern auch die Förster und ihre Jagdgäste das Jagen besorgten und nicht mehr nur irgendwelche Adelige, so war es einfach so, dass man das Wild immer schon gehabt hatte und es eben dazugehörte, auch wenn man es eher wie Vieh versorgen musste, weil es von selbst nicht überleben konnte.

Der Jagd kam diese Art der Forstwirtschaft natürlich (scheinbar) entgegen: Verstecken konnte sich das Wild nur noch in den Dickungen, zum Äsen musste es herauskommen und zwar in die jungen Kulturen oder in die Feldmark. Wer im Wald jagte, setzte sich also an Kahlschlägen und Schonungen an bzw. an den Wildwiesen, die man angelegt hatte; wer sich nur eine Feldjagd leisten konnte, musste auch nicht mit dem Ofenrohr ins Gebirge schauen, denn das Rehwild trat ja zum Äsen abends auch aus dem Wald in die Feldflur hinaus. So konnte auch der Feldjagdpächter ganz bequem seine Böcke erlegen und im Herbst den Abschuss an weiblichem Wild und Kitz erledigen.

Das ganze funktionierte bis in die Nachkriegszeit; der Wald war nicht toll, aber er war wenigstens da und lieferte Holz. Jagen konnte man auch und solange die Lohnkosten für die Arbeit im Wald nicht so hoch waren und der Staat sich einen defizitären Forst leisten konnte, kam keiner auf die Idee, das man es auch besser machen könnte und es auch andere Wege gäbe, als den des quasi idiotensicheren konventionellen Waldbaus. Solange auch private Waldbesitzer sich um des Jagdvergnügens willen die Einnahmen aus dem Wald schmälern ließen, musste sich ja nichts ändern. Viele nicht jagende Waldbesitzer, vor allem Bauern, nahmen die Forstwirtschaft wohl eben so wie sie war als gottgegeben hin. Nicht zuletzt wollten natürlich auch die Privatjäger von ihrer teuren Jagdpacht „etwas haben“ und machten daher fleißig beim Füttern und Anlegen von Wildäckern mit.

Dazu kommt, dass der Mensch – das gilt für Beamte besonders und Förster, so wie vor allem ihre Oberen sind nun einmal Beamte – dazu neigt, es so zu machen, „wie man es schon immer gemacht hat“. Von Natur aus ist der Mensch denkfaul und zu bequem etwas zu verändern, solange es noch irgenwie geht und man die Löcher noch stopfen kann; sei es drum,

dass man anderswo dafür welche aufreißen muss. Lieber macht man Klimmzüge und Spagatte, auch wenn die im Endeffekt mühseliger sind als es eine radikale Kursänderung wäre. Zudem mag ja auch durchaus der eine oder andere Förster gute Ideen gehabt haben; aber welcher Staatsdiener traut sich denn mit solchen irgendwelchen Vorgesetzten zu kommen, wenn sogar in privaten, profitorientierten Unternehmen neue Gedanken aus Bequemlichkeit abgebügelt werden? Wer im deutschen Staate wollte es wagen, gegen den Muff des Obrigkeitsstaates anzustinken, der erst 1968 wenigstens zum Teil aus den Amtsstuben geblasen wurde? Das mit der Unbeweglichkeit großer Verwaltungsapparate ist natürlich nicht nur im Wald so, aber der ist hier das Thema, nicht dass wir noch ins Politisieren kommen...

Naturnaher Waldbau – das Ende der Jagd?

Nun brach aber irgendwann die Realität auf die Insel der Glückseligen durch, auf der Förster und Jäger vor sich hin dümpelten. Zum einen brachen die Absatzmöglichkeiten weg, über die man früher aus dem Schwachholz, welches bei den Durchforstungen anfiel, bares Geld machen konnte. Zum anderen drängte mit der Globalisierung, die ja nicht erst gestern begonnen hat, billiges Importholz auf den Markt, welches die Preise für Stammholz auch noch ruinierte. Als drittes Übel stiegen die Lohnkosten, was den konventionellen Waldbau als arbeitsintensives Geschäft natürlich hart traf. Steigende Kosten und schrumpfende Einnahmen machen jedoch das beste Geschäft kaputt und zu allem Überfluss hatte auch der Staat immer weniger Geld, so dass er sich steigende Defizite des Forstes nicht mehr leisten konnte. Man rationalisierte und ersetzte menschliche Arbeitskraft durch Maschinen, was aber letztendlich auch wieder den konventionellen Waldbau festschrieb, da sich eben gerade Monokultur und Altersklassenwald für die mechanisierte Durchforstung eignet. Schließlich sorgte auch noch der Orkan Wiebke im Frühjahr 1990 nicht nur für ein Desaster, welches die Labilität der Fichtenmonokulturen auch noch dem letzten Depp überdeutlich vor Augen geführt haben muss, sondern auch noch für eine Holzschwemme, die man, um einen radikalen Preisverfall einigermaßen abzuwenden, für teures Geld auf Nasslagerplätzen bunkern musste, wovon das Holz natürlich auch nicht gerade besser wurde.

Diese Sturmnacht zum 27. Februar im Jahre des Herrn Neunzehnhundertundneunzig wird als der Endpunkt des konventionellen Waldbaus in die Forstgeschichte eingehen. In den 16 Jahren, die seither ins Land gegangen sind, hat sich einiges getan. Nicht dass seither etwa der naturnahe Waldbau erfunden wurde; den gibt es schon viel länger, so wie auch die Vollwertkost nicht von den Hippies erfunden wurde. Die Vorfahren des genannten Herrn von Rotenhan und einige andere Leute, die mit ihrem Wald Geld verdienen wollen, praktizieren ihn schon seit einem Jahrhundert oder länger. In der Schweiz hat der Grundsatz des naturnahen Waldes schon lange Einzug in den Staatswald gehalten, seine Protagonisten lehrten diesen Gedanken schon lange vor dem Zweiten Weltkrieg, wie man der von Rotenhanschen Broschüre entnehmen kann. Übrigens ist dort die jägerische Welt deswegen auch nicht untergegangen; die Schweiz ist heute noch ein Land mit exzellenten Jagdmöglichkeiten für jedermann.

Offenbar finden die Grundsätze des naturnahen Waldbaus mittlerweile auch Eingang bei den Forstämtern. Wiebke war sicher nicht der alleinige Grund für den Einstieg in den naturnahen Waldbau – aber die Verwüstung, die dieser Sturm im Deutschen Wald angerichtet hat, war eine gute Gelegenheit dazu. Sieht man sich auf den Websites der Landwirtschaftsministerien unserer Republik um, findet man nicht nur Bekenntnisse zum Waldumbau, also zum Einstieg in den naturnahen Waldbau samt Absagen an Fichtenmonokulturen, Kahlschläge und Altersklassenwald oder doch wenigsten zu Schirmschlag und Naturverjüngung samt Regulierung des Schalenwildes, sondern auch schon die ersten positiven Ergebnisse. In der Pressemeldung 215/2001 des Württembergischen Landwirtschaftsministeriums über das Vegetationsgutachten 2001 heißt es bereits:

Besonders erfreulich ist der Rückgang der Zaunflächen um 40 Prozent in nur drei Jahren. Der Schutz der jungen Bäume durch Kulturzäune kostet viel Geld und entzieht dem Wild wichtigen Lebensraum. Aus diesem Grund kommen Kulturzäune nur noch für Ausnahmesituationen in Frage. Mittlerweile benötigen nur noch zehn Prozent der Verjüngungen diesen Schutz gegen Wild.

In der Pressemeldung 191/2004 ist dann vom 2004er Gutachten die Rede und es heißt:

Erfreut äußerte sich Minister Stächele über den Rückgang der Zaunflächen von 25 Prozent in nur drei Jahren. Der Schutz junger Bäume durch sogenannte Kulturzäune koste viel Geld und entziehe dem Wild zudem wichtigen Lebensraum. Aus diesem Grund kämen diese Zäune nur noch für Ausnahmesituationen in Betracht. Mittlerweile schütze man auf diese Weise nur noch neun Prozent der Verjüngung gegen Wild.

Man kann hier also durchaus einen Trend ablesen. Sicherlich muss noch viel getan werden, bis sich der naturnahe Waldbau auch im Kleinprivatwald durchsetzt. Auch wir Jäger werden uns daran gewöhnen müssen, was ja nicht bedeutet, dass wir deswegen weniger jagen können. Das glauben nur die paar Ewiggestrigen („Es gibt keine Rehe mehr, die Förster haben...“), die noch nicht kapiert haben, dass die Rehe nicht mehr auf das bisschen Gras vor der Eichenkanzel angewiesen sind, wenn im Wald Naturverjüngung und eine saftige Krautschicht Deckung und Äsung an einem Ort bieten, von der nahen Wiebke-Fläche ganz zu schweigen.

Zu wünschen wäre nun, dass man die Privatjäger stärker an der Jagd im Staatswald beteiligt, was ja zum Teil auch schon geschieht, indem der Forstfiskus nicht mehr alles selbst bejagt, sondern auch Flächen verpachtet und revierlose Jäger Begehungsscheine im Staatswald erhalten können. Das ist aber nicht genug; darüber hinaus sollten auch mehr Flächen des Staats- und vor allem des Großprivatwaldes zur Abrundung von Feldjagden verwendet werden. Zum einen würde dies die Jäger für den Halbachtuhr-Bock entschädigen, der nun nicht mehr an der Eichenkanzel austritt sondern zu allen Zeiten in der Naturverjüngung im Wald erlegt werden kann. Weibliches Rehwild und Kitze kann man ja weiterhin im Feld schießen, nur dass dies eben eher später im Winter der Fall ist als es das früher war. Zum anderen würden zusätzliche Waldflächen für die Feldreviere auch die Bejagung des Schwarzwildes vereinfachen und diese Problematik entschärfen helfen.

Ganz und gar chancenlos ist man Sommertags im Feld auch heute noch nicht. Der Maibock samt Schmalreh tritt auch aus dem verbesserten Wald noch dann und wann ins Feld aus, da im zeitigen Frühjahr die Vegetation dort draußen bereits etwas mehr her gibt. Den Blattbock hat man schon immer zu sich heran gelockt und mit Salz und Anis lässt sich vielleicht auch sonst im Sommer etwas machen. Die verbesserte Nahrungssituation im Wald wirkt sich auch auf die Stärke des Rehwildes aus; die starken Forstrehe sind nämlich nicht nur, wie böse Jägerzungen behaupten eine Folge ausgedünnter Bestände, sondern gehen auch auf die verbesserte Äsungssituation zurück. Da beim Rehwild die Trophäenstärke im wesentlichen von der Ernährung abhängt, bringt dies auch gute Böcke mit sich. Wo also ist das Problem? Ist es so schlimm, wenn man stramme Rehe erbeuten kann, anstatt auf der mühsam mit künstlicher Fütterung hochgepäpeltere Karikatur eines natürlichen Wildbestandes herum zu schießen?

Was schimpft der Herr von Rotenhan dann aber noch? Nun, erstens ist in Deutschland waldbaulich natürlich noch lange nicht alles in bester Butter, auch wenn die Anfänge optimistisch stimmen dürfen; da ist es durchaus noch angezeigt, auf die ökologischen Probleme hinzuweisen, die falsch verstandene Hege und 08/15-Waldbau erzeugen. Zweitens existieren die von ihm geschilderten Probleme in der Tat noch an vielen Orten, vor allem da, wo man noch Rotwild hegt. Das liegt zum Teil selbstverständlich daran, dass Pächter, die horrenden Preise für

eine Rotwildjagd bezahlen, für ihr Geld auch etwas sehen (und natürlich schießen) möchten. In letzter Instanz – und das muss deutlich gesagt werden, denn von Rotenhan tut das nicht – liegt es am Waldbesitzer, denn der entscheidet, wer wie auf seinem Besitz jagt.

Waldbau und Jagdverpachtung

Und hier liegt auch einer der Hunde begraben: Wer ein wenig Wald besitzt, möchte davon auch etwas haben, und zwar in pekuniärer Hinsicht. Dabei sei die Jagdverpachtung kein so besonders gutes Geschäft, wenn man F.Werner glauben kann, der auf Seite 43 folgendes behauptet:

In dieser Veröffentlichung wurde die durchschnittliche wirtschaftliche Schädigung je Hektar Holzboden zur damaligen Zeit mit jährlich (!) 170DM beziffert. In einer späteren Veröffentlichung aus Rheinland-Pfalz (3/96) gab es weitere Zahlenwerte. Danach belegten Untersuchungen einen waldbaulichen Mehraufwand und Mindererlös von jährlich 130-230 DM je Hektar Wald.

Man muss sich in diesem Zusammenhang nur einmal den normalerweise unnötigen Bepflanzungsaufwand von etwa 30.000DM je Hektar Wald vor Augen führen und diesen auf die etwa 150 Jahre bis zur fälligen Holzernte umlegen, dann wirken solch hohe Beträge von 200DM an Mehraufwand, pro Jahr und Hektar Wald gerechnet, gar nicht mehr unrealistisch. Den gesamten wirtschaftlichen Verlusten standen seitens der Jäger nur die Jagdpachteinnahmen von jährlich etwa 20 - 30 DM/ha und 10 - 20 DM/ha pauschaler Wildschadensersatz entgegen.

F.Werner hat zwar für die Angaben zu den Schäden Quellen genannt, nicht aber für die Höhe der Jagdpacht und Wildschadenpauschale, was die Aussage eigentlich schon einmal per se wertlos macht. Da im Text vorher von Schältschäden die Rede war, darf man zudem annehmen, dass es sich um Rotwildgebiet handelt. Dass man hier für 20 DM, also 10 € pro Hektar und Jahr pachten kann darf man getrost in den Bereich „Sagen und Märchen der Jagdabschaffenwoller“ verweisen. Über Jagdpachtpreise wird nicht immer gerne gesprochen, aber wenn man sich die Ausschreibungen der Forstämter anschaut, wird man beispielsweise in Ostwürttemberg Preise von ca 15 € je Hektar für ordinäre Reh- und Schwarzwildreviere finden. Rotwildreviere sind aber um einiges teurer. So nannte z.B. der Vorarlberger Landtagsabgeordnete Türscher in einer Debatte um die Jagdabgabe am 27. 03. 2003 realistische Jagdpachtpreise in der Höhe von 20 – 40 € je Hektar und Jahr (<http://landtag.vlr.gv.at/lis/27/2003/12703-03-top04.doc>).

Es gibt aber noch ein hochinteressante Quelle, die sich auf sogar direkt Rheinland-Pfalz bezieht, das Bundesland, aus dem F.Werner die obigen Zahlen haben will. Es handelt sich hierbei um das Positionspapier „Wald und Schalenwild in Rheinland-Pfalz“ der „Vertreter des Waldeigentums“ vom Januar 2004, welches man sich aus dem Internet herunterladen kann und zwar von dieser Adresse:

http://www.gstbrp.de/html/fsc/dokumente/anlagen/positionspapier_wald_und_schalenwild.pdf

Hier werden tatsächlich Schäden in etwa der gleichen Größenordnung, sogar etwas höher als die von F.Werner behaupteten genannt, allerdings deutlich höhere Pachtpreise von bis zu 150 € pro Hektar und Jahr in den offensichtlich sehr gefragten Gebieten an der Grenze zu Nordrhein-Westfalen. Insgesamt ergibt sich aus den Angaben des Positionspapieres, dass bei Rotwildrevieren trotz der hohen Pachten in der Tat Pachteinahmen und Wildschaden stärker ausein-

ander klaffen als bei Rehwildjagden; wobei auch bei letzteren die Pacht nicht ausreicht, um die Schäden abzudecken. Die „Vertreter des Waldeigentums“ ziehen daher auf Seite 6 ihres Positionspapieres das folgende Fazit:

Als Fazit bleibt festzuhalten, dass in Waldrevieren die Wildschäden die Pachteinnahmen häufig weit übersteigen.

Das klingt nun durchaus alarmierend. Es klingt so. In Wirklichkeit ist es eine Irreführung, denn es ist nichts anderes als wenn man etwa sagen würde, dass die Versicherung für ein Auto häufig erheblich teurer ist als die Steuer. Es werden hier nämlich Äpfel mit Birnen verglichen. Auch in Feldrevieren mit Schwarzwildvorkommen kann der Wildschaden schnell einmal den Pachtpreis übersteigen. Warum jammern die Bauern deswegen nicht? Ganz einfach: Im allgemeinen werden Jagdpachtverträge heute so gestaltet, dass der Revierpächter für die Wildschäden aufkommen muss und wenn er das nicht freiwillig tut, kann ein geschädigter Landwirt ohne weiteres sein Geld per Gerichtsverfahren und notfalls mit einer Zwangsvollstreckung beitreiben. Wie bereits im Kapitel 4 erläutert, ist für den Bauern die Jagdverpachtung ja gerade wegen dieses Wildschadenersatzes auf allen von ihm bewirtschafteten Flächen – auch den nur angepachteten – interessant und nicht wegen des eher vernachlässigbaren Pachtschillings für diejenigen Flächen, die ihm auch selbst gehören.

Die schlechtere Lage der Forstwirte im Vergleich zu den Landwirten hinsichtlich des Ersatzes von Wildschäden wird nun gerne damit begründet, dass es bei der Langfristigkeit des Waldbaus eben schwierig sei, diese richtig zu schätzen. Dieses Argument mag früher gegolten haben. Wenn aber heute die Waldbesitzer in der Lage sind, hier, wie ja geschehen, Zahlen zu nennen, dann ist auch ganz offensichtlich, dass diese mit irgendwelchen Methoden gewonnen wurden, die man als zuverlässig ansehen darf. Sie beruhen ja schließlich auf forstwissenschaftlichen Untersuchungen. Was also hält die Waldbesitzer davon ab, entsprechende Regelungen zum Wildschadenersatz in die Pachtverträge mit aufzunehmen?

Schlaue Schwaben – Doofe Pfälzer?

Zudem müssen sich die „Vertreter des Waldbesitzes“ in Rheinland-Pfalz auch noch eine weitere Frage gefallen lassen: Wie man ihrem Positionspapier nicht nur implizit, sondern auch explizit entnehmen kann, leidet der Wald dort immer noch außerordentlich unter hohem Verbiss. Auf Seite 2 des Positionspapieres steht zu lesen:

Die im 3-Jahresrhythmus von den Forstämtern gefertigten Waldbaulichen Gutachten belegen in der Zeitreihe, dass sich die Verbissituation durch das Rehwild nur leicht, die Schälschadenssituation durch das Rotwild in den letzten 9 Jahren nicht verbessert hat und dies auf jeweils hohem Schadensniveau. Auf der Hälfte der Waldflächen ist die Erreichung der waldbaulichen Betriebsziele heute noch gefährdet.

Auf gut Deutsch steht hier also zu lesen, dass man es seit Wiebke nicht geschafft hat, die Kurve zu einem naturnahen Waldbau zu kriegen und offenbar immer noch mit Zäunen, Verbisschutzpfählen und dergleichen herumfuhrwerkt. Eigentlich heißt es ja, dass man Kinder nicht miteinander vergleichen sollte; außerdem setze ich mich der Gefahr aus, übersteigerten Württemberger „Nationalstolzes“ geziehen zu werden, wenn ich frage: Wieso hat man es in Württemberg geschafft, die Verbissituation deutlich zu verbessern und in Rheinland-Pfalz nicht? Es ist aber nicht nur unser sprichwörtliches „Muschterlände“, welches hier zu loben ist: Auch der Erzrivale Bayern kann mit guten Ergebnissen aufwarten und beide zeigen darüber hinaus, dass mit dem Waldumbau nicht das Ende der Jagd gekommen ist.

Der Spatz in der Hand...

Von Rotenhan schimpft auf die Jäger, kritisiert aber auch die Waldbesitzer. Sein Zorn ist verständlich, denn es ist ja wirklich schade um den Wald und ihm als Vollblut-Forstwirt geht natürlich das Messer in der Tasche auf, wenn er sieht wie man wertvollen Wald verkommen lässt. Allerdings sollte man sich ein wenig mehr Gedanken über die Hintergründe der Zustände machen, die er in seiner Veröffentlichung anprangert: Warum lassen sich Waldbesitzer ihre Betriebe hier in derartiger Weise ruinieren? Um diese Frage zu beantworten muss man sich die Situation unserer Forstwirtschaft vor Augen führen. Die ist, wie bereits im Kapitel 5 erläutert wurde, nicht so rosig, was aber weniger an den Verbissschäden liegt, als an der schlechten Verkäuflichkeit von Holz und am hohen Lohnniveau.

Man muss sich hier die Situation eines kleinen Waldbesitzers vor Augen führen: Vor allem sind es ja die vorzeitigen Einnahmen aus Durchforstungsholz, die dem Waldbauern bitter fehlen. Bis zu den Einnahmen aus dem Starkholz ist es eine lange Durststrecke, deren Ende derjenige, der für den Verbissschutz in der Jugend zuständig ist, kaum mehr erleben wird. Zudem sorgen die wirtschaftliche Lage und die Berichte in den Medien hierzu wie auch zur Umweltproblematik für Endzeitstimmung, gerade auch im Wald, gerade auch in Mitteldeutschland. Soll sich vor diesem Hintergrund der kleine Waldbesitzer nicht fragen, ob, wenn schon er sowieso nicht, überhaupt seine Nachkommen erleben werden, dass aus den heute gehegten und gepflegten Bäumchen einmal klingende Münze wird bevor alles in Staub und Asche sinkt? Liegt da nicht der Gedanke nahe, jetzt den Spatz der höheren Jagdpachteinnahmen in die Hand zu nehmen, wenn die Taube des Starkholzverkaufes auf dem Jahrzehnte entfernten Dach doch ungewiss ist? Die vorgerechneten Verluste durch Ertragsminderung sind vorerst nur solche auf dem Papier und werden erst real, wenn die Zeit der Endnutzung der jetzt verbissenen Bestände gekommen ist. Die Jagdpachteinnahmen jedoch kommen schon jetzt Jahr für Jahr auf das strapazierte Bankkonto des Waldbauern.

Selbstverständlich ist diese Denke im allgemeinen falsch und hat speziell im Waldbau schon gar nichts zu suchen. Selbstverständlich wird es weiter- und diese Welt nicht untergehen bevor Gott das so will. Aber wie stellt sich die Situation für einen Waldbauer speziell in Mitteldeutschland dar, den die Politik im globalisierten Regen stehen lässt, indem sie zulässt, dass Holz in großen Mengen importiert wird, während die deutsche Forstwirtschaft auf ihren hervorragenden Hölzern sitzen bleibt? Von Rotenhan ist da in einer vergleichsweise glücklichen Lage: Er hat bereits große, erstklassig gepflegte Dauerwaldbestände geerbt, die ständig für Cash-Flow sorgen, der es ihm wiederum ermöglicht, Wald anzukaufen und zu Dauerwald umzubauen. Dafür verdient er Dank und wenn er zeigt, dass naturnaher Waldbau funktioniert, sollte man auf ihn hören. Aber das berühmte Luthersche Apfelbäumchen am Vorabend des Weltuntergangs zu pflanzen, ist eben einfacher, wenn man schon einen ganzen Obstgarten hat.

Auch die Schimpferei auf die Jäger ist ein gut Stück weit überzogen. Wer heute ein Waldrevier pachtet, in dem noch nach den überkommenen Methoden gewirtschaftet wird, ist mehr ein Nutznießer als ein Verursacher; jedenfalls trifft ihn auch nicht so viel mehr Schuld an der Verbisssproblematik, als derjenige an den Problemen der Dritten Welt auf sich lädt, der billigen Kaffee kauft. Was natürlich nicht heißen soll, dass beides richtig ist.

Jäger und Förster – Grüne Konspiration?

Dass die Jäger allein nicht schuld sein können, wenn die Waldbauern ihre Wälder nicht so halten, wie das der Fall sein sollte, kann man auch noch an einem einfachen Beispiel sehen: In der Landwirtschaft hat sich in den letzten Jahrzehnten viel geändert, wodurch die Niederjagd erheblich geschädigt wurde. Die Jäger mit all den Beziehungen, die ihnen F.Werner und auch

von Rotenhan zuschreiben, konnten aber die Bauern nicht daran hindern, diejenigen Methoden in der Landwirtschaft einzuführen, die sie für richtig und profitabel hielten. Warum aber soll das ausgerechnet im Wald der Fall sein? Nun gut, Rotenhan führt hier eine Art Unheilige Allianz zu Lasten des Waldes zwischen den beiden Arten von Grünröcken an. Selbst wenn diese bestanden hat, ist es aber mittlerweile damit vorbei. Die Förster streben nun den Waldumbau an, was zwar für die Forstwirtschaft erhebliche Vorteile bringen wird, jedoch den Jägern unterm Strich nicht unbedingt Nachteil bringen muss; zumindest nicht, wenn sie aufpassen, dass hier nicht wieder als Jagdkritiker getarnte Jagdgegner die Finger mit ihm Spiel haben.

Scherping, Frevert und wie sie alle hießen, auf die Rotenhan schimpft, haben gewirkt, als der konventionelle Waldbau noch prächtig zu funktionieren schien. Sicher hatten schon damals die Pioniere des naturnahen Waldbaus besseres zu bieten; aber neue Ideen brauchen eben ihre Zeit um sich durchzusetzen. Sogar der staatliche Forst hat hier mittlerweile recht schnell gelernt und das will doch wohl etwas heißen! Die alten Förster hingegen kann man getrost in Frieden ruhen lassen, sollte dabei aber nicht vergessen, dass es sie mit ihrem heute geschmähten, konventionellen Waldbau waren, die große Teile Deutschlands überhaupt erst wieder bewaldet haben.

Und noch eines muss gesagt werden: Finger weg von unserm Jagdgesetz! Wenn sich auch im Wald noch einiges ändern muss, so kann dies durchaus auf der Grundlage des geltenden Jagdrechtes passieren. Vor allem die §§ 1 und 21 bieten die Handhabe, auch den im naturnahen Waldbau erforderlichen, hohen Schalenwildabschuss durchzusetzen. Bei der Festsetzung der Abschusspläne wird man hier rigorosere sein müssen, aber eine Novellierung des Jagdrechtes wäre nicht nur unnötig, sondern würde eine willkommene Gelegenheit für Jagdgegner sein, Jägern und Förstern Abstriche an der Jagdausübung unterzujubeln, die letztendlich sogar hinderlich für den Waldumbau sein könnten.

Nach diesem Exkurs in die waldbaulichen Hintergründe der Jagd, nun wieder zurück zum Thema: Selbstverständlich sagt auch von Rotenhan wie auch die anderen Protagonisten des naturnahen Waldbaus, dass die Schalenwildbestände im Wald bejagt werden müssen. Anderenfalls stünde das Kürzel ÖJV nicht für „Ökologischer Jagdverband“, sondern für „Ökologischer Jagdabschaffungsverband“. Möglich, dass sich selbst überlassene Wälder ohne Jagd ihre Aufgabe als Kohlenstoffdioxidsenken und Sauerstoffproduzenten erfüllen könnten – brauchbares Holz in der erforderlichen Menge würden sie jedenfalls nicht produzieren.

Grüne Hellseher und Zeichendeuter

In den Augen der Jagdgegner sind die Jäger nun so ziemlich für alles verantwortlich, was man ihnen nur irgend unterschieben kann. Außer der Schuld an der Verbissproblematik läßt F. Werner den Jägern z.B. auch die an der Schweinepest auf, da sie, wie er behauptet, die rasante Vermehrung des Schwarzwildes in den letzten Jahrzehnten herbeigeführt hätten uns so steht auf der Seite 53 zu lesen:

Es dürfte nicht verwundern, wenn diese ganze konträre Interessenslage zwischen lohnenswerter Forstwirtschaft und Hobby-Jagd auch 1977 in Insiderkreisen bereits bestens bekannt war. Möglicherweise sah man schon damals mit Sorge die Zeit kommen, wo dieses künstlich geschaffene Problem auch in der Öffentlichkeit bekannt wird und dass dann unter entsprechendem öffentlichem Druck die Reh- und Rotwildbestände den forstwirtschaftlichen Belangen irgendwann einmal dann doch angepasst werden müssen. Vielleicht hatte daher schon damals die Sorge um die zukünftige Absicherung dieses Hobbys irgendwelche Personen zu tief sinnigstem Grübeln angespornt.

Oder warum wurde neben der Einführung der gesetzlichen Hegepflicht auch noch das Schwarzwild als die einzige Tierart aus den für das Schalenwild anzuwendenden Abschussplänen heraus gehalten? Dabei ist doch das Schwarzwild gerade die Tierart, die sich am stärksten von allen Schalenwildarten vermehrt!

Auf Seite 54 wird dies dann noch deutlicher ausgedrückt:

Scheinbar wurde durch irgendwelche Vordenker daher schon bei der damaligen Überarbeitung des Bundesjagdgesetzes das Schwarzwild vom Gesetzgeber als Rettungsanker für diese, inzwischen zu einem vollständigen Unsinn verkommene Jagd anvisiert. Immerhin störten die Wildschweine, zumindest bei damaliger Bestandshöhe, die Forstwirtschaft weit weniger, als das andere Schalenwild. Und es sieht daher ganz danach aus, als habe man zu der Zeit schon den jagdlichen Schwerpunkt auf diese Tiere verlegen wollen.

Und kurz darauf heißt es auch noch:

Da diese Tierart damals lediglich im landwirtschaftlichen Bereich, dort aber oft in beachtlichem Ausmaß, Schäden verursachte, gibt die vom Gesetzgeber grenzenlos gewährte Freizügigkeit zum Hochhegen dieser Wildtierart Anlass zu ganz bestimmten Spekulationen. Das besonders dann, wenn man dabei zugleich auch noch mit einem Auge auf die Landwirtschaftspolitik schießt. Denn dort wurden etwa seit dieser Zeit immer mehr bäuerliche Existenzen vernichtet. Neben der weiteren Flächenbewirtschaftung durch Großbetriebe kam es damit dennoch zu immer mehr brachliegendem Ackerland.

Darüber, wie eine solche Landwirtschaftspolitik mit den jägerischen Belangen zusammen passt, kann man sich nun ja mal so seine Gedanken machen.

Jedenfalls können da, wo keine Landbewirtschaftung mehr erfolgt, auch keine kostenpflichtigen landwirtschaftlichen Wildschäden auf den Jäger zukommen. Daher entwickelten sich, als ein Nebeneffekt derartiger Landwirtschaftspolitik, vielerorts richtige Eldorados für Hobby-Jäger zur Wildschwein-Hege und das inzwischen schon seit vielen Jahren.

Besondere Anreize für Spekulationen, bezüglich direkter Absichten, ergeben sich bei einer genaueren Betrachtung der personellen Besetzung aller der für die Landwirtschaft überlebenswichtigen Verwaltungspositionen. So waren bisher sehr lange und dazu ziemlich regelmäßig, als Bundes-Landwirtschaftsminister immer wieder Hobby-Jäger oder deren Freunde in diesem Amt. Damit ist schon seit Jahrzehnten, mit Herrn Funke sogar auch noch nach dem Regierungswechsel zu Rot/Grün, immer wieder ein Hobby-Jäger oberster Chef über unsere Bauern und Förster gewesen! Und auch 1977, bei der Änderung des Bundesjagdgesetzes, war mit J.Ertl ein solcher Jäger mit der Neugestaltung des Bundesjagdgesetzes betraut.

So langsam fehlen in F.Werners Verschwörungstheorien nur noch Außerirdische, Reichsflugscheiben und vielleicht noch irgendwelche geheimnisvolle Strahlen, mit denen der Geheimbund der Jäger „BGM“ („Böse Grüne Männer“) Politiker, Verbandsfunktionäre, Forstleute und wer weiß wen sonst noch den düsteren Zielen der Männer in Grün gefügig macht. Spaß beiseite: Hier wird allen Ernstes behauptet Jäger in allen möglichen Schlüsselpositionen hätten sich verschworen, durch massenhafte Züchtung von Wildtieren nicht nur den deutschen Wald, sondern auch die deutsche Landwirtschaft auszuradieren, nur um nachher um so ungestörter jagen zu können. Der einzige kleine Haken in dieser schönen Theorie besteht darin, dass es heute allgemein üblich ist, in Jagdpachtverträgen zu vereinbaren, dass der Pächter für sämtliche ersatzpflichtige Wildschäden – und dazu gehört bekanntlich der vom Schwarzwild verursachte Schaden – aufzukommen hat. Bevor also in einem Jagdbezirk die Landwirte pleite ge-

hen, ist erst einmal der Jäger ruiniert.

Josef Ertl, dem ehemalige Landwirtschaftsminister, bzw. seinen Beratern werden darüber hinaus auch noch hellseherische Fähigkeiten zugeschrieben: Bereits in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts, als die meisten Deutschen Wildschweine nur vom Hörensagen und selbst die meisten Jäger sie nur aus Büchern kannten, haben sie die rasante Vermehrung des Schwarzwildes vorausgesehen und konnten daher bei der 1977er BJV-Novelle dafür sorgen, dass die das Schwarzwild betreffenden Vorschriften besonders jägerfreundlich ausfielen!

Ich persönlich erinnere mich noch gut daran, dass es 1993 einem jagenden Arbeitskollegen von mir gelang, auf der Ostalb, in der Nähe von Heidenheim an der Brenz, eine Sau, zu schießen und dieser gute Mann tagelang von nichts anderem redete. Er wird wohl nicht der erste gewesen sein, der in dieser Gegend Waidmannsheil auf ein schwarzes Schwein hatte, aber es war durchaus noch etwas besonders, wenn man eines erlegen konnte. Damals glaubte wohl kaum jemand, dass einige Jahre später in unserer Gegend niemand mehr seinen Jagdherren um die Erlaubnis zum Sauansitz würde bitte müssen, sondern das man statt dessen angeschaft bekäme auch ja fleißig „naus zom hocka“ (schwäbisch: sich hinaus zu setzen) und auch ja zu schießen.

Wie man den von F.Werner angegebenen Abschusszahlen entnehmen kann, die sich auf Seite 52 seines bzw. ihres Elaborats finden, gab es zu der gleichen Zeit zwar in Rheinland-Pfalz bereits explodierte Wildschweinpopulationen, aber in den 70er Jahren, als die Jagdrechtsnovelle ausgearbeitet wurde, war davon praktisch noch nichts zu merken. Wie bereits erwähnt hätten die Macher dieser Novelle hellseherische Fähigkeiten haben müssen um die Schwarzwildschwemme vorherzusehen. Meint F.Werner mit den Leuten, die hier als „Vordenker“ bezeichnet werden, tatsächlich vielleicht irgendwelche Druiden oder Auguren des Grünen Geheimbundes, die aus Wilddärmen die Zukunft des Schwarzwildes gelesen und Ertl und seinen Mitarbeitern die dazu passenden Ratschläge zur Gestaltung der Jagdrechtsnovelle erteilt haben?

Eine saumäßige Erfolgsstory

Was ist nun aber wirklich mit dem Schwarzwild los und warum explodieren seine Bestände? *Sus scrofa*, so der wissenschaftliche Name des Wildschweines, ist ein Paarhufer, welcher aber im Gegensatz zur den weitaus meisten anderen Arten in dieser Ordnung kein Pflanzen- sondern ein Allesfresser ist. Es ist ursprünglich in Europa flächendeckend vorgekommen, wurde aber durch die menschliche Kultur aus vielen Teilen seines ursprünglichen Verbreitungsgebietes verdrängt. In Deutschland ist das Wildschwein ein typisches Waldtier und im Prinzip an größere, zusammenhängende Waldgebiete gebunden. Seine Dichte war früher nicht besonders hoch und in großen Teilen Deutschlands war es vor dem Zweiten Weltkrieg und auch noch lange danach ausgerottet. Erst im Kriege und dann in der Nachkriegszeit vermehrte es sich wieder und eroberte sich alte Territorien zurück. Bei F.Werner findet sich, wie gesagt, auf Seite 52 die Streckenentwicklung in Rheinland-Pfalz:

<i>Schwarzwildstrecken in Rheinland-Pfalz</i>						
<i>Jahr</i>	1938	1957	1960	1965	1970	1975
<i>Strecke</i>	2.100	4.497	3.777	4.278	5.864	9.927
<i>Jahr</i>	1980	1985	1990	1991	1992	1993
<i>Strecke</i>	6.041	12.924	31.766	41.549	22.111	38.762

Wie man den Zahlen von F.Werner entnehmen kann, war es auf dem Gebiet des heutigen Rheinland-Pfalz bereits vor dem Krieg vorhanden und wurde auch bejagt. Das ist plausibel, denn dieses Land weist große Wälder auf und dazu ein mildes Klima. Schweine sind eher wärmeliebende Tiere; in der Tat ist unser Wildschwein der nördlichste Vertreter seiner Gattung. Zudem gibt es dort in ausreichendem Maße masttragende Bäume; neben Buche und Eiche kommt dort sogar die Edelkastanie vor. Der große Sprung in der Strecke, sowie die Lücke in den Angaben von 1938 auf 1957 ist damit zu erklären, dass während des Krieges und vor allem danach, während Deutsche keine Waffen besitzen durften, die Jagd unterblieb. In der Folge sieht man bis 1980, abgesehen von der Spitze 1975, eine schwankende Strecke mit einer leicht steigenden Tendenz, der Einbruch 1980 könnte eine Folge der harten Winter, vor allem 1978/79, sein. Die Explosion kommt mit der Strecke von 1985. Wenn die heutigen hohen Schwarzwildbestände auf gezielte Hege zurückzuführen wären, wäre der Anstieg gleichmäßiger verlaufen. In der Tat aber fällt die quasi schlagartig Vermehrung des Sauenbestandes nicht nur in die Zeit der Umbrüche in der Landwirtschaft, sondern auch in die Periode der milden Winter der 80er und 90er Jahre. Insgesamt lässt sich sagen, dass es vor der „Sauenexplosion“ ab 1985 einen signifikanten Anstieg vor allem über die Kriegs- und Nachkriegszeit, bis zum erneuten Einsetzen der Bejagung in den 50er Jahren gegeben hat. Dieser lässt sich auf die in dieser Zeit fehlende Bejagung zurückführen. Wohl nicht einmal F.Werner wird behaupten wollen, dass die Jäger in den Kriegsjahren und in der Hungerzeit nach dem Kriege die Sauen gefüttert hätten.

Die tatsächlichen Gründe der Sauenschwemme vermutet man in Veränderungen der Umwelt: Auf der einen Seite kamen die milden Winter der letzten zwanzig Jahre den Bedürfnissen des Wildschweines, was das Überleben seines Nachwuchses angeht, entgegen. Möglicherweise ist ja die hohe Anzahl von Frischlingen, die eine Bache frisst, unter anderem eine Maßnahme gegen Winterverluste und gegen Prädatorendruck. Auch dieser ist für das Schwarzwild kaum noch vorhanden, denn wenn die Frischlinge bzw. Überläufer aus der Obhut der Mutter entlassen werden, sind sie bereits so groß, dass ihnen selbst unser neben Waschbär und Enok größtes noch flächendeckend vorhandenes Raubwild, der Fuchs, kaum noch etwas anhaben kann. Auf der anderen Seite hat sich die Nahrungsbasis erheblich verbreitert. Die Landwirtschaft ist wesentlich intensiver geworden, es wird erheblich mehr pro Flächeneinheit erzeugt als früher. Maisanbau, früher wärmeren Gegenden vorbehalten, findet heute praktisch überall da statt, wo überhaupt etwas auf dem Acker wächst. Selbst die natürliche Mast des Schwarzwildes ist reichhaltiger vorhanden als früher: Während Mastjahre, also Jahre in denen Eiche und Buche viel Frucht tragen, früher eher selten – etwa jedes siebte Jahr – waren, ist heute fast jedes Jahr ein Mastjahr.

Patient Wald: Wie geht es ihm?

Schließlich ist aber heute auch mehr Biomasse in den Wäldern vorhanden. Forstleute und Umweltschützer begrüßen dies natürlich, denn die Bildung von Biomasse macht den Wald zur Kohlenstoffsenke, sprich aus dem unerwünscht vielen Kohlendioxid in der Luft wird wenigstens zum Teil Pflanzenmasse. Mit der Biomasse ist aus der Sicht der Forstleute und Klimaforscher zunächst einmal diese Pflanzenmasse gemeint. Mehr Pflanzenmasse bedeutet aber nicht nur mehr Holz und grüne Pflanzenteile, sondern auch mehr Früchte wie Eicheln, Bucheln, Wildobst und so weiter. Und es bedeutet mehr tierische Masse - denn direkt oder indirekt leben alle Tiere von den Pflanzen – und damit ein verbessertes Nahrungsangebot auch für das Schwarzwild, welches ja als Allesfresser sowohl Dinge wie Eicheln und Bucheckern, als auch Würmer, Schnecken, Mäuse und vieles mehr aufnimmt.

Die Überdüngung des Waldbodens durch Stickstoffeintrag aus der Luft in Form von Stickoxiden spielt auch eine Rolle für die erhöhte Biomasseproduktion. Neben Wasserstoff und Sau-

erstoff sind Kohlenstoff und Stickstoff wichtig Grundbausteine organischer Materie. Mit Hilfe des Kohlenstoffes können Kohlehydrate, also Zucker und Stärke, sowie Fette gebildet werden, für Eiweiße ist zusätzlich Stickstoff erforderlich. Es spielen natürlich noch ein ganze Menge andere Stoffe wie Schwefel und Phosphor ein Rolle, eigentlich sind die meisten Elemente des Periodensystems an der lebendigen Materie beteiligt; viele natürlich nur in winzigen Mengen als sogenannte Spurenelemente. Die Masse der Materie wird aber vom Kohlenstoff und vom Stickstoff gebildet.

Begrenzender Faktor ist hier der Stickstoff, denn der ist zwar in ungeheuren Mengen, die ein Vielfaches des verfügbaren Kohlendioxids betragen, in der Atmosphäre vorhanden, kann aber nur von ganz wenigen Organismen direkt dorthin gewonnen werden. Deswegen wirkt Stickstoff in pflanzenverwertbarer Form als Dünger und man musste vor der Erfindung des Kunstdüngers immer darauf bedacht sein, denn Stickstoff aus Abbauprozessen organischer Materie (menschliche und tierische Ausscheidungen, Kompost) wieder als Dünger zu den Kulturpflanzen zurückzuführen und so einen Kreislauf des Stickstoffes zu unterhalten, wie er auch in der Natur vorkommt. Die einzige Möglichkeit, pflanzenverwertbaren Stickstoff aus der Luft zu gewinnen, ist, bestimmte Pflanzen anzubauen, die sogenannten Leguminosen, die durch Symbiose mit stickstoffbindenden Bakterien an ihren Wurzeln, in der Lage sind, den Stickstoff der Luft zu nutzen. Nur auf diese Weise gelangt Stickstoff aus der Luft in den Stoffkreislauf der Lebewesen, sowohl in der Natur, als auch im Land- und Gartenbau.

Auch Kunstdünger konnte ursprünglich nur aus bereits in der Natur vorhandenem Stickstoff hergestellt werden, wie zum Beispiel aus im Bergbau gewonnenen Salpeter. Erst das Haber-Bosch-Verfahren, mit dem man aus dem Stickstoff der Luft Ammoniak erzeugen kann, ermöglichte es dem Menschen, selbst pflanzenverwertbaren Stickstoff aus Luftstickstoff zu gewinnen und vernichtete damit das Salpetergeschäft, übrigens samt der Segelschiffahrt, die ihr letztes großes Geschäftsfeld im Transport des Salpeter von Chile nach Europa hatte.

Mittlerweile aber gibt es eine weitere, ungewollte „Produktion“ pflanzenverwertbaren Stickstoffs. Stickstoff ist zwar, wie im Grunde fast alle Elemente, brennbar, das heißt, er kann sich mit Sauerstoff verbinden. Er tut das aber nicht besonders gerne; zum Glück, muss man sagen, denn sonst würde ein einziger Funke genügen, um die ganze Erdatmosphäre mit ihren gut 70% Stickstoff und über 20% Sauerstoff in Brand zu stecken! Wenn man ihn mit hohen Temperaturen und hohem Druck dazu zwingt, oxidiert der Stickstoff aber doch und bildet die bekannten Stickoxide.

Solche Bedingungen herrschen in Verbrennungsmotoren und daher produzieren diese unter anderem auch Stickoxide, obwohl bei der Verbrennung der Kohlenwasserstoffe, aus denen Benzin und Dieselöl bestehen, rein theoretisch nur Wasser und Kohlendioxid entstehen sollten. Diese Stickoxide stellen im Prinzip pflanzenverwertbaren Stickstoff dar und ihr Eintrag in den Waldboden sorgt dafür, dass wir heute im Wald sogar ausgesprochene Stickstoffzeiger wie Brennnessel und Brombeere finden, die es dort früher nicht oder kaum gab. Natürlich wandert die durch diese ungewollte Düngung vermehrte Pflanzenmasse durch die Nahrungskette und verbreitert damit die Nahrungsbasis aller Tiere im Wald. Zu allererst profitieren davon die Pflanzenfresser, aber außerdem eben auch Allesfresser wie das Wildschwein.

Das also sind die doch recht komplexen Gründe, die, so weit man das weiß, zu der Massenvermehrung des Schwarzwildes in den letzten Jahrzehnten geführt haben: Zum einen die Umstrukturierung der Landwirtschaft, welche zunächst schon einmal eine intensivere Produktion gebracht hat; es steht, ganz einfach mehr auf dem Halm als früher. Zusätzlich wurde in der Landwirtschaft praktisch ausnahmslos vom arbeitsintensiven Rübenanbau für Futterzwecke auf den mechanisierbaren Maisanbau umgestellt. Gleichzeitig verbreiterte sich aber durch die Überdüngung des Waldbodens die natürliche Nahrungsbasis aller Tiere, auch die des Schwarz-

wildes. Zum anderen wurde durch milde Winter die Sterblichkeit der Frischlinge vermindert.

Natürlich ist eine solche, doch recht komplexe Erklärung dem Laien nicht so leicht zu vermitteln wie F. Werners platte Behauptung, die Jäger hätten die Schweine mittels Fütterung gezüchtet. Allerdings lässt sie sich auch anhand von einer einfachen Berechnung die Plausibilität dieser Behauptung nachprüfen: Angenommen, ein Jäger kirrt missbräuchlich und wirft fünf Tonnen Mais in sein Revier, wieviel Wildschwein wird dann daraus? Zunächst einmal wird jemand, der solchen Unfug macht, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auch zu faul sein, den Mais in den Boden einzuarbeiten. Das ist zum einen natürlich unzulässig, denn Kraftfutter, welches zum Ankirren von Schwarzwild ausgebracht wird, darf für anderes Schalenwild nicht erreichbar sein. Es bedeutet aber auch, dass der größte Teil des Kirmaterials verloren geht, da sich für Mais auch eine ganze Menge andere Tiere interessieren, von der Meise, über die Ratte, die Rabenkrähe und den Dachs bis zum Rotwild; ja sogar Füchse wurden in Notzeiten schon beim Aufnehmen von Mais an Saukirrungen beobachtet. Vor dem Dachs schützt noch nicht einmal das Einarbeiten in den Boden etwas, denn Meister Grimmbart hat sich sein Futter genauso aus dem Boden wie die Sauen und mag wie diese recht gerne Mais. Ein Verlust von 90% beim breitwürfigen Ausstreuen wäre daher sicherlich als realistisch anzusehen.

Von den fünf Tonnen werden also gerade mal 500 kg wirklich von den Sauen gefressen. In der Schweinemast wird ein Futteraufwand von gut 2,5 kg pro kg Schlachtgewicht als guter Wert angesehen. Berücksichtigt man nun, dass der für Kirrung und Schwarzwildfütterung verwendete Mais nicht so nahrhaft ist, wie das speziell abgestimmte Mastfutter für Schweine, und dass Wildschweine sich im Gegensatz zu Mastschweinen viel bewegen und so nicht alles Futter in Körpersubstanz umwandeln können, dürfte ein Verhältnis Futteraufwand zu Körpergewicht von 5 : 1 auf der sicheren Seite liegen. Aus den aufgewendeten 5 Tonnen Mais sind also gerade einmal 100 kg Schwein geworden.

Da das angestrebte, durchschnittliche Streckengewicht beim Schwarzwild etwa 30 kg/Stück aufgebrochen betragen sollte, darf man durchaus mit einem Lebendgewicht von 40 kg/Stück rechnen, und erhält aus diesen fünf Tonnen Mais also 2 ½ Schweine. Man hat dann 100 Zentnersäcke Mais ins Revier geschleppt, und, da so ein ein Sack 13 € kostet, 1300 € ausgegeben. Welche Jäger macht das, um dafür dann magere 2 ½ Überläufer mehr zu schießen? Selbst wenn dies in jedem der ca. 1800 gemeinschaftlichen Jagdbezirke in Rheinland/Pfalz geschehen wäre, hätten die Jäger damit gerade einmal 4500 zusätzliche Überläufer von je 30 kg aufgebrochen erzeugt. Die nach den von F. Werner angegebenen Zahlen ab 1980 erfolgte Streckenexplosion lässt sich damit jedenfalls nicht erklären.

Andere Zahlen klingen da schon plausibler: Auf einem Hektar können etwa 9 Tonnen Futtermais stehen und wenn ein Maisschlag gut von den Sauen besucht wird, haben sie schnell einmal einen Hektar weggefressen. Auch hier gibt es „Verluste“, denn auch wenn eine Fläche 100% Schaden aufweist, bedeutet das lediglich, dass der Bauer nichts mehr von der Fläche ernten und verkaufen kann, nicht aber, dass die Sauen wirklich alles aufgefrassen haben, was man sonst hier hätte ernten können. Trotzdem sind Maisäcker ergiebige Nahrungsquellen für das Schwarzwild. Rechnet man hierzu noch das verbesserte Nahrungsangebot durch die Zunahme der Biomasse in den Wäldern, wird schon eher ein Schuh daraus. Zudem muss man bedenken, dass Rheinland-Pfalz an das Elsaß grenzt, wo schon seit langem auf einem Großteil der landwirtschaftlichen Produktionsfläche Futtermais angebaut wird. Es ist gut denkbar, das Rheinland-Pfalz in puncto Schwarzwild zum Teil „vom Elsaß lebt“.

Keiler haben öfter Pech

F. Werner behauptet nun aber auch, dass wir Jäger, so wie auch beim Reh- und Rotwild, Schwarzwild nur geschlechtsspezifisch bejagen und gezielt nur männliche Stücke schießen. Er oder sie sollte doch einmal mit einem Saujäger auf den Ansitz gehen, und vormachen, wie man bei einer Sau in der Dämmerung, oder nachts bei Schnee- bzw. Mondlicht auf Schussentfernung feststellt, ob es sich um ein männliches oder weibliches Stück handelt. Tatsächlich ist es so, dass beim Schwarzwild mehr männliche als weibliche Stücke erlegt werden, aber das liegt in der Natur der Sache. Wie bereits weiter oben erwähnt, kann man Schwarzwild in der Regel nur nach Größe und Verhalten ansprechen. Genauer gesagt, eher nach den Größenverhältnissen der einzelnen Stücke einer Rotte untereinander als nach absoluter Größe, denn die kann auf Entfernung bei schlechtem Licht erheblich täuschen.

Der einzige mögliche Weg, eine Reduktion durch sicheren Abschuss von Zuwachsträgern zu realisieren, bestünde darin, führende Bachen zu schießen. Dies ist aber – aus gutem Grund! - strengsten verboten, es ist eine Straftat, die mit Gefängnis bestraft werden kann. Wie bereits in Kapitel 6 erläutert, bleibt einem daher nichts übrig, als bei einer gemischten Rotte auf eines der kleineren Stücke zu schießen und damit einen Frischling oder Überläufer zu erlegen, dessen Geschlecht man aber vorher nicht kennt.

Erschwerend kommt hier hinzu, dass solche gemischten Rotten normalerweise eine erfahrene und vorsichtige Leitbache besitzen und so viel weniger dem Jäger vor die Büchse kommen, als die „Bubenklubs“ der männlichen Überläufer, die ohne einen erfahrenen Führer sorglos umherstreifen und daher viel öfter in Anblick kommen als die Rotten mit den Überläuferbachen, die von einer erfahrenen Leitbache geführt werden. Da man aber auch männliche Überläuferrotten beschießt, weil ja jede Sau Schaden macht, kommt es dazu, dass männliche Überläufer in der Strecke überrepräsentiert sind.

Dass das Schwarzwild keiner Abschussplanung unterliegt, worin F.Werner ebenfalls Unrat wittert, hat natürlich seine auch seine Gründe. Einer davon wird sogar auf Seite 53 genannt, aber eben nur einer, was bedeutet, dass es sich hier wieder einmal, wie üblich, um eine halbe Wahrheit und somit um eine ganze Lüge handelt:

Auf eine solche Frage vorbereitet, bekommt man noch heute von den Jägern schnell die entsprechend vorgefertigte Antwort: "Die Wildschweine unterliegen deshalb nicht den Abschussplänen, damit man örtlich nach eigenem Gutdünken die Bestände besser reduzieren und damit landwirtschaftliche Wildschäden wirkungsvoller verhindern kann."

Diese gängige Aussage ist nicht glaubhaft. Denn dann hätte man hier korrekterweise ebenfalls durch Abschusspläne für Pflichtabschüsse weiblicher Tiere, wie auch beim Rehwild gehandelt, ein Hochhegen erschweren und dennoch für eine örtlich notwendige weitergehende Reduzierung durch das Weglassen einer Abschussbegrenzung den angeblich erforderlichen Spielraum lassen können.

Selbstverständlich ist es richtig, dass die Schwarzwildabschüsse nicht begrenzt sind, damit der Jäger nicht gezwungen ist, beim Auftreten von Wildschaden darauf zu verzichten, die entsprechende Rotte zu beschießen, weil das Soll schon erfüllt ist. Warum aber gibt es dann keine Mindestzahl? Auch das ist ganz einfach zu erklären: Schwarzwild ist eine recht mobile Wildart. Es können Rotten vagabundieren, z.B. wenn es sich dabei um von Mutterrotte abgeschlagene Überläuferkeiler handelt, die sich einen Platz suchen müssen, wo sie nicht von bereits vorhanden Rotten verjagt werden. Außerdem können Einstände und Fraßplätze einer Rotte weit auseinander und dadurch leicht in unterschiedlichen Revieren liegen. Die einzelnen Fraßplätze einer Rotte können dabei an ganz verschiedenen Stellen liegen und ändern sich z.B.

bei Maisäckern von Jahr zu Jahr.

In vielen Revieren ist Schwarzwild zudem sowieso nur als Wechselwild vorhanden. Das ist vor allem in Feldrevieren der Fall, da hier die Sauen nur abends oder im Laufe der Nacht zum Fressen ein- und am Morgen wieder auswechseln; lediglich in Maisschlägen und im Raps stecken sie gerne auch tagsüber, wechseln aber später wieder in den Wald wenn die Schläge abgeerntet werden. Im Weizen stecken die Sauen in der Regel tagsüber nicht, sondern sie suchen morgens wieder Einstände im Wald auf. So kann es durchaus auch in Waldrevieren passieren, dass die Sauen da sind, wenn in der Nähe interessante Nahrungsquellen wie milchreifer Weizen vorhanden sind und nach deren Versiegen wieder abwandern. Durch den Fruchtwechsel sind diese Gegebenheiten nun auch noch von Jahr zu Jahr unterschiedlich, so dass man im Vorhinein nie sagen kann, was im einzelnen Revier im Laufe des Jagdjahres an Sauen auftauchen wird. Es kann zum Beispiel auch durchaus sein, dass ein Maisacker, der sich in exponierter Lage zum Wald befindet, in einem Jahr wesentlich weniger von den Schwarzkitteln frequentiert wird, als man vorher vermutet hat. Das kann dann etwa daran liegen, dass auf der anderen Seite des Waldes ein Acker noch günstiger für die Sauen liegt und daher bevorzugt wird. Wenn man aber, wenn schon die Stärke sowieso nicht, noch nicht einmal die Tendenz des Bestandes in einem Revier nicht kennt, kann man auch keinen Abschussplan aufstellen, der sich ja immer nach den Veränderungen des Bestandes richten muss.

Böse Schwarzwildringe?

Um dieser Problematik zu begegnen versuchen nun Revierinhaber, dadurch eine großräumigere Bewirtschaftung des Schwarzwildes zu verwirklichen, dass sie sich zu Hegegemeinschaften zusammenschließen. Je größer ein Gebiet ist, um so eher wird es die kompletten Streifgebiete von Schwarzwildrotten abdecken und um so eher ist es möglich, die Bestände zu steuern, also die Abschüsse zu planen. Wo dies geschieht, geschieht es auf freiwilliger Basis. F.Werner nun wertet (auch auf Seite 54) die Existenz solcher Schwarzwild-Hegegemeinschaften als Indiz dafür, dass hier eine gezielte Bestandsvermehrung betrieben wird:

Jedenfalls ergaben sich daraus doch jene Umstände, die unseren Hobby-Jägern recht gelegen kamen, denn die bedienten sich dieses Angebotes und hegten Großteils auch in speziellen Schwarzwildringen massenhafte Wildschweinebestände heran und wie man aus der vorhergehenden Abschussstatistik erkennen kann, erhöhten sie in der Zeit zusätzlich auch noch die Reh- und Rotwildbestände weiter.

Es ist auf der ganzen Welt gängige und bewährte Praxis, dass in Kulturlandschaften Wildtiere mit Hilfe von sogenanntem Wildtier-Management reguliert werden. Dieser Ausdruck wird meistens im Zusammenhang mit einer nötigen Reduktion gebraucht. Auch Hege kann Reduktion bedeuten und tut dies auf jeden Fall derzeit im Zusammenhang mit Schwarzwild. Aus den bereits genannten Gründen muss man das in revierübergreifender Abstimmung tun. Man kann die zu diesem Zwecke bestehenden Vereinigungen aber nicht gut „Abschussgemeinschaften“ oder „Reduktionsringe“ nennen, denn dann liefen die beteiligten Jäger Gefahr wiederum von den Jagdabschaffenwollen als Lustmörder geteert und gefedert zu werden. Also nennt man sie „Schwarzwildringe“ oder „Hegegemeinschaften“, was dann aber böswillige Menschen wiederum Unrat aus der anderen Richtung, nämlich aus der der gezielten Bestandsvermehrung, wittern lässt.

Schwarzwild und Schweinepest

Die hohen Bestände an Schwarzwild können nun natürlich an der Ausbreitung von Krankheiten wie der Schweinepest mit schuld sein. Je größer die Dichte einer Population ist, umso eher werden Krankheiten von einem Individuum zum anderen bzw. von einer Gruppe zur anderen übertragen; umso größer wird die Gefahr einer Epidemie. Da Schwarzwild oft wandert, kann es Krankheitserreger auch großräumig verschleppen und da Wildschweine Hausschweine mit der Schweinepest anstecken können und umgekehrt, kann das Schwarzwild die Schweinepest zwischen von einander entfernten Hausschweinhaltungen übertragen.

F.Werner nimmt diese bekannten Tatsachen nun zum Anlass, der Jagd die Schuld an Schweinepest-Epidemien in die Schuhe zu schieben. Auf der Seite 55 wird sogar angedeutet, dass die Jäger den Seuchenzug von 1992/93 in Rheinland-Pfalz ausgelöst hätten:

Immerhin stand dieser erste Sammelcontainer in einem Gebiet mit sehr beachtlichen Waldanteilen aus Edelkastanien. Damit bestand auch hier ein besonderer Anreiz zur Hege von enorm hohen Wildschweinebeständen, ohne dass dabei zumindest über gewisse Zeiträume hinweg eine Futternot entstand. Offen ist hingegen noch die Frage, wovon sich diese hohen Tierbestände in den anderen Jahreszeiten in diesem Gebiet ernährten.

Dass solch hohe Bestände ganz ohne heimliche Fütterungen überlebensfähig waren ist kaum denkbar. Und das Verfüttern von Großküchenabfällen birgt nun mal ein schon zuvor bekanntes sehr hohes Seuchenrisiko.

Zum einen muss die Schweinepest, wenn infektiöse Küchenabfälle vorhanden sein sollen, zuvor mit hoher Wahrscheinlichkeit irgendwo in der Nähe bei Hausschweinen vorgekommen sein, denn die weit überwiegende Menge der Schweinefleischreste in Küchenabfällen stammt von Hausschweinen. Dann aber ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass auch andere Infektionswege vorhanden waren, da Schwarzwild nicht nur durch unerlaubte Fütterung mit Schweinefleischresten in Berührung kommt, sondern etwa auch durch illegale Abfallbeseitigung. Wer sich öfter in Wald und Feld aufhält, weiß, dass man, seit die Müllgebühren überall so hoch sind, wieder vermehrt Abfall in der Landschaft findet; selbst die ordnungsgemäße Beseitigung von Abfällen birgt das Risiko der Infektion von Wildtieren: An Rastplätzen, Badeseen, in Naherholungsgebieten und sonstigen Orten, wo sich Menschen in der freien Landschaft aufhalten, stehen jede Menge Abfallbehälter, die für Tiere leicht zugänglich sind. Da Menschen an solchen Orten sehr oft auch mitgebrachtes Essen verzehren oder sogar grillen, können hier leicht Dinge hinein gelangen, die nicht nur für den Fuchs, sondern auch für das Schwarzwild interessant – und möglicherweise mit Schweinepest infiziert – sind.

F.Werner zieht sich auch an dem Umstand hoch, dass der Sammelcontainer für die nicht verwertbaren Sauen in einer Gegend mit viel Edelkastanien und einem dadurch hohen Sauenbestand aufgestellt war. Wo bitte werden denn viele Sauen – gesunde oder kranke – geschossen, wenn nicht da, wo es viele gibt? Und wenn man nun schon annehmen will, dass die Schweinepest genau in diesem Wald ausgebrochen ist, könnte man genauso gut behaupten, dass die Infektion durch dort von Waldbesuchern entsorgte Vesperabfälle entstanden ist. Wie der Autor bzw. die Autorin selbst zuvor schreibt, ist es in Rheinland-Pfalz beliebt, Maronen zu sammeln, wodurch eine ganze Menge Leute in die entsprechenden Waldstücke kommen. Dass erhöht natürlich auch die Wahrscheinlichkeit, dass irgendwelche mit Schweinepest infizierte Abfälle weggeworfen werden. Mindestens genauso denkbar ist aber auch, dass an einem solchen Brennpunkt der Schwarzwildaktivität auch einmal Sauen aufgetaucht sind, die sich an irgendwelchen Abfallbehältern infiziert haben und dann dort die Krankheit auf Artgenossen aus anderen Rotten übertrugen.

Einen weiteren Hinweis auf mangelndem Sachverstand bei F.Werner liefert, das sei am Rande erwähnt, der Umstand, dass er bzw. sie sich nicht vorstellen kann, wovon sich die Wildschweine außerhalb der Maronensaison ernähren. Wenn man so natur- und tierliebend sein will, wie hier vorgegeben wird, sollte man wissen, dass in der Natur das Futterangebot allgemein saisonal schwankt. Daher sind Tiere in der Lage, Nahrungsreserven zu speichern, so wie Menschen auch. Es liegt aber auch in der Natur von Samen, wie es Kastanien, Bucheckern und Eicheln sind, haltbar zu sein und zwar mindestens bis zum nächsten Frühjahr, wenn sie keimem sollen. Jeder Jäger weiß nun, dass bei einem erhöhten Angebot von solchen Samen, also in Mastjahren, die Sauen nicht an Maiskirsungen gehen, weil sie genug an den – ihnen offensichtlich besser schmeckenden – Eicheln, Bucheln und Kastanien haben. Das hält bis tief hinein in den Winter an, oft bis zum Frühjahr, wenn die noch übrigen Samen keimen und damit für das Schwarzwild unbrauchbar werden.

Man kann es drehen und wenden wie man will, Fakt bleibt, dass die Schweinepest-Problematik natürlich sehr viel mit der hohen Zahl der vorhandenen Sauen zu tun hat. Hirnrissig aber ist die Behauptung, die Jäger hätten diese Sauen gezüchtet und wären daher an der Schweinepest schuld. Wer nur ein wenig Ahnung von Ökologie hat, davon welchen Beeinflussungen durch die Zivilisation unsere Umwelt ausgesetzt ist und auch davon, wie es in unserer Landschaft heute aussieht, kann klar erkennen, dass hier einmal mehr lupenreiner Unfug behauptet wird. F.Werner ist einfach keine Behauptung zu platt, zu konstruiert oder zu lächerlich, um nicht zu versuchen, sie gegen die Jagd zu verwenden.

Machwerk eines Vorzeige-Deppen?

Allerdings muss man sagen, dass F.Werner, lediglich ein Irgendjemand, mit blödsinnigen Behauptungen über Jagd und Wild nicht alleine steht. Wem das Machwerk „Was Jäger verschweigen“ als Ausbund von Blödsinnigkeit und grandioses Highlight der Ahnungslosigkeit sogenannter Naturschützer erscheint, der wird sich wundern, dass man vergleichbaren Blödsinn zuweilen auch von als renommierte Fachleute angesehenen Personen zu hören bekommt. Zum Beispieler etwa findet sich auf der „Anti-Jagd-Seite“ das folgende Zitat unter der Internet-Adresse <http://www.anti-jagd-seite.de/zitate/zitate-r-t.htm> , welches Professor Josef Reichholf zugeschrieben wird, einem renommierten Biologen, Hochschullehrer und Leiter der Abteilung Wirbeltiere der Zoologischen Staatssammlung München:

Die richtige Wilddichte könnte sich ganz von selbst einstellen, wenn das Reh nicht durch übermäßige Scheuheit, durch starke Bejagung und Wildfütterung in den Wald hineingedrängt würde.

Vielfach lockt die Winterfütterung mit Leckerbissen wie Eicheln und Kastanien oder gar Futterpellets die Rehe erst in den Wald hinein, obwohl sie sich draußen auf der Flur ernähren könnten. Dadurch kommt es dann zu den Verbisschäden. Das durch die Bejagung scheu gemachte Reh muss versuchen, die Nahrung im Umkreis der Deckung zu finden, die es braucht. Kraftfutter enthält zu wenig Rohfasern, die für eine gute Verdauung ebenso unentbehrlich sind wie der Eiweißgehalt. Fehlende Rohfasern holt sich das Reh dann von den Gehölzen.

Die Bejagung zwingt die Rehe in die Deckung des Waldes und bringt sie mit den Trieben und Knospen zusammen, die keinen massiven Verbiss vertragen

Man sollte nicht glauben, dass ein Fachakademiker einen solchen hanebüchenen Unfug von sich geben kann. Zum einen, sollte Reichholf einmal erklären, wie die Jagd das Reh schon in früheren Zeiten in den Wald gedrängt haben soll, als es, wie ich bereits erläutert habe, mangels weitreichender Schusswaffen dort einfacher zu bejagen war als in der Feldmark. Zum anderen wäre es interessant, zu erfahren, von was das Rehwild als Konzentratselektierer in der heutigen

Agrarsteppe überleben soll, wo es mit fehlenden Hecken und Gehölzen an genau den Trieben und Knospen mangelt, die es benötigt und warum es nicht magere Pflanzenteile frisst, sondern gehaltvolle Knospen und Triebe, wenn es aufgrund des Verzehrs von Kraftfutter Mangel an Ballaststoffen hat. Und dass der Wald für das Reh nicht lediglich eine „Notlösung“ ist, zeigt schließlich die Tatsache, dass die Rehwildbestände in Wäldern ohne Fütterung aber mit Naturverjüngung ganz von alleine zunehmen.

Auch ein Doktorhut schützt vor Halbwissen nicht

Man muss sich nun einmal vorstellen, dass einer, der solchen offenkundigen Unfug absondert, als Professor lehrt und Bücher – und zwar über Ökologie – schreibt, wobei er übrigens zum Teil auch durchaus vernünftiges sagt. Wer sich als Biologe mit unserer heimischen Ökologie befasst, sollte sich zum einen mit den Bedürfnissen eines unserer häufigsten Tiere und zum anderen mit den Inhaltsstoffen gängiger Pflanzen auskennen. Selbst wenn das nicht sein Fachgebiet wäre, sollte er es gerade als Wissenschaftler vermeiden, sich über etwas auszulassen, mit dem er sich nicht auskennt. Man kann daher diese Äußerungen als Beleg für von mir bereits im Kapitel 2 erläuterten Umstand sehen, dass auch und besonders Wissenschaftler den übelsten Irrtümern aufsitzen können, die bei genauer Betrachtung einfachsten, allgemein bekannten Sachverhalten widersprechen.

Lustig ist auch, dass F.Werner, wenn es konveniert, auch schon einmal davon absieht, den Gebetsmühlenzettel „Keine Prädatoren notwendig, Tierbestände regulieren sich ganz von selbst“ aufzukleben, wie man auf der Seite 76 nachlesen kann:

Aufgrund von Forschungsarbeiten wurde inzwischen bekannt, dass die mittels Hegemaßnahmen stark überhöhten Rehbestände (dazu noch im falschen Lebensraum) die Waldbodenflora sehr beeinträchtigen, denn sie bevorzugen ganz bestimmte Pflanzenarten als Nahrung. Betroffen sind dabei besonders einige krautartigen Pflanzen, an denen die hohen Tierbestände einen nur schwer regenerierbaren Schaden verursachen. Wegen einer dementsprechenden Überweidung solcher Pflanzen, werden diese in ihrem Vorkommen immer seltener, was auch manche dieser Pflanzenarten in ihrem Bestand gefährdet. Somit kommt es durch die jägerische Hege auch zu einer Veränderung des Vegetationsbestandes. Dies bewirkt wiederum eine Veränderung der vom Pflanzenbestand abhängigen Insektenfauna. In dem Fall verringerten sich z.B. die Schlupf-, Erz- und Brackwespen, diese natürlichen Gegenspieler des Schwammspinners. In der Zeit, wenn der Schwammspinner als Nahrung nicht zur Verfügung steht, sind diese Tiere auf pflanzliche Ausweidung angewiesen. Fehlt diese, weil bestimmte Pflanzen zu sehr überweidet sind, dann werden diese Gegenspieler des Schwammspinners sich weniger stark als sonst vermehren können. Damit entsteht auch hier ein Ungleichgewicht, das den Schwammspinner in seiner Vermehrung enorm begünstigt.

Wieso kann sich der Schwammspinner nicht selbst regulieren und so Populationsgrößen vermeiden, die Schaden anrichten, wenn das doch angeblich Reh und Wildschwein können und der Großcarnivoren in der Prädatorenrolle nicht bedürfen? Das weiß wohl F.Werner selbst nicht. Man kann diesen Passus aber auch als Beispiel dafür ansehen, dass jemand die Glocken läuten hört, jedoch nicht weiß wo sie hängen. Es wurde hier offensichtlich etwas kolportiert – und zwar unrichtig – was man auch in einer Veröffentlichung des ÖJV auf dessen Website nachlesen kann (<http://www.oejv.de/modules.php?name=News&file=article&sid=622>):

Von den krautigen Pflanzen am Waldboden leben nämlich eine ganze Anzahl indifferenter Insektenarten, die wiederum Nahrungsquelle für die räuberischen Insekten wie die Tachinen- oder die Igelfliege sind. Letztere können auch eine Schwammspinnermassenvermehrung brem-

sen – vorausgesetzt, sie haben ihre Population in Zeiten, in denen es keine Schwammspinner zu fressen gibt, auf ausreichender Höhe gehalten. Dies gelingt ihnen, wenn sich ihre Larven von den erwähnten indifferenten, an Kräutern und Sträuchern gebundenen Arten ernähren können.

Das ist übrigens ebenfalls ganz großer Quatsch und ein Beispiel dafür, was für ein Schrott auch in Publikationen zu finden ist, die von Fachleuten stammen sollen. Von „Tachinen- und Igelfliegen“ zu sprechen ist etwa so wie wenn man von „Katzenartigen und Tigern“ reden würde – man wirft dabei Familien und Arten durcheinander. Igelfliegen sind eine Art aus der Familie der auch als Raupenfiegen bekannten *tachinidae*, sie als räuberisch zu bezeichnen ist dann doch aber etwas gewagt: Das erwachsene Insekt lebt von Nektar, den es aus Blüten saugt. Ein gutes Beispiel dafür, dass auch ein Dr. Wolfgang Kornder seines Zeichens 1. Vorsitzender des Ökologischen Jagdvereines Bayern e.V. (und Autor des Artikels) ein übles Eigentor schießen und seiner Sache einen kapitalen Bärendienst erweisen kann.

Der Fairness halber soll der tatsächliche Sachverhalt aber aufgeklärt und aufgezeigt werden, wie diese Behauptung entstanden ist: Die Larven der *tachinidae* oder Raupenfiegen parasitieren allgemein an Raupen – daher also der deutsche Name – und speziell die Larve der Igelfliege unter anderem an der des Schwammspinners. Der tatsächliche Zusammenhang besteht wohl darin, dass die nektarsaugende Igelfliege natürlich nur da leben kann, wo es Blütenpflanzen gibt, also in der Krautschicht des Waldbodens. Fehlt diese, gibt es keine Nahrungsgrundlage für die Igelfliege; somit fehlt sie und kann nicht den Schwammspinner durch ihre parasitären Larven zehnten.

Der Zusammenhang zwischen einer fehlenden Krautschicht und dem Schwammspinner lässt sich also nachvollziehen, wenngleich Schwammspinnerkalamitäten dann eigentlich besonders in Rotwildkerngebieten signifikant häufiger und/oder intensiver auftreten müssten als in Gebieten ohne Rotwild. Das als Zerstörer der Krautschicht hier genannte *capreolus capreolus* (vulgo Rehlein/Kleiner Roter Waldfresser) ist ein Konzentratelektierer, der auch an Krautiges, speziell aber an gehaltvolles wie Triebe und Knospen geht. *Cervus elaphus* hingegen, der Rothirschen, tendiert stark zum Rauhfutterfresser und kommt daher als Zerstörer der Krautschicht um einiges eher in Betracht.

Rehlein oder Förster – wer hat den Schwarzen Peter?

Ein fehlende oder schlecht ausgebildete Krautschicht ist nun aber nicht nur eine Folge zu hoher Rehwildbestände, sondern zumindest auch auf schlechte Lichtverhältnisse zurückzuführen und damit ein generelles Problem der konventionellen Forstwirtschaft. So dieses Problem im naturnahen Waldbau bzw. während des Umbaus von Wäldern auftritt, dürfte das Rehwild schon eher eine Rolle spielen und natürlich dessen Reduktion angezeigt sein, wofür der Förster ja ein probates Mittel kennt, das allerdings – sehr zum Verdruss der Jagdgegner – keineswegs im Verzicht auf die Bejagung des Rehwildes besteht.

Naturnahe Wälder bzw. solche die auf dem Weg dahin sind, produzieren nun einmal ganz von alleine Rehwild in einem Maße, dass es das Betriebsziel beeinträchtigen kann. Zu hohe Rehwildbestände sind hier nicht eine Folge von Fütterung, sondern zeugen von krümmungsfaulen Zeigefingern bei den Förstern, wie auch jeder Protagonist des naturnahen Waldbaus, heiße er nun von Rotenhan, Leibundgut oder Müller, bestätigt. Es gibt aber noch einen weiteren Punkt zu bedenken: Das Rehwild wird allgemein als Konzentratelektierer angesehen, welcher gerne Triebe und Knospen äst; gerade das ist ja die Ursache der Verbissproblematik. Geht nun aber das Rehwild in einem naturnahen Wald mit gutem Verjüngungsanteil und da-

durch vorhandener, reichhaltiger Trieb- und Knospenäsung überhaupt in problematischem Ausmaß an die Krautschicht? Oder ist die Schwammspinnerproblematik nur in konventionellen Forsten vorhanden, wo die mangelnde Krautschicht primär die Folge von Lichtmangel ist und nur sekundär von überhöhten Rehwildbeständen geschädigt wird?

Zunächst einmal ist der Schwammspinner also vor allem ein Argument für den naturnahen Waldbau. Soweit Schwammspinnerkalamitäten aber je auch in naturnahen Wäldern auftreten und auf eine durch Rehwild geschädigte Krautschicht zurückzuführen sind, ist ein erhöhter Rehwildabschuss angezeigt. Den Schwammspinner aber als Argument gegen die Jagd herzunehmen, ist lächerlich und nur ein weiteres Beispiel für, die dümmlichen und hilflosen Argumentationsversuche der Jagdabschaffenwoller.

Schwerwiegendes Problem: Blei in der Natur

Ein weiterer Punkt, der an uns Jägern kritisiert wird, ist die behauptete Belastung der Umwelt mit Geschossblei, vor allem aus Schrotpatronen. In einem Anti-Jagd-Elaborat darf dieses Thema natürlich nicht fehlen und auch F.Werner nimmt sich seiner mit der gewohnten, profunden Inkompetenz an. Auf der Seite steht zu lesen:

Ein weiteres Problem stellt die bei der Jagd noch immer verwendete hochgiftige Bleischrotmunition dar. Eine damit verursachte Giftbelastung unserer Natur besteht nicht nur in Naturschutzgebieten und Trinkwassergebieten, sondern überall!

Auch damit stellen die Jäger ihr rücksichtsloses Verhalten bezüglich der Natur erneut unter Beweis.

Eine Bleischrotpatrone besteht aus etwa 400 Bleikugeln, die nach dem Schuss trichterförmig auseinander streuen, so dass sich ein Großteil davon, ohne zu treffen, einfach in der Natur verteilt.

Zunächst einmal fällt das reißerische „hochgiftig“ in F.Werners Absonderung auf. Sicher ist Blei keineswegs ein harmloser Stoff und eine Bleivergiftung eine üble Sache. Andererseits wird Blei aber heute noch in vielen anderen Bereichen verwendet, wie zum Beispiel im Bauwesen, in der Elektro- und in der Automobilindustrie; es ist auch keineswegs der einzige giftige Stoff, der immer noch lustig weiter verwendet wird. Früher einmal kamen die Bleiemissionen außer aus den Industrieschornsteinen vor allem aus den Auspuffrohren von Autos und Motorrädern; daher konnten sie durch die Einführung des bleifreien Ottokraftstoffes merklich reduziert werden.

Auch die Angabe, eine Schrotpatrone enthalte etwa 400 Kugeln, zeigt, dass F.Werner keinerlei Ahnung von der Jagd hat. Tatsächlich trifft diese Zahl gerade einmal auf eher selten verwendeten 2,5 mm Schrot zu und auch da nur annähernd. Patronen mit den bei der Jagd häufig verwendeten Schrotstärken 3 mm, 3,5 mm und 4 mm enthalten bei der üblichen Ladungsmasse von 35,5 g ca. 220, 140 und 94 Schrote. Solche Berechnungen mögen zwar erbsenzählerisch anmuten, sie zeigen jedoch, dass F.Werner – was übrigens symptomatisch für die Veröffentlichungen von Jagdabschaffenwollern ist – wild mit angeblichen Fakten um sich wirft, die keiner Nachprüfung standhalten.

Eine andere beliebte Taktik der Jagdgegner ist es, einzelne Fakten, Ereignisse oder Zustände reißerisch hervorzuheben, um den Eindruck zu erwecken es sei immer und überall so. So steht kurz nach dem oben zitierten Text das folgende:

In Dänemark wurde bei einer Prüfung der Bleibelastung des Bodens an einem beliebigen Entenschussplatz eine Belastung von 1.837.000 Bleischrotkörner auf einem Hektar gezählt. (Aus "Bürger gegen Jäger" von Ulrich Kronberg, Hamburg).

Das entspricht in dem Fall einer Bleimenge von über 130 kg auf diesem einen Hektar Land! Und diese mit Blei verursachte Umwelt- und Naturbelastung ist kein Einzelfall, denn in dem Beispiel handelt es sich nur um einen von vielen beliebigen Schussplätzen. Das zeigt uns welche Naturvergiftung bereits eine solche für unscheinbar gehaltene jagdliche Nebenwirkung verursachen kann.

Abgesehen, davon, dass jeder, dem die Formel für den Rauminhalt einer Kugel und die Dichte von Blei bekannt ist, leicht ausrechnen kann, dass bei dem auf Enten vor allem üblichen Schrot von 2,7...3 mm Stärke einiges mehr an Masse herauskommen müsste, handelt es sich dabei um einen Einzelfall, der wahrscheinlich auch noch besonders ausgesucht wurde. Allerdings stören weder ausgesuchte Extrembeispiele noch komplett unrichtige Zahlen Jagdabschaffewoller wie F.Werner, Noch ein Stück weiter unten wird nämlich das folgende behauptet:

In Deutschland werden von Jägern Jahr für Jahr etwa 3000-4000 Tonnen Blei in der Natur verteilt.

Woher F.Werner diese Zahlen haben will, bleibt selbstverständlich wieder einmal offen. Zunächst muss man dazu – und zu den oben angegebenen Kilos auf einem Hektar – sagen, dass es sich hierbei mit den Schrotkugeln um recht kompakte metallische Bleianhäufungen – noch dazu in Kugelform, die im Verhältnis zum Rauminhalt die geringste Oberfläche aufweist – so dass hiervon vermutlich sehr wenig in die Kreisläufe der Natur gelangt; der Anteil dürfte im Bereich von Prozenten oder gar in Bruchteilen davon liegen. In keinem Falle darf man diese Mengen mit den Tonnenangaben von in Abgasen enthaltenem Blei vergleichen, die ja als Dampf oder Feinstaub lungengängig sind und zum größten Teil zur Reaktion mit anderen Stoffen bereit sind, was bei herumliegenden oder im Erdreich vorhandenen Bleikugeln in sehr viel geringerem Maße der Fall ist. Soweit Blei in den Nahrungskreislauf gelangt ist, stammt dieses wohl kaum zu einem wirklich nennenswerten Anteil aus Schrotpatronen.

Die genannte Zahl von 3000..4000 Tonnen darf man übrigens getrost als unseriös betrachten und das nicht nur aufgrund der fehlenden Quellenangabe. Bleischrot ist nämlich auch dem ÖJV ein Dorn im Auge und auf dessen Website (<http://www.oeljv.de/archiv/bleischrot.htm>) findet man dazu allerhand Material. Dieses soll einmal als seriös angesehen werden, auch wenn weiter oben dem Vorsitzenden des ÖJV Bayern das Verzapfen von hanebüchenem Unfug nachgewiesen werden konnte. Es wird hier von ca. 2400 Tonnen Bleischrot pro Jahr gesprochen, einer Zahl also, die deutlich unter den von F.Werner genannten liegt.

Weiterhin sind auf der genannten Seite auch Angaben über die Anzahl der in Deutschland 1999 verkauften Schrotpatronen (76 Millionen mit Bleischrot, 4 Millionen mit Nichtbleischrot) enthalten sowie die Strecke an Nieder- und Raubwild im Jagdjahr 1999/2000 (ca 3,23 Mio Stück). Außerdem findet sich die Information, dass je die Hälfte der verkauften Schrotpatronen Jagd- und Sportmunition gewesen sein soll. Bleischrot aus Sportmunition landet aber nicht in der Natur, denn diese wird auf Schießständen verschossen. Dort gelangt es zwar auch in das Erdreich, aber auf einer ziemlich genau definierten Fläche, wo es später durch Abtragen des Erdreichs entsorgt wird. Das ist zwar teuer, wird aber von den Schießstandbetreibern und somit über die Standgebühren von den Schützen bezahlt.

Da man wohl kaum davon auszugehen braucht, dass Sportschützen mit bleifreiem Schrot

schießen, dürften die 4 Millionen bleifreier Schrotpatronen unter den Jagdpatronen zu suchen sein; es verbleiben also 36 Millionen von Jägern verschossene Bleischrotpatronen. Die angeführte Seite des ÖJV nennt als durchschnittliche Ladung der Jagdpatronen 31 g, was zu einer Gesamtmasse des von Jägern verschossenen Bleis von 1116 Tonnen führt. Laut ÖJV sind in den angegebenen Zahlen Billigimporte aus dem Ausland nicht berücksichtigt. Da es sich aber um eine Argumentation gegen Bleischrot handelt, darf man wohl davon ausgehen, dass diese Anzahl vernachlässigbar ist, sonst wäre sie aufgeführt. Außerdem werden zum einen die billigen Quellen vor allem von Sportschützen genutzt, da hier der einzelne sehr viel mehr schießt als der durchschnittliche Jäger und die Munitionskosten einen sehr sehr viel größeren Anteil an den Gesamtkosten ausmachen; zum anderen dürfte auch ein gewisser Anteil der Jagdpatronen auf Schießständen verschossen werden. Man kann damit nämlich mogeln, weil die höhere Anzahl der Schrote in Jagdpatronen das Treffen erleichtert.

Selbst die nach Auswertung der ÖJV-Daten nun bereits erheblich erniedrigte Bleimenge ist noch nicht so ganz glaubwürdig: Nimmt man nämlich die Angabe her, dass etwa 50% bzw. etwa 40 Mio Stück der verkauften Schrotpatronen Jagdpatronen waren und setzt sie in Beziehung zu der angegebenen Nieder- und Raubwildstrecke von ca 3,2 Mio Kreaturen, ergibt sich, dass auf jedes der erlegten Stücke 12 – 13 Schuss gekommen wären. Dazu kommt, dass heutzutage viele Küchenhasen mit der kleinen Kugel geschossen werden und auch auf den Fuchs außer Schrot die Kugel oder Falle zum Einsatz gelangen. Die Zahl der verschossenen Patronen pro Stück tatsächlich mit Schrot geschossenem Wild würde sich noch einmal erhöhen.

Bleierne Enten und vergiftete Seeadler

Ein besonderes Kapitel der Bleischrotproblematik ist die Annahme, dass Wasservögel, wie z.B. gründelnde Enten, Schrote oral aufnehmen. Auch F.Werner meint, sich hierüber auslassen zu müssen:

Da Enten zur besseren Verdauung auch kleinere Steinchen mit verschlucken, werden viele der im Gewässer des Uferbereiches liegenden Bleikörner von diesen Tieren mit aufgenommen. Das führt dann bei vielen dieser Wasservögel zu einer langsam einsetzenden Bleivergiftung.

Diese Argumentation klingt einleuchtend. Allerdings sollte man dabei auch die Praxis im Auge behalten: Und die zeigt eben, dass sich die Stockente in den letzten Jahrzehnten fleißig vermehrt hat, was sie kaum getan hätte, wenn wirklich ein erheblicher Anteil der Enten an Bleivergiftung eingegangen wären. Am Rande sei nun aber auch noch bemerkt, dass der ÖJV zum einen zwar einerseits auf der weiter oben angeführten Internetseite vor dem Verzehr von mit Bleischrot geschossenem Wild warnt, andererseits aber schon seit langem und immer noch die Erlaubnis zum „Rauen Schuss“ auf Rehwild fordert, also dass man Rehe auch mit Schrot schießen dürfen soll.

Die Bleidiskussion wurde in jüngerer Zeit erst richtig aufgeheizt, als in der Öffentlichkeit behauptet wurde, dass Bleivergiftung die Todesursache Nr. 1 bei Seeadlern sei. Dieser Aspekt findet sich bei F.Werner noch nicht, da er bereits vor diesen Vorfällen publiziert hat. In der Tat wurden offenbar Blei in den Mägen verendeter Seeadler gefunden, sowie Bleivergiftung als Todesursache festgestellt. Durch verkürzte, teilweise böswillig verdrehte Darstellung dieses Sachverhaltes wurde in der Öffentlichkeit der Eindruck zu erwecken versucht, dass ein sofortiges Verbot jeglicher bleihaltiger Munition unverzichtbar sei.

Geht man dieser Sache aber einmal genauer nach, relativiert sich einiges: Man findet z.B.

heraus, dass – wie in der Aprilausgabe 2005 der Deutschen Jagdzeitung berichtet – von zwei Fachinstituten zwischen 1990 und 2000 tot aufgefundene Seeadler untersucht wurden. Dabei war bei 91 der 120 Vögel die Todesursache noch feststellbar, während bei den anderen die Verwesung bereits zu weit fortgeschritten war. In der Tat waren 12,5% der Vögel an Bleivergiftung eingegangen. Dies war aber keineswegs der Spitzenreiter, denn der war der Zusammenstoß mit Eisenbahnzügen, welcher mit 14% zu Buche schlug. Hat eigentlich schon jemand die Abschaffung der Eisenbahn aus Seeadlerschutzgründen gefordert? Ebenfalls hoch waren neben den Anteilen von 10% Traumatata auch die der Stromschläge und Leitungsanflüge mit 9 bzw. 7%. Fasst man die beiden letzten Zahlen unter dem Oberbegriff „Hochspannungsleitungen“ zusammen, erhält man mit 16% sogar einen neuen Spitzenreiter, der die Eisenbahn auf den zweiten sowie das Blei auf den dritten Platz verweist. Wo sind eigentlich die Forderungen nach Abschaffung der Stromleitungen?

Teilweise wird nun behauptet, dass das Blei aus mit Schrot beschossenem Federwild stamme, welches nicht tödlich getroffen, dann aber, auf diese Weise gehandikapt, den Greifen zur Beute geworden wäre. Abgesehen davon, dass dies die Behauptung widerlegen würde, dass nicht tödlich getroffenes Federwild lange leiden muss, zeigten aber die Untersuchungen, dass es sich bei dem in den Mägen der Seeadler nicht nur um Schrotkugeln handelte. Laut der Ausgabe 6/2005 des „Jägers“ wurden hier unter anderem größere Bleiteile gefunden, aber auch Luftgewehrsgeschosse, die wohl kaum von Jägern stammen dürften.

Eine andere Behauptung besagt, dass es sich bei dem Blei teilweise um Teile von Büchsen geschossen handele und fordern ein generelles Verbot bleihaltiger Munition, also nicht nur von Bleischrot sondern auch von bleihaltigen Büchsen geschossen. Dagegen spricht jedoch, dass Büchsen geschosse nicht aus kompaktem Blei bestehen und andere der dabei verwendeten Metalle wie Kupfer oder Eisen nicht nachgewiesen werden konnten. Die „Büchsen geschoss-Theorie“ besagt, dass deren Teile aus Aufbruch, also Innereien vom Wild, stammten, welcher von den Seeadlern gekröpft worden war.

Peinlich dabei: Die Jäger in den Seeadlergebieten waren ausgerechnet von den Vogelschützern aufgefordert worden, die Aufbrüche den Seeadlern hinzuwerfen um diesen zu helfen – sprich sie damit zu füttern. Und das übrigens vor dem Hintergrund, dass sich unter den Vogelschützern jede Menge Jagdabschaffenwoller befinden, die doch sonst immer behaupten, dass sich in der Natur alles von selbst regele und weder Reduktionsabschuss noch Fütterung nötig seien.

Es ist wohl auch denkbar, dass sich Kupfer und Eisen aus Geschossen in den extrem sauren Mägen der Seeadler schneller auflösen als das Blei. Sollte daher nun tatsächlich Blei aus über die Fütterung mit Aufbruch in die Seeadler gelangte Teile von Büchsen geschossen die Vergiftungen verursachen, gäbe es ein einfaches Mittel dagegen: Den Aufbruch wieder vorschriftsmäßig entsorgen (d. h. so, dass kein Tier daran kommt) anstatt ihn an die Seeadler zu verfüttern. Für die Jagdabschaffenwoller ist dies jedoch keine Lösung, denn damit wäre der Jagd ja keinerlei Schaden zugefügt.

Zum Blei in der Munition lässt sich nun grundsätzlich sagen, dass es natürlich nicht gerade toll ist, einen in der Tat giftigen Stoff in die Naturkreisläufe einzubringen. Es ist nun aber so, dass die eingebrachten Mengen und vor allem der Anteil, der davon tatsächlich in die Kreisläufe gelangt, im allgemeinen doch eher gering sind. Selbstverständlich wäre es besser, wenn man darauf verzichten könnte Blei als Munitionswerkstoff zu verwenden und wenn erst einmal praktikable Bleiersatzstoffe zur Verfügung stehen, werden sie sich auch sicher durchsetzen.

Die bisher erhältlichen Alternativen sind aber noch nicht wirklich universell einsetzbar.

Weicheisenschrot etwa wird bereits bei der Jagd auf Wasserwild eingesetzt, was stellenweise sogar vorgeschrieben ist. Sieht man sich die bereits weiter oben genannten Verkaufszahlen an, erkennt man, dass die von Jagdgegnern aufgestellte Behauptung nicht stimmt, dass bleifreies Schrot heute erst in verschwindend geringem Umfang zum Einsatz gelange. Tatsächlich sind bereits 10% der heute verkauften Jagdschrotpatronen bleifrei und dürften wohl hauptsächlich bei der Wasserjagd eingesetzt werden. Bei der Landjagd jedoch erzeugen Weicheisenschrote eine erhöhte Unfallgefahr, da sich das Weicheisen sehr viel weniger leicht verformt als Blei. Dadurch verbleibt in abprallenden Schrotten mehr Bewegungsenergie, was sie weiter fliegen und stärker verletzen lässt. Da Blei eine der höchsten Dichten (früher sprach man von spezifischem Gewicht) unter den Metallen aufweist, lässt sich mit ihm viel Masse auf kleinem Raum unterbringen, was wichtig für die Flugeigenschaften von Schrotten und Einzelgeschossen ist. Die bisherigen Alternativen sind alle mit erheblichen Nachteilen versehen, so dass sich auch die Behörden bisher lediglich stellenweise zum Verbot von Bleischrot bei der Wasserjagd bewegen sahen.

10 Grüner Sündenbock – Der Jäger als angeblicher Artenschutzvereitler

Zurück nun aber zu den Behauptungen F.Werners: In einem zünftigen Anti-Jagd-Buch darf auch die Behauptung nicht fehlen, dass durch die Jagd Tierarten ausgerottet oder an den Rand der Ausrottung getrieben wurden bzw. werden. So werden auch in „Was Jäger verschweigen“ die diesbezüglichen, verkürzten Darstellungen aus der Jagdgegnerszene kolportiert und noch um die eine oder andere haltlose Behauptung erweitert. F.Werner bezieht sich dabei auf die allen Jägern wohlbekannte Liste der jagdbaren Tiere, die sich in §2 des Bundesjagdgesetzes findet:

<i>Liste der jagdbaren Tierarten nach § 2 BJG</i>		
Haarwild		
Baumarder	Iltis	Steinarder
Mauswiesel	Hermelin	Fischotter
Schwarzwild	Luchs	Muffelwild
Murmeltier	Dachs	Gamswild
Steinwild	Fuchs	Elchwild
Damwild	Rehwild	Rotwild
Sikawild	Wisent	Schneehase
Feldhase	Seehund	Wildkatze
Wildkaninchen		
Federwild		
Alpenschneehuhn	Säger	Großtrappe
Wildtruthahn	Rebhuhn	Haselwild
Auerwild	Wachtel	Birkwild
Waldschnepfe	Fasan	Rackelwild
Haubentaucher	Möwen	Blässhuhn
Höckerschwan	Wildenten	Wildgänse
Graureiher	Kolkrabe	Greife
Wildtauben*	Falken	
*(Nur Wildtauben. Die Bejagung von Brieftauben ist verboten) Weitere Tierarten können in den einzelnen Bundesländern noch zusätzlich als jagdbares Wild ausgewiesen werden.		

Auf diese Liste bezieht sich F.Werner und schreibt auf Seite 68:

Insgesamt ist aus dieser Liste erkennbar, dass einige in ihrem Bestand gefährdete und sogar solche vom Aussterben akut bedrohte Tierarten noch immer dem Naturschutzgesetz entzogen und dem Jagdrecht unterstellt sind. Diese werden auch tatsächlich, wenn auch unter manchen Auflagen, weiter für den Spaß der Jäger zum Abschuss frei gegeben. Z.B. der Feldhase, Dachs, Fischotter, Iltis, die Wildkatze, Schnepfen, Wildtruthähne, Auerhähne und das Birkwild.

Andere der aufgelisteten Tierarten sind bereits ausgerottet und wurden dennoch in der Liste, der dem Jagdrecht unterstellten Tierarten, beibehalten.

Bei dieser Textpassage stellt sich nun die Frage, ob sie sich noch mit Unkenntnis der Realitäten von Jagdpraxis, Ökologie und Rechtslage vollständig erklären lässt, oder ob hier bewusste und böswillige Falschbehauptungen aufgestellt wurden? Wenn man sich zutraut, ein Urteil darüber abzugeben, ob die Jagd in Deutschland erforderlich, wünschenswert oder auch nur tolerierbar sei, sollte man, wie ja wohl jedem klar sein sollte, mehr als nur oberflächliche Kenntnisse über diese Gebiete besitzen. Vor allen Dingen sollte man wissen, dass Fischotter, Wildkatze, Auer- und Birkwild in Deutschland zwar immer noch zum jagdbaren Wild zählen, jedoch in keinem Bundesland eine Jagdzeit haben. Wer etwas anderes behauptet, attestiert sich entweder Ignoranz und die Unfähigkeit, sorgfältig zu recherchieren bevor man eine Behauptung aufstellt, oder aber eine Gesinnung, die auch vor wissentlichen Falschbehauptungen nicht zurückschreckt.

Gehört der Feldhase auf die Rote Liste?

Was nun den Feldhasen angeht, handelt es sich um das Objekt einer bei Jagdgegnern äußerst beliebte Spiegelfechtere. Stellenweise ist es den Jagdabschaffewollern sogar geglückt, dieses Wild auf die Rote Liste der gefährdeten Tierarten zu praktizieren. Dazu ist zu bemerken, dass Meister Lampe aus den im Kapitel 6 erläuterten Gründe zwar selten geworden, keineswegs jedoch generell vom Aussterben bedroht ist und wenn er es stellenweise ist, dann deswegen, weil die Jagd auf seine Prädatoren nicht konsequent genug betrieben wird bzw. betrieben werden kann. Noch vor einigen Jahrzehnten war der Feldhase ein äußerst häufiges Wild, weil er bei der damaligen Struktur der Feldmark optimale Bedingungen vorfand. Da die für den Hasen geeigneten Lebensräume durch den Strukturwandel der Landwirtschaft erheblich beschnitten wurden, sind auch seine Bestände vielerorts stark zurückgegangen. Da es aber immer noch fast überall – vor allem auch im Wald – einige Nischen gibt, in denen er überleben kann, ist er nicht vom Aussterben bedroht.

Soll man den Hasen daher nicht mehr bejagen? Stellenweise ist es tatsächlich sinnvoll, darauf zu verzichten, Hasen zu schießen. Das wird in der Tat in vielen Revieren auch so gemacht. Wo noch auf Hasen gejagt wird, wird das aber kaum noch in dem Stil getan, in dem man früher die ergebigen Hasenbesätze bejagte. Welcher Jagdherr möchte sich schon blamieren, indem er vollmundig zur Treibjagd auf Hasen einlädt, um dann am Abend eines Jagdtages mit -zig Schützen, Treibern und Hunden vor einer Strecke von zwei oder drei mageren Mümmelmännern zu stehen? Auch die früher übliche Suche mit dem Vorstehhund bringt heute nichts mehr ein: Durch die Veränderungen in der Feldmark hat der Hase sich angewöhnt, seine Deckung nicht mehr wie früher im Feld zu nehmen, sondern sich tagsüber im Wald aufzuhalten. Die ein, zwei Küchenhasen, die sich mancher Jäger heute im Jahr noch schießt, werden in der Regel beim Dämmerungsansitz auf Reh oder Sau als Beifang erlegt.

Ist das aber nicht doch schon zuviel, wenn, wie bereits im Kapitel 6 erwähnt, bei bereits ausgedünnten Beständen schon ein geringer Prädatorendruck durch den Fuchs ausreicht, einem Bestand den Rest zu geben? Beim Hasen hat man, anders als bei manchen anderen Wildarten,

eine ungefähre Vorstellung davon, wieviel es davon gibt. Das kommt daher, dass man Hasen nachts mit Hilfe eines Scheinwerfers zählen kann. Man fährt dazu mit dem Auto das Revier ab, leuchtet mit einem Handscheinwerfer in die Felder und zählt dabei die Hasen. Die Fahrstrecke mal der Reichweite des Scheinwerfers ergibt die Fläche, auf der man gezählt hat; teilt man die Anzahl der Hasen dann durch diese, bekommt man die Dichte in Exemplaren pro 100 Hektar. Führt man diese Zählungen nun auf genügend Fläche und auf einem repräsentativen Querschnitt der Flächen durch, kann man den Hasenbesatz für ein größeres Gebiet, z.B. ein Bundesland hochrechnen.

In einigen Bundesländern werden solche Scheinwerferzählungen regelmäßig durchgeführt; zu diesen Ländern zählt Brandenburg. Laut dem Jagdbericht des Landes Brandenburg für das Jagdjahr 2003/2004 (<http://www.mluv.brandenburg.de/cms/media.php/2320/jagd2004.pdf>) wurde in diesem Jagdjahr eine durchschnittliche Bestandsdichte von 6 Stück je 100 Hektar ermittelt; bei der in Brandenburg vorhandenen bejagbaren Fläche von ca. 1,37 Mio. Hektar gibt es dort also etwa 82000 Hasen. Die Jahresstrecke betrug dort 3313 Stück, wobei aber der größte Teil (ca. 67%) durch den Straßenverkehr sein Leben verlor, ein weiterer Teil als sonstiges Fallwild und lediglich 617 Hasen von Jägern erlegt wurden. Das sind gerade mal ca. 0,75% des Bestandes. Bedenkt man nun, dass es mehr Füchse als Jäger gibt, die Füchse sich länger im Revier aufhalten als die Jäger, sie zudem naturgemäß an keinerlei Schonzeit zu halten brauchen und auch keine Muttertiere schonen, kann man sich leicht vorstellen, dass der Prädatorendruck durch den Fuchs höher ist als der Jagddruck, zumal ja der Fuchs aus den im Kapitel 6 bereits erläuterten Gründen nicht aufhört zu jagen, wenn ein Bestand gefährdet ist. Die laut den Berichten des Wildtier Informationssystems der Länder in Deutschland (WILD) derzeit stabilen Populationen des Feldhasen zeigen, dass diese Wildart die derzeitige, maßvolle Bejagung durch aus verträglich und darüberhinaus durchaus auf die Vernunft der Jäger gesetzt werden kann.

Anhand dieser Fakten kann man klar erkennen, dass der Hase auf der Roten Liste nichts verloren hat, auch wenn seine Bestände in den letzten Jahrzehnten leider stark geschrumpft sind. Dass er aber dennoch dort steht, belegt lediglich, dass ein Großteil der sogenannten Naturschützer Naturschutz als Ideologie betreibt und sich nicht an den tatsächlichen Gegebenheiten orientiert. Natürlich ist es in der Folge leicht, zu behaupten, Jäger kümmern sich nicht um den Naturschutz, da sie schließlich sogar auf „Rote-Liste-Arten“ jagten. Nebenbei gesagt ist das ganze natürlich auch wieder ein Beispiel für die Taktik der Jagdabschaffenwoller, mit halb-En Wahrheiten zu operieren, die ja bekanntlich ganze Lügen sind.

Häufigkeit und Lebensraum

Womöglich noch dümmlicher ist es, auch den Iltis noch in eine selbst erstellte Liste der gefährdeten Tierarten einzureihen. Man fragt sich hier, wie auch an anderen Stellen immer wieder, wo F.Werner seine bzw. ihre Weisheiten her hat? Der Iltis ist ein nachtaktives Tier, daher bekommt man ihn natürlich seltener zu sehen als beispielsweise den Turmfalken oder den Mäusebussard. Man ist manchmal geneigt sich zu fragen, ob Jagdabschaffenwoller und andere ideologisch ausgerichtete „Naturschützer“ – man sollte sie wohl besser als „Naturzerschützer“ bezeichnen – den Grad der Gefährdung daran festmachen, wie oft sie selbst ein Tier sehen. So würde sich dann auch das hartnäckige Festhalten an der angeblichen Gefährdung und Seltenheit von Elster und Aaskrähe erklären, denn in die Räumlichkeiten in denen Tofubröckelkurse, Selbsterfahrungsgruppen und dergleichen Aktivitäten stattfinden, wird sich wohl höchst selten mal ein anderes Tier verirren als ein vegetarisch ernährter, kastrierter Hund.

Es ist sicherlich richtig, dass es heute weniger Iltisse gibt als früher. Das liegt, wie auch beim Feldhasen und anderen Tieren, an der Beschneidung seines Lebensraumes. Der zu den Stinkmardern rechnende Ilk, wie man den Iltis mancherorts auch nennt, mag Feuchtgebiete

besonders, aber gerade diese wurden und werden offenbar mit Vorliebe in Industriegebiete verwandelt. Man ist beinahe versucht, sich zu fragen, ob etwa irgendwelche Fördermittel, die Gemeinden für die Anlage von Gewerbegebieten erhalten, daran gebunden sind, dass dafür Feuchtbiotope verwendet werden? Wo aber der Iltis noch einen Lebensraum hat – und so selten sind diese Gebiete zum Glück auch wieder nicht – lebt und pflanzt er sich fröhlich fort. Mit seiner Bejagung ist es im übrigen auch nicht mehr so weit her, da ja, wie bereits im Zusammenhang mit dem Fuchs erläutert, das pekuniäre Interesse fehlt seit die Preise für Raubwildbälge verfallen sind.

Wohnt der Dachs beim Fuchs?

Noch erheiternder wirkt, was nun auf der nächsten Seite zu lesen steht:

Ein anderes Beispiel derart jägerischer Fortschritte bei der weiteren Ausrottung heimischer Tierarten ist als Nebeneffekt bei der erfolglosen jägerischen Tollwutbekämpfung des Fuchses zu bewundern. Man hatte dabei beinahe den in alten Fuchsbauten lebenden Dachs ausgerottet. Anstatt nun bis zur Erholung dieser Tierbestände die Bejagung einzustellen, kann man sich zumindest eine dreimonatige Jagdzeit auf den Dachs nicht verkneifen. Auch auf Seehunde will man weiterhin noch zwei Monate im Jahr das Feuer eröffnen. Auf Auer-, Birk- und Rackelhähne gönnt man sich den ganzen Mai die Jägerfreuden, möglicherweise so lange, bis eines Tages auch der letzte Auerhahn verschwunden ist.

Auch bliebe zu fragen, wozu man Schwäne, Blässhühner und Haubentaucher bejagt, wenn diese weder dem Verzehr dienen, noch zu den von Jägern gehassten Niederwildraubtieren gezählt werden.

Besonders das Blässhuhn, mit seiner wichtigen ökologischen Funktion zur Sauberhaltung der Gewässer, dürfte von keinem Jäger bejagt werden, der auch nur einen Funken seiner Gedanken für den Naturschutz verwendet!

Zugegeben: „Erheiternd“ ist eigentlich nicht das richtige Wort, da es in der Tat eher grotesk und peinlich ist, dass jemand, der einen solchen Unsinn verzapft, sich anmaßt ein Buch über Jäger, eine Art Handbuch für Jagdabschaffenwoller zu schreiben. Leider wird den meisten der latenten Jagdgegner, die zu mobilisieren F.Werner mit seinen Absonderungen trachtet, nicht einmal solch hanebüchener Unfug auffallen, auch wenn man sich nur einen Fuchs neben einem Dachs vorstellen muss, um festzustellen, dass der letztere kaum in einem Bau wohnen kann, denn ein Fuchs passend für seine Körpermaße erbaut hat. Eigentlich sollte aber jedes Kind wissen, dass der eher grabfaule Fuchs wohl sehr gerne in einen Dachsbau einzieht, nie aber umgekehrt. Das kann man auch schon daran erkennen, dass man das Einziehen eines Daches in einen für den Fuchs bestimmten Kunstbau ganz einfach dadurch verhindern kann, dass man die verwendeten Rohre lediglich groß genug für einen Fuchs wählt, so dass ein Dachs nicht hindurch kann.

Dies jedoch nur nebenbei. Eigentlich geht es in diesem Passus ja um die Fuchsbaubegasung. Dass diese seinerzeit zu einer schlimmen Gefahr für den Dachs geworden ist, bestreitet niemand. Es ist ja auch allgemein bekannt, dass die meisten „Fuchsbauten“ in Wirklichkeit Dachsbauten sind, in denen Reineke nur die Einliegerwohnung bezogen hat. Offenbar möchte F.Werner hier aber den Eindruck erwecken, dass es sich bei der Fuchsvergaserei um eine von den Jägern erdachte und von ihnen mit Vergnügen ausgeübte Jagdart gehandelt hat. Das ist aber schlichtweg falsch; vielmehr wurden die Begasungsaktionen auf behördliche Anordnung ausgeführt. Der Hamburger Jurist Prof. Dr. Dr. Sojka, selbst Jäger, setzte dieser Methode

glücklicherweise mit einem Musterprozess in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts ein Ende, was ihm auch von keinem Jäger übel genommen, sondern einhellig begrüßt wurde.

Seither hat sich der Dachs Gott sei Dank wieder prächtig erholt und verträgt durchaus die dreimonatige Jagdzeit, die er hat. Ich persönlich kenne aber kaum jemanden, der Meister Grimbart systematisch bejagt; allenfalls wird gelegentlich mal ein Dachs geschossen um sich die Schwarte aufzuhängen, sich (seltener) einen Rasierpinsel zu machen bzw. machen zu lassen oder um einmal einen Dachsbraten oder -schinken zu probieren. Es gibt darüberhinaus wohl noch den einen oder anderen verböhrten Ewiggestrigen, der meint, um der Rehkitze willen den skurrilen und reinlichen Marderartigen verfolgen zu müssen, der lange als grämlicher Einzelgänger galt, bis man herausfand, dass er einem ausgeprägtem Familienleben frönt. Wo er aber merklich zu Schaden gehen sollte, was zum Beispiel beim Mais der Fall sein kann, da müsste man ihn tatsächlich schon wieder kürzer halten.

Lügen haben kurze Beine

Ebenfalls völliger Quatsch ist die Behauptung, dass Seehund, Auer-, Birk- oder Rackelwild bei uns noch Jagdzeiten hätten. Diese eindeutige Falschbehauptung kann noch nicht einmal mit der Schlampigkeit entschuldigt werden, nur ins Bundesjagdgesetz nicht aber in die Landesjagdgesetze gesehen zu haben, denn alle vier Wildarten sind schon lange nicht etwa nur dort, sondern pauschal bundesweit geschont. F.Werner muss hier uralte Unterlagen verwendet haben, wenn es sich nicht gar um böswillige Falschbehauptungen handelt. Was soll man einem Autoren noch glauben, der sich nicht nur an dieser Stelle, wenn schon nicht als bewusst lügnerrisch, so doch zumindest als absolut inkompetent erweist?

Damit aber nicht genug; natürlich muss sich F.Werner auch in diesem Zusammenhang wieder über die Fasanenhege auslassen. Auf Seite 70 liest man das folgende...

Wirkliche Sorgen bereiten den Jägern hingegen aber ganz andere Vögel.

Es geht um die aus Asien stammende und von Jägern bei uns in der Natur ausgewilderte Fasanenpopulation, mit der man hier die Jagdauswahl bereichert. Eine solche, nach dem Naturschutzgesetz verbotene Faunenverfälschung ist bei uns deshalb möglich, weil sie im Rahmen der Jagdausübung geschieht und das von Jägern geprägte Jagdrecht dem Naturschutz- und Tierschutzgesetz übergeordnet ist.

... und etwas weiter unten, auf Seite 71:

Diese dargestellten Umstände verdeutlichen uns nochmals das Bemühen der Jägerschaft, unsere natürliche Zusammensetzung der Niederwildpopulation intensiv zu stören, um den Fasan als Fremdling zu erhalten. Dabei gilt als Erfolgsrezept der Spruch: "Wer Raubwild jagt, kann mehr Fasane und anderes Niederwild ernten"! Wer also das Naturgleichgewicht stört, ist als Jäger gut dran.

Durch solche Störungen des Naturgleichgewichts werden aber durch den zu starken Anstieg einiger Tierarten andere in ihrem Lebensraum zu sehr bedrängt und ihr Artbestand gefährdet.

Unwissentlich wurde hier zunächst einmal ein böses Eigentor geschossen: F.Werner barmt darüber, dass der Fasan in unserem Land ein Fremdling sei und nicht hierher gehöre. Man mag zur traditionellen Jagd und Hege des Fasans stehen wie man will, Fakt bleibt jedoch, dass der

Fasan bei uns bereits mindestens seit dem Mittelalter gehegt und gejagt wird. Das von F. Werner jedoch weiter oben als angeblich bedrohte und dennoch weiterhin bejagte Art beweinte Trutwild hingegen zählt eindeutig zu den Neozoen, da es bei uns erst vor einigen Jahrzehnten eingebürgert wurde. Wenn man dem Fasan die Existenzberechtigung in für ihn geeigneten Gegenden bei uns absprechen möchte, wie kann man dann dagegen sein, dass das Wildtrutuhn ausgerottet wird?

Natürlich wird hier auch wieder von einem „Naturgleichgewicht“ gesprochen, so dass es mir nicht erspart bleibt, wieder einmal darauf hinzuweisen, dass unsere Landschaft keine Naturlandschaft ist und daher darin auch kein natürliches Gleichgewicht herrschen kann. Auch der Bauer stört das „Naturgleichgewicht“, denn von selbst wachsen bei uns auch keine -zig Hektar Weizen oder Futtermais an einem Stück. Und die Weideviehwirtschaft gar ist ein sehr viel einschneidenderer Eingriff in die Natur als es die Fasanenhege je sein kann. Wenn diese auch gewisse Züge der Geflügelhaltung trägt, ist sie allemal artgerechter und humaner als das Mästen von Brathühnchen in der Käfighaltung.

Kulturlandschaft ist nun einmal gestaltete Landschaft und nicht etwa „Natur“. Auch die „gesegneten Fluren“ der alten Tage waren vom Menschen gestaltetes Land und wenn sich auch viele – einschließlich mir selbst – daran stören, wie man heute die Erträge aus dem maschinengerecht vergewaltigten Boden hervorzerzt, so gilt doch die altertümliche Landwirtschaft mit dem im März die Rösslein anspannenden Bauern allgemein als Idyll.

Wasch mir den Pelz aber mach mich nicht nass

Das Problem dabei ist, dass viele derjenigen, die sich diese Landschaft wieder wünschen, dabei nicht wahrhaben wollen, dass zu ihr die Flinte des Jägers gehört. „Schieße den Fuchs, wo immer Du ihn siehst“ und „Schnabel krumm – Finger krumm“ waren die Leitsprüche des Niederwildhegers in alten Zeiten. Vernetzte Biotope, kleinräumige Landschaft mit Hecken und Feldgehölzen als Deckungsinseln sollen dem Niederwild einen geeigneten Lebensraum bieten. Löblicher Vorsatz – auch der Jäger hätte seine Freude an einer solchen Landschaft; hoffen wir, dass wir sie mittelfristig wiederbekommen und vor allem erst gar nicht verlieren, wo es sie noch gibt.

Der Wermutstropfen dabei: Die schönsten Hecken nützen nichts ohne Prädatorenkontrolle. Wie Heribert Kalchreuter bereits 1984 anhand im zugänglicher Daten von Potts nachgewiesen hat (H. Kalchreuter, Die Sache mit der Jagd, 1984 München: BLV), hängt die Niederwildichte mehr von der Bejagung der Prädatoren ab als von der Länge der im Revier vorhandenen Hecken. Das liegt ganz einfach daran, dass Hecken nicht nur dem Niederwild, sondern auch dessen Prädatoren Deckung geben; eine Hecke ist nun einmal eine wunderbare „Shopping-Mall“ für Füchse. Das, was sich Jagdabschaffenwoller wie z.B. Kurt Eicher und Konsorten vorstellen, eine ökologisch reiche Kulturlandschaft mit vernetzten Biotopen und reichhaltigem Bestand an Tieren, wird es ohne die regelnde Hand des Jägers nicht geben.

Auch F. Werners Gebarme über die Bejagung von Haubentaucher, Höckerschwan und Blässhuhn entbehrt jeglicher Grundlage. Zum Beispiel stimmt es nicht, dass sich das Blässhuhn nicht verwerten ließe. Es mag sein, dass sein Wildbret nicht gerade zu den besonders delikaten Arten zählt, aber man kann es durchaus essen und wer auf Blässhühner jagt, sollte sie auch essen oder jemandem geben, der das tut. Wie er das handhabt, muss aber jeder selbst mit Gott bzw. seinem Gewissen ausmachen; für die Vollschonung des Blässhuhns gibt es keinen Grund. Als Grund könnte allenfalls eine Bedrohung der Art gelten, die ganz gewiss beim Blässhuhn in keinsten Weise vorliegt. Die Behauptung, es würde die Gewässer rein halten, ist wiederum eine

der Äußerungen, die F.Werners lückige Bildung belegen: Sie ist nicht ganz falsch, aber das Blässhuhn filtert keineswegs in irgendeiner Art und Weise irgendwelchen Umweltdreck aus dem Wasser, wie ein Laie meinen möchte, der so etwas liest.

Das Blässhuhn weidet vielmehr Wasserpflanzen ab, so dass sie nicht gegen und nach Ende der Vegetationsperiode den Sauerstoffgehalt negativ beeinflussen können, indem sie bei schwächer werdendem Tageslicht mehr atmen als assimilieren und nach dem Absterben Sauerstoff zum Verrotten benötigen. Es gibt aber keinerlei Anzeichen dafür, dass die bisherige Bejagungspraxis irgendwelche negative Einflüsse auf diese ökologische Funktion des Blässhuhns hätte, so dass es sich bei dahingehenden Argumenten von Jagdgegnern einmal mehr um bloße Spiegelfechterei handelt.

Was nun den Höckerschwan angeht, muss sich F.Werner wiederum die Frage gefallen lassen, wieso er auch diesen stillschweigend als einheimisches Tier gelten lässt, den ähnlich lange oder gar länger bei uns heimischen Fasan aber als Faunenverfälschung bezeichnet. Wenn der Fasan ohne menschliche Hilfe als bei uns nicht überlebensfähig gelten soll, muss man auch die Frage stellen, ob dies nicht auch auf den Höckerschwan zutrifft. Dieser wird zwar nicht in Zuchtanlagen zu Jagdzwecken produziert, jedoch gehen die zahmen und wilden Bestände dieser Tierart an vielen Stellen ineinander über. Dazu beziehen viele Schwäne ihre Nahrung zu einem nicht unerheblichen Teil aus der Fütterung von Menschen. In diesem Zusammenhang sei auch darauf hingewiesen, dass die Fütterung von Wasservögeln grundsätzlich eine sehr problematische Sache darstellt, weil sie zum einen die wilden Wasservögel verhaustieren lässt und zum anderen Biomasse ins Gewässer einbringt, die Sauerstoff zum Verrotten benötigt, der dann fehlen kann, wenn im betreffenden Gewässer Sauerstoff sowieso schon knapp ist.

Harmlose Schwäne – zu Unrecht verfolgt?

Die Frage, ob man den Höckerschwan bejagen soll, kann man wiederum daran festmachen, ob er verwertbar ist und/oder zu Schaden geht. Entgegen anders lautender Meinungen kann man Schwäne offensichtlich doch essen; im Mittelalter galt Schwanenbraten sogar als Delikatesse. Ich selbst habe noch keinen gegessen und leider findet man darüber auch nichts im Netz. Möglicherweise wäre Schwanenbraten aber etwas für jene Hobbyisten, die in ihrer Freizeit dem mittelalterlichen Leben frönen, wozu auch stielechte Ritterschlemmereien gehören. Verwendbar sind auch die Schwanendaunen, sie galten früher als äußerst kostbar und das „Schwanenschlagen“ zur Zeit der mauserbedingten Flugunfähigkeit gehörte früher mancherorts zum Jahresablauf.

Wenn diese Verwertungsmöglichkeiten zwar auch manchem nicht als hinreichender Grund für die Bejagung gelten mögen, so sind sie doch wenigstens ein Nutzen, den man aus Schwänen ziehen kann, die man aus Gründen der Schadensabwehr schießen muss. Selbst in Hamburg und Schleswig-Holstein, wo es eigentlich keine Jagdzeit auf Schwäne gibt, sah man sich genötigt, die Bejagung dieser Wildart zur Schadensabwehr ausnahmsweise zu erlauben, wie die folgende Pressemitteilung

<http://fhh.hamburg.de/stadt/Aktuell/pressemeldungen/2005/januar/25/2005-01-25-bwa-wilds-chaeden.html>

der Hansestadt Hamburg belegt:

Es kann insbesondere bei Auftreten großer Schwärme zu erheblichen Tritt-, Zupf- und Verbisschäden bis hin zur vollständigen Zerstörung der Feldfrucht mit der Folge erheblicher finanzieller Schäden kommen.

eller Einbußen der betroffenen Landwirte kommen. Die Landwirtschaftskammer Hamburg, der Bauernverband Hamburg e.V., der Gartenbauverband Nord e.V. und die Landesjägerschaft Hamburg haben die Neuregelung empfohlen. Sie sind sich mit dem Senat darin einig, dass der Abschuss die „ultima ratio“ darstellt und nur durch Kugelschuss erfolgen darf. Die Verbände werden dies in einer schriftlichen Vereinbarung mit der Behörde für Wirtschaft und Arbeit festschreiben.

Nichtsdestotrotz wird aber gefordert, dass der absolut von keinerlei Gefährdung betroffene Höckerschwan aus dem Jagdrecht genommen werde. Dass ist nicht nur die Forderung von F.Werner, jemand, den man eventuell noch als weltfremden Spinner ad acta legen könnte, sondern wird allen Ernstes auch vom NABU gefordert

(http://nrw.nabu.de/m06/m06_06/04391.html):

Weiteren Regelungsbedarf sehen LNU und NABU bei Arten, die durch die Jagd nicht nachhaltig genutzt werden oder bei denen die Verwechslungsgefahr mit ähnlichen, aber geschützten beziehungsweise ganzjährig Schonzeit genießenden Arten gegeben ist. Blässhühner und Höckerschwan sollten demnach von der Liste der jagdbaren Arten gestrichen werden, da keine sinnvolle nachhaltige Nutzung erkennbar sei.

Solche Forderungen, die Jagd auf in keinsten Weise gefährdete Tierarten zu verbieten, die noch dazu Schäden anrichten und daher kontrolliert werden müssen, sind bei den Jagdabschaffenwollern keine Seltenheit; sie werden von Landes- und Bundesregierungen sogar oft genug erfüllt. Jüngstes Beispiel ist die dümmliche Einschränkung der Jagdzeit der Ringeltaube, die mit der Europäischen Vogelschutzrichtlinie begründet wird, obwohl andere EU-Länder wie Großbritannien und Österreich hier offenbar keinerlei Umsetzungsbedarf erkennen können. Die Ringeltaube darf nun in der Zeit bejagt werden, in der sie als Strichvogel in vielen Teilen ihres Verbreitungsgebietes fortgezogen ist und hat Schonzeit, wenn sie da ist und vor allem dann, wenn sie zu Schaden geht. Die Folge: Da die Ringeltaube vor allem in gartenbaulichen und gartenbauähnlichen Kulturen schwere Schäden bis hin zum Totalverlust verursacht, sind umständliche Ausnahmeregelungen notwendig, die den Steuerzahler viel Geld kosten.

Artenschutz oder Ideologie?

Ähnlicher wildbiologischer Unfug ist die Streichung der Frühjahrs-Jagdzeit auf die Schnepfe. Auch über die Schnepfenjagd ereifert sich F.Werner und zwar auf Seite 69:

Die Bejagung der Schnepfen erfolgt indessen auch gegen den Willen der Vogelschützer weiterhin. Lediglich die Frühjahrsbejagung (den Schnepfenstrich) hat man hier aufgegeben. Das aber auch nur aus politischer Rücksichtnahme und nicht aus Einsicht!

Die Formulierung „gegen den Willen der Vogelschützer...“ zeugt allein schon von einem gerüttelten Maß an Selbstherrlichkeit der Jagdabschaffenwoller, einer Eigenschaft übrigens, die diese immer uns Jägern andichten. Das klingt, als wenn Vogelschützer und andere Jagdgegner zu entscheiden hätten, wer was wann zu bejagen hat und dies nicht immer noch Sache des Souveräns sei, nämlich des Volkes und zwar durch seine gewählten Vertreter. Was nun die Frühjahrsbejagung der Schnepfe betrifft, zeugt deren Verbot ebenso deutlich, wie die Einschränkung der Jagdzeit auf die Ringeltaube, von mangelndem Sachverstand bei den Entscheidungsträgern und/oder politischer Willfährigkeit gegenüber ideologisch motivierten „Naturschützern“, da es sachlich absolut durch nichts zu begründen ist.

Die Frühjahrsjagd auf Schnepfen hat praktisch keinerlei Einfluss auf die Populationen, obwohl das zunächst verblüffend klingt. In der Regel ist es tatsächlich so, dass nachhaltige Bejagung vornehmlich im Sommer und Herbst geschieht, da dann der Dezimierung durch den Engpass an Nahrung und Deckung vorgegriffen wird, den der Winter verursacht. Im Frühjahr hingegen ist die richtige Zeit für die Reduktion, weil man dann die Bestände weiter vermindert, die bereits durch den Flaschenhals des Winters dezimiert wurden. Daher bejagt man Wildarten, die man nicht dezimieren oder sogar fördern will, nicht in dieser Jahreszeit.

Das gilt aber nur, wenn man bei der Jagd die Zuwachsträger erlegt. Bei der Schnepfenjagd im Frühjahr erlegt man aber praktisch nur Männchen. Das liegt daran, da nur die Schnepfenhähne auf den Strich, also den Balzflug gehen und man nur auf streichende Vögel schießt. Die Weibchen sitzen am Boden und werden daher nicht beschossen. Außerdem ist der Schnepfenstrich keine besonders ergiebige Jagdart und die „Befruchtungsarbeit“ der paar dabei erbeuteten Hähne erledigen die verbliebenen Exemplare ohne weiteres mit, so wie das auch bei anderen polygam lebenden Wildarten der Fall ist. So selten jedoch, dass man Gefahr liefe, beim Schnepfenstrich ausgerechnet die letzten ein oder zwei Hähne zu schießen, die es in der Gegend gibt, ist die Schnepfe nun auch wieder nicht. Dass die Jäger, wie F.Werner sich ausdrückt, den Schnepfenstrich aufgegeben hätten, ist, mit Verlaub gesagt, überdies ebenfalls ein dummes Geschwätz, denn die Frühjahrsjagdzeit der Schnepfe wurde per Ukas von oben abgeschafft.

Wird hier nur der Klassendepp gewatscht?

An dieser Stelle erscheint mir eine kleine Zwischenbemerkung erforderlich: Nachdem nun in diesem Werk speziell F.Werner bereits eine derartige Menge an qualitativ hochwertigem Bockmist, eine geradezu grandiose Ignoranz sowie einen schon nur noch als mitleiderregend zu bezeichnender Mangel an Kompetenz und Sachkunde nachgewiesen werden konnte, mag so mancher unter meinen Lesern geneigt sein zu sagen: „Na, da hat sich der Wollny aber sorgfältigst den dümmsten der Dummen unter den Jagdabschaffewollern ausgesucht und zerpflicht ihn nun gnadenlos um damit auch diejenigen Jagdgegner lächerlich zu machen, die bessere Argumente haben und sie auch besser zu vertreten wissen.“ Dem ist aber keineswegs so. Wie ich bereits eingangs erwähnte, habe ich diesen Titel deswegen als hauptsächliche Quelle ausgewählt, weil er zum einen kostenlos und online verfügbar ist und zum anderen einen guten Querschnitt durch die Behauptungen der Jagdabschaffewoller darstellt.

Abgesehen davon, dass auch die anderen Dinge, die man von Jagdgegnern zu lesen bekommt, keineswegs besser sind, wird „Was Jäger verschweigen“ auch von einer ganzen Reihe anderer Anti-Jagd-Websites empfohlen. Das lässt sich sehr leicht nachprüfen, indem man die Zeichenfolge „Was Jäger verschweigen“ in eine Suchmaschine eingibt. Man wird daraufhin eine ganze Reihe von Anti-Jagd-, Veganer- und Tierrechtlerseiten erhalten, die Links auf das Buch enthalten. Will man nun nicht annehmen, dass deren Betreiber sich selbst dadurch einen Bärendienst erwiesen haben, dass sie hier ungeprüft etwas empfohlen haben, was sie in einem lächerlichen Licht erscheinen lässt, kann man daraus nur schließen, dass F.Werner samt Absonderungen in der Szene durchaus allgemein akzeptiert und für voll genommen wird.

Üble Nachrede

Nach dieser Zwischenbemerkung muss nun jedoch wieder zum eigentlichen Thema zurückgekehrt werden. Neben absolut idiotischen Schlussfolgerungen findet man bei F.Werner auch direkt böswillige Unterstellungen, wie z.B. diese auf der Seite 74:

Eine so erhöhte Krankheitsanfälligkeit der Tiere und die zusätzliche Gefahr von Krankheitsübertragungen an Futterplätzen stellt somit auch eine Verlockung für die Jägerschaft dar, um irgendwelche Arzneimittel und Antibiotika bei ihrer Wildfütterung mit einzusetzen. Auch besteht zur stärkeren Fleisch- und Geweihentwicklung die Verlockung, das eine oder andere in der Landwirtschaft streng verbotene Hormon-Mittel gleich mit zu verfüttern, auch schon deshalb, da kaum ernsthaft Gefahr besteht, dass derartiges entdeckt werden könnte.

Gerade die, auch bei Fütterungsverbot, noch weiterhin zulässigen Futtergaben an Kirrstellen können von den Jägern sehr leicht zur fortdauernden, heimlichen Wildfütterung missbraucht werden. Es besteht auch somit weiterhin die Möglichkeit, das Wild damit jederzeit unkontrollierbar mit Pharmazeutika zu versorgen.

Spätestens hier müssten sich nun auch der Jagd weniger zugetane Menschen fragen, ob jemand noch für voll genommen werden kann, der einer ganzen Gruppe von Menschen pauschal illegales Handeln vorwirft und als einzigen Beleg vorzubringen hat, dass dies ja schließlich machbar sei. Das ist ungefähr so, als würde man Postboten pauschal unterstellen, ihnen anvertraute Post fortzuwerfen, anstatt sie auszutragen, weil sie dass ja schließlich ihnen vielen Fällen ohne besonderes Risiko des Entdecktwerdens tun könnten. In der Tat bezichtigt F. Werner hier nicht nur Menschen pauschal krimineller Handlungen, die als Jagdscheininhaber mit dem von ihnen vorgelegtem polizeilichen Führungszeugnis eine einwandfrei Integrität gegenüber Staat und Gesellschaft nachgewiesen haben, sondern auch Beamte: Würden die privaten Jäger ihr Wild mit Hormonen und Arzneimitteln dopen, müssten dies die Förster logischerweise auch tun, da in Forstrevieren keine schlechteren Geweih- und Wildbretstärken erzielt werden als in privaten.

Im Anschluss an die obigen bizarren Unterstellungen heißt es dann:

Aber auch ohne solche Chemie, nur durch ihre Fütterungen, haben die Jäger inzwischen eine Domestizierung unserer Wildtiere erreicht. Den Zustand genetischer Verfälschung haben wir bei unserem größeren Wild bereits überall!

Man darf nun fragen, worin diese „genetische Verfälschung“ unserer Wildtiere bestehen soll? Rehe sehen so aus wie sie bereits vor Jahrhunderten ausgesehen haben; gleiches gilt für Schwarz-, Rot-, Dam- und Sikawild. Die Hege des Rehwildes mit der Büchse, soweit sie über die reine Regulation der Bestände hinausgeht, hat sich als kaum machbar erwiesen, möglicherweise weil Gehörn- und Wildbretstärke wie derzeit vermutet hier kaum von der Veranlagung sondern vielmehr von den Lebensumständen abhängen. Der Wahlabschuss des Rotwildes hingegen muss, sofern er tatsächlich Auswirkungen hat, die Gegebenheiten naturbelassener Lebensräume, wie etwa den Beutegreiferdruck, recht gut simulieren, denn es ist allgemein bekannt, dass auch in Naturlandschaften ohne Hege Trophäen vom Rotwild bzw. seiner nahen Verwandten Maral und Wapiti erbeutet werden, die sich mit denen von Hirschen aus gehegten Beständen durchaus messen können. Starke Trophäen sind daher ganz offensichtlich nichts unnatürliches, sondern entstehen auch in der Natur.

Wie rottet man eine Tierart aus?

Der Behauptung, dass Jäger Tierarten ausrotteten, teilweise auch dadurch, dass bedrohte Tierarten weiter bejagt würden, begegnet man nicht nur im Zusammenhang mit dem Feldhasen und dem Rebhuhn. Diese Unterstellung wird vor allem auch hinsichtlich der verschiedenen (Groß-)Wildarten gemacht, die in Afrika leben und bejagt werden. Auch hierzu findet sich etwas bei F. Werner und zwar auf der Seite 78:

Bezüglich des Artenschutzes wird uns dies ganz deutlich gemacht, wenn wir in den Inseraten-Anhang der Jagdzeitschriften blicken. Hier kann man mit Schrecken und übergroßer Deutlichkeit erkennen, was Hobby-Jäger-Herzen wirklich höher schlagen lässt. Da bezeugen doch tatsächlich noch solche jägerisch verlockende Angebote zum Abknallen von Elefanten und anderen Tieren, die entsprechend dem Washingtoner Artenschutzübereinkommen normalerweise unter höchster Schutzpriorität stehen, welche Bedeutung man dem Natur- und Artenschutz tatsächlich beimisst. Nicht umsonst lockt man mit teureren Inseraten ganz gezielt im Kreise der Hobby-Jäger zum Töten seltener Tiere. Ein Töten, einfach nur so als Nervenkitzel und Urlaubsspaß!

Natürlich darf die für Jagdabschaffenwoller typische Polemik und Unsachlichkeit nicht fehlen: Woher will F.Werner wissen, „was Hobby-Jäger-Herzen wirklich höher schlagen lässt“? Es gibt in Deutschland über 300 000 Jagdscheininhaber, von denen natürlich jedes Jahr einige nach Afrika fahren, darunter auch solche, die versuchen, auf einen Löwen oder Elefanten zu Schuss zu kommen und nicht nur auf Antilope oder Springbock. Sicherlich gibt es darüber hinaus einige Waidgenossen, die von den sogenannten „Big Five“ (Löwe, Leopard, Elefant, Nashorn und Büffel) träumen, ohne dass sie sich es je werden leisten können, sich diesen Wunsch zu erfüllen. Woher nun aber nimmt F.Werner die Sicherheit, im Brustton der sektiererischen Überzeugung zu behaupten, dass afrikanisches Wild nicht einen Großteil von uns kalt lässt, bei denen es eher ein Bär in Sibirien, ein Wapiti in Kanada oder auch „nur“ der Brunftbock oder der starke Keiler im heimischen Revier vor der Haustür ist, der das Jägerherz „wirklich höher schlagen lässt“?

Auch die Lustmörderkomponente darf natürlich nicht fehlen, wenn es darum geht zu verschleiern, dass man weder Argumente noch überhaupt eine Ahnung von der Jagd hat. Mehr zu diesem Thema aber im Kapitel 13.

Wildtier-Management oder Mord am Mitgeschöpf?

Davon aber ganz abgesehen und so provokant das klingen mag, schließt selbst der Umstand, dass eine Art bedroht ist, ihre Bejagung nicht immer aus; ja teilweise ist es sogar notwendig, sie zu bejagen um sie selbst oder eine andere Art zu retten. Das liegt daran, dass selbst vermeintlich unberührte Landschaften wie Nationalparks sehr oft nicht mehr unbeeinflusst vom Wirken des Menschen sind. Dabei geht es weniger um Umweltgifte, die selbst in entlegenen Gegenden der Erde auftauchen und dort Schaden anrichten können, als vielmehr darum, dass ein oftmals willkürlich bzw. unter dem Druck äußerer Umstände aus der Landschaft herausgeschnittenes Schutzgebiet fast immer in Wechselbeziehung zu seiner Umgebung steht, die vom Menschen beeinflusst, meist sogar grundlegend verändert wurde oder wird.

Ein Beispiel dafür ist das Rotwild im Nationalpark Berchtesgadener Land. Unter einem Nationalpark stellt man sich gemeinhin ein möglichst naturbelassenes Gebiet vor oder zumindest eines welches zu einem möglichst naturnahen Zustand zurückgeführt wurde oder wird. Darin müsste dann, so sollte man meinen, sich ein natürliches Gleichgewicht zwischen Pflanzen und Tieren entstehen.

Leider ist dem aber ganz und gar nicht so. Speziell der Nationalpark Berchtesgadener Land ist ein Beispiel dafür, dass man in solchen Reservaten manchmal Dinge tun muss, die in der Natur eigentlich überhaupt nichts zu suchen haben: Man füttert dort ausgerechnet das Rotwild, was jedem modernen Jäger wie ein Rückfall in die schönsten Zeiten der Feudal Jagd oder zumindest in die Zeit der konventionellen Forstwirtschaft mit exzessiver Schalenwildhege vorkommen muss.

Warum aber tut man das? Dass in einer von der menschlichen Nutzung stark geprägtem Landschaft das Wild sich nicht, wie sich das F.Werner, Kurt Eicher und ähnliche Bambi-Romantiker vorstellen, selbst mit dem Rest der Tier- und Pflanzenwelt im Gleichgewicht halten kann, ist jedem nicht ganz der Realität entfremdeten, denkenden Menschen sonnenklar. Aber auch ein Nationalpark ist meist nicht frei von Nutzung durch den Menschen und darüberhinaus kein in sich geschlossener Mikrokosmos; seine Ökologie steht in Wechselwirkung mit den ihn umgebenden Landschaften. Und diese Wechselwirkungen können selbst beim vorbildlichsten Nationalpark gestört sein.

Genau das ist beim Nationalpark Berchtesgadener Land der Fall, zumindest, was das Rotwild angeht: Im Sommer bietet das Gebiet dem Rotwild ausreichend einstandsnahe Äsung an ruhigen Plätzen, so dass es seine natürlichen Rhythmus aus Äsen und Wiederkäuen leben kann. Das liegt daran, dass es auch von Natur aus in dieser Jahreszeit dort stehen würde. Im Winter jedoch wird die Nahrung dort knapp und die Witterung rau; die Rudel müssten in tiefere Lagen abwandern, so wie sie es in früheren Zeiten getan haben. Das können sie jedoch heute nicht mehr, weil die Verkehrswege des Menschen die alten Wechsel versperren. Überließe man das Wild jedoch sich selbst, würde es aus Nahrungsmangel am Wald zu Schaden gehen. Daher bleibt den Betreibern des Nationalparks nichts anderes übrig, als den Nahrungsbedarf der Hirsche künstlich zu decken, in dem sie gefüttert werden. Im Herbst wird das Rotwild eingegattert und über den Winter künstlich mit Futter versorgt. Würde man das unterlassen, würde das Wild im Winter verheerende Verbiss- und Schältschäden anrichten.

Die Fortpflanzungsrate des Rotwildes ist offenbar auf die im Nationalpark ausreichend vorhandene Sommeräsung eingestellt und nicht auf das verminderte Angebot im Winter. Der Einschnitt fiel von Natur aus ja auch nicht so drastisch aus, wenn die jahreszeitlichen Wanderungen möglich wären. Trotzdem hat in früheren Zeiten der Winter den Rotwildbestand dezimiert, was heute aufgrund der Fütterung nicht mehr der Fall ist. Deshalb muss das Rotwild im Nationalpark Berchtesgadener Land auch bejagt werden um es auf einem für das Ökosystem tragbaren Niveau zu halten. Durch die Bejagung ist es gelungen die Stärke des Bestandes von früher einmal 700..800 Stücken auf ca. 230 zu vermindern, was als in etwa für das Ökosystem tragbar angesehen wird. So viel übrigens auch zu „sich selbst regulierenden Wildbeständen“ Wernerscher, Eicherscher und Frommholdscher Observanz.

Scheinbares Paradies

Ähnliche Situationen gibt es auch in Afrika. Wer glaubt, Afrika sei auch heute noch ein in weiten Teilen unberührter Kontinent, irrt sich gewaltig. Bekanntlich findet die Bevölkerungsexplosion vor allem in der Dritten Welt statt und Afrika gehört dazu. Die wachsende Bevölkerung des Kontinents gestaltet die Landschaft mit ihrer Wirtschaft um; das nimmt nicht nur den Tieren Lebensraum fort, sondern wirkt auch in von der Besiedlung bislang ganz oder weitgehend verschonte Gebiete hinein.

Der Etoscha Nationalpark in Südwest-Afrika ist ein Beispiel dafür. Wie von Kalchreuter berichtet (H. Kalchreuter, Die Sache mit der Jagd, 1984 München: BLV), krankt auch dieses Schutzgebiet daran, dass seine ökologischen Beziehungen zum Umfeld gestört sind. Als das Schutzgebiet, aus dem der heutige Etoscha-Nationalpark hervorging, eingerichtet wurde war Deutsch Südwestafrika noch eine Kolonie des Deutschen Kaiserreiches und die Bevölkerung in diesem Teil Afrikas viel kleiner. Das Wild folgte mit seinen jahreszeitlichen Wanderungen von Süd nach Nord und umgekehrt der Regenzeit, damit der Hauptvegetationsperiode und dem Nahrungs- und Wasserangebot.

Zur Zeit der südafrikanischen Mandats Herrschaft wurde das ursprüngliche Etoscha-Schutzgebiet Anfang der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts um 75% seiner Größe beschnitten und in den Siebzigern umzäunt um ihn gegen die Weidewirtschaft der anrainenden Stämme abzugrenzen. Damit wurden aber die Wanderwege des Wildes abgeschnitten, auf denen es früher in das Kaokoveld, ins Damara- Owambo- und Kavangoland gelangte. Auf den verbliebenen 25% des ursprünglichen, dem Gesamtlebensraum des Wildes etwa entsprechenden, Gebietes muss sich das Wild nun ganzjährig aufhalten, obwohl es dort in der Trockenzeit nicht genug Wasser und keine ausreichende Vegetation gibt.

Dem Wassermangel konnte man relativ leicht abhelfen, indem man künstliche Brunnen mit windbetriebenen Pumpen anlegte. Das wirkliche Problem jedoch stellt die Knappheit der Äsung dar, welche bewirkt, dass die vorhandene Vegetation übermäßig verbissen wird und vor allem in der Nähe der Wasserstellen in Gefahr ist, vollständig zerstört zu werden. Außerdem wandern die Tiere jetzt nur noch von Wasserloch zu Wasserloch und nicht mehr über große Strecken, was die Beschädigung der Vegetation auf bestimmte Areale konzentriert. Für die vielen Safarituristen wurden Schotterstraßen angelegt, wobei das Material zum Bau an Ort und Stelle entnommen wurde. Dadurch entstanden Gruben, die sich mit alkalischem Wasser füllten und zu Brutstätten des Milzbrandreggers wurden. Soviel auch zum „weichen“ Safari-tourismus ohne Schießgewehr.

An dem Milzbrand verenden Gnus, welche dadurch zu leicht verfügbarer Nahrung für die Löwen werden, welche ja gerne auch Aas fressen. Die sich dadurch stark vermehrenden Löwen wirken sich nachteilig auf die Gepardenpopulation aus; weil sie diese von ihrer Beute verjagen. Der Geparde frisst kein Aas, sondern ist auf frisch erlegte Beute angewiesen. Seine Energiereserven reichen lediglich für zwei, höchstens drei Jagdversuche aus. Ist er dann nicht erfolgreich bzw. wird von Löwen um seine Beute gebracht, stirbt er an Entkräftung.

Der Geparde jedoch ist der einzige Prädator, welcher den Springbock begrenzt, weil allein er dazu schnell genug ist. Infolge des fehlenden Beutegreiferdruckes nehmen die Springböcke überhand (wo sind denn hier übrigens die von Werner, Eicher und Konsorten immer wieder behaupteten Regulationsmechanismen?) und tragen ihr Teil zur Beschädigung und Zerstörung der Vegetation bei. Um nun den Besuchern weiterhin den Anblick der „heilen“ Nationalpark-Welt bieten zu können, sind ständig mehr oder weniger heimliche Eingriffe in das Ökosystem erforderlich – nicht zuletzt auch mit der Waffe – wie z.B. der nächtliche Abschuss von Springböcken mit künstlicher Lichtquelle. Um die Arten, die in diesem Nationalpark eigentlich geschützt werden sollen, zu erhalten, muss man teilweise Exemplare von ihnen töten. Das ursprüngliche Wildparadies ist zum gigantischen Freilichtmuseum für Touristen verkommen, die in der Regel auch glauben, hier „echte Natur“ vorzufinden; es werden nämlich in praktisch allen für die breite Öffentlichkeit gedachten Publikationen über die Etoscha die schwerwiegenden ökologischen Probleme dieses Nationalparks verschwiegen.

Interessant sind die Parallelen zu den ökologischen Problemen, die das Rotwild im Nationalpark Berchtesgadener Land verursacht. Auch hier wurden jahreszeitliche Wanderwege aus dem eigentlichen Nationalpark abgeschnitten und den betroffenen Tieren dafür Ersatz im Park angeboten. Dadurch wurden aber gleichzeitig auch natürliche Engpässe ausgeschaltet, im Falle des Berchtesgadener Landes die Futterknappheit im Winter, in dem der Etoscha die Wasserknappheit, was zu ökologisch schädlichem Populationswachstum führte.

In beiden Fällen muss der Mensch in das für das in der Vorstellung des Besuchers unbeflügelte Ökosystem eingreifen und Stücke durch Jagd (man nennt das dann Wildtiermanagement oder Culling) um – zynisch gesprochen – den Anschein einer Naturlandschaft zu wahren. Da wäre es natürlich naheliegend, die Abschüsse zu verkaufen, und so aus der Not eine Tugend zu machen und mit der notwendigen Regulation Geld zu verdienen anstatt welches auszugeben, so dass das Budget des Nationalparks aufgebessert anstatt belastet würde.

Leider funktioniert es so einfach aber auch wieder nicht: Großwildjagd ist vor allem Trophäenjagd und die gilt nun einmal speziell dem männlichen Wild. Das ist zwar gut wenn es darum geht, die Population zu erhalten, also nachhaltig zu jagen; genau das aber will man hier ja nicht, sondern es geht darum die Zuwachsträger, die weiblichen Stücke also, zu vermindern. Wollte man das mit der Jagd erreichen, müsste man entweder mit werblichen Maßnahmen das weibliche Wild aufwerten oder aber die Erlaubnis zum Abschuss eines Trophäenträgers an die Bedingung knüpfen, dass zuvor ein oder mehrere weibliche Stücke zu erlegen seien, bzw. die Gebühr für den Trophäenträger bei Erlegung von weiblichem Wild vermindern.

Ähnlich wird das ja z.B. in Württemberger Staatsforsten gehandhabt, wo die Begehungsscheininhaber für je zwei weibliche Rehe, Kitze oder Frischlinge einen Bock umsonst schießen können. Es fragt sich allerdings, ob das praktikabel wäre, denn wer viel Geld für einen Mähnenlöwen bezahlt, wird wohl, anders als viele der Jäger im Württemberger Forst, nicht besonders aufs Geld sehen müssen und daher möglicherweise auf Jagdgebiete ausweichen, wo es derartige Bedingungen nicht gibt bzw. den Abschuss der weiblichen Stücke unterlassen und lieber mehr bezahlen. Ganz abgesehen davon, wäre die Aufnahme der Jagd in der Etooscha wohl schon aus dem Grunde kaum machbar, weil dann ein fürchterliches Geschrei unter Tiersehutzern und solchen, die sich dafür halten, losbrechen würde und in der Folge wahrscheinlich auch die Einnahmen durch die Guck-und-Knips-Touries einbrechen würden, die aus Protest gegen die vermeintliche Schädigung bedrohter Arten wegbleiben würden.

Wie man Tierbestände kaputt schützt

Was passiert, wenn eine (vermeintlich) bedrohte Tierart lokal überhand nimmt und dezimiert werden muss, kann man immer wieder erleben. Im Krüger-Nationalpark in Südafrika wurden die – im obigen Zitat von F. Werner ja auch ausdrücklich erwähnten – Elefanten durch das sogenannte Culling, gezielte Abschüsse also, auf einer für das Ökosystem tragbaren Populationsstärke gehalten, die man in Abstimmung mit dem World Wildlife Found (WWF) auf 7500 Stück festgelegt hatte. Das funktionierte zunächst sehr gut, aber eben nicht auf die Dauer, da es Proteste von Seiten sogenannter Tierschützer gab, so dass das Culling 1994 eingestellt werden musste.

Innerhalb von zehn Jahren hat daraufhin die Population um ca. 50% zugenommen, so dass jetzt der Elefant seinen eigenen Lebensraum und damit sich selbst bedroht. Das Problem bei Elefanten ist nämlich, dass sie schlechte Futterverwerter sind und daher große Mengen an Äsung benötigen. Auf der Suche nach Blättern werfen sie daher Bäume um, die ja sehr viel langsamer nachwachsen können als kleinere Pflanzen. Ab einer bestimmten Dichte fällen die Elefanten mehr Bäume als nachwachsen können und zerstören damit außer ihrer eigenen Nahrungsgrundlage auch die anderer Tiere, indem sie den Lebensraum aller tiefgreifend verändern.

Mittlerweile ist die Zunahme der Elefanten im Krüger-Nationalpark zu einem so großen Problem geworden, dass 2003 die Wiederaufnahme des Culling erwogen wurde, worauf es sofort wütende Proteste aus den Reihen sogenannter Tierschützer hagelte, größtenteils von Leuten, die wie die Eicher und Frommholde dieser Welt noch nicht einmal eine Ahnung von

den Ökosystemen vor der eigenen Haustür, geschweige denn von denen anderer Weltgegenden haben. Bambi-Mentalität pur eben – welche gerade für bedrohte Tierarten zur tödlichen Gefahr werden kann.

In der Zwischenzeit scheint eine (vorläufige) Lösung des Elefanten-Problems durch Erweiterung des Nationalparks in Sicht. Damit stünde den Elefanten wiederum ein größerer Lebensraum zur Verfügung, der die Probleme mit der hohen Dichte zunächst auflösen würde. Ob das aber auf die Dauer gut geht, bleibt fraglich. Wer etwa kann sagen, ob der neue, erweiterte Park nicht später aufgrund des Landhungers der wachsenden Bevölkerung Afrikas wieder beschnitten werden muss, wie das bei der Etoscha der Fall war?

Nun stellt sich in diesem Zusammenhang aber auch die Frage, wie das mit einem Selbstregulationsmechanismus ist, der ja, wie die Jagdabschaffwoller immer behaupten, sogar bei Tierarten vorhanden sei, die im natürlichen Umfeld unter Prädatorendruck stehen und nur in der Kulturlandschaft ohne natürliche Feinde dastehen? Gerade bei Tieren, die auch in einer intakten Umwelt keine natürlichen Feinde haben, müsste ein solcher Begrenzungsfaktor ja um so mehr vorhanden sein. In der Tat ist ein solcher vorhanden, nur wird er gerade den Anhängern eines an Individuen und nicht an der Art festgemachten Tierschutzes, also Ökoromantikern und Rehkitz-Streichlern nicht besonders gut gefallen: Bei Tierarten, die aufgrund fehlender Prädatoren zu Massenvermehrungen neigen, treten in der Folge dieser immer wieder auch Massensterben auf. Ursache kann z.B. eine Seuche sein oder auch der Nahrungsmangel aufgrund Übernutzung der Nahrungsressourcen.

Dadurch wird der zerstörerische Faktor eliminiert, den die jeweilige Tierart dargestellt hat, die Umwelt erholt sich und bietet wiederum eine Nahrungsgrundlage für eine eventuelle neue Population, die sich aus überlebenden Resten der alten und/oder aus zugewanderten Exemplaren von anderen Populationen bildet. So etwas würde, wenn es bei den afrikanischen Elefanten passierte, nicht zuletzt genau den Menschen wenig gefallen, die jetzt lauthals über den „Elefantenmord“ zetern und lamentieren. Wobei es natürlich keine Garantie gibt, dass eine Art ein solches Massensterben überlebt. Niemand wird wohl sagen können, wieviel Arten auf diese Art und Weise schon von der Oberfläche dieses Planeten schon verschwunden sind, noch ehe der Mensch ihn eroberte. Speziell im Falle des afrikanischen Elefanten im Krüger Nationalpark wäre es auch kaum denkbar, wie und woher Elefanten zuwandern sollten, die die alten Lebensräume besiedeln könnten.

Will man die übermäßige Vermehrung einer Art durch Culling, also Hegeabschüsse vermindern, muss man, wie bereits erwähnt, bei den weiblichen Stücken eingreifen. Da dies bei Jagdgästen nicht besonders beliebt ist – warum eigentlich nicht, wenn es wie von den Jagdgegnern behauptet doch vor allem um die Lust am Töten geht? – muss diese Arbeit von Wildhütern, also bezahlten Kräften erledigt werden. Das kostet, wie viele andere Maßnahmen zum Schutz der Wildtiere, eine ganze Menge Geld, welches der Staat aufbringen muss. Für reiche Industrieländer ist das durchaus machbar, doch zu diesen zählen ja die afrikanischen Staaten nicht gerade. Darüber hinaus fehlen die Flächen, welche von Wildreservaten eingenommen werden, der Landwirtschaft der jeweiligen Länder.

Eine Lösung für dieses Problem stellt die heute gängige Praxis dar, mit den Reservaten Einnahmen zu erzielen. In den Etoscha-Nationalpark z.B. dürfen Touristen reisen, die Tierwelt angucken und fotografieren. Das Problem dabei: Um mit Guck-und-Knips-Touristen Kasse zu machen muss man möglichst viele durch das Schutzgebiet schleusen, da man für das bloße Beobachten und Fotografieren nicht sonderlich viel Geld verlangen kann. Die eigentliche Ursache des Milzbrandproblems in der Etoscha z.B. sind ja die Schotterstraßen und diese hätte man ohne Touries nicht gebraucht. Viele Menschen in empfindlichen Biotopen sind eben oft ein Problem.

Erhaltung durch Jagd: Use it or loose it

Die andere Möglichkeit besteht darin, Abschüsse selbst auf bedrohte Tierarten zu verkaufen, für die man viel Geld verlangen kann. Auch mit der oft luxuriösen Unterbringung und Verpflegung der betuchten Jagdgäste kann einiges verdient werden. Auf diese Weise gelangt viel Geld in die Kassen, ohne dass sich besonders viele Besucher in den Wildgebieten aufhalten müssen. Dabei entstehen, wie allerdings beim Guck-und-Knips-Massentourismus auch, Arbeitsplätze für Einheimische in Ländern, die ihrer Bevölkerung davon sonst nicht allzu viele zu bieten haben. Genau aus diesem Grund erlaubt das Washingtoner Artenschutzabkommen auch die beschränkte jagdliche Nutzung bedrohter Arten. „Use it or loose it“ heißt hier die Devise. Viele Tierarten – nicht nur in exotischen Ländern – haben überlebt, weil Jäger sie nicht als Jagdwild verlieren wollten und direkt (mit Schutzmaßnahmen) oder indirekt (über das Geschäft was man damit machen kann) ihren Erhalt ermöglichten. Sogar Professor Bernhard Grzimek, der ja sonst nicht gerade als Freund der Jäger bekannt war, hat dies eingeräumt:

Ohne Jäger, welche heute den Landwirten oft schwindelerregende Beträge als Jagdpachten zahlen, wären vermutlich Hirsche, Hasen, Rehe, Wildschweine und Rebhühner längst als landwirtschaftliche Schädlinge ausgerottet, wie das mit Maikäfern, Kornblumen oder Mohnblumen geschehen ist. Es ist das Verdienst der Jäger, das verhindert zu haben. Schließlich sind ja die Wölfe, Luchse, Bären, und weitgehend auch die Greifvögel bei uns verschwunden, weil sie auch jagen, also böse Wettbewerber des Jägers waren, und deswegen von ihm nicht geschützt und erhalten wurden. Diese Einstellung beginnt sich leider erst sehr langsam zu ändern. Dass viele sich heutzutage nur deswegen eine Jagd pachten, weil das Waidmannstum noch immer einen leicht aristokratischen Anstrich hat, ist eine ganz andere Sache. Mich kümmern nicht die Beweggründe, sondern die Ergebnisse. Diese sind im großen und ganzen gesehen gut. (B. Grzimek: „Auf den Mensch gekommen. Erfahrungen mit Leuten“, München 1977, S. 363)

Aber die Jagdabschaffenwoller sind gescheiter als die Fachleute und so barmt F.Werner auf Seite 78 weiter:

Die Schamlosigkeit dieser Hobby-Schützen gipfelt in dem Argument, dass auch das Abschießen von solchen, unter Artenschutz stehender Tiere, letztlich dem Überleben dieser Tiergattungen dient. Man begründet dies damit, dass man ja nur eine ganz bestimmte Anzahl frei gegebener Tiere erschießt und dafür auch noch viel Geld in die Staatskassen dieser meistens armen Länder bezahlt. Ob man sich darauf verlassen kann, dass dieses Geld wirklich nicht in Kriegsgewehre oder in private Kanäle investiert, sondern wirklich zum Schutz der bedrohten Tiere verwendet wird? Und wird tatsächlich auch nicht gegen Schmiergeld noch das eine und andere Tier einer solch geschützten Art zusätzlich abgeknallt? Auch dann nicht, wenn die Trophäe des genehmigten Tieres etwas klein ausgefallen ist?

Auch hier sind es wieder Mutmaßungen und Unterstellungen auf die sich die Argumentation in Ermangelung von Fakten beschränken muss. Zum einen wird dem einheimischen Jagdpersonal pauschal Unredlichkeit und Korruption unterstellt. Es fehlt nur noch, dass dies an deren Hautfarbe festgemacht wird. Dass die Regierungen afrikanischer und anderer Drittwellstaaten nicht immer aus frommen Chorknaben bestehen ist sattsam bekannt; der Verdacht der persönlichen Bereicherung und des Waffenkaufs ist ebenfalls nicht ganz von der Hand zu weisen, wie leidvolle Erfahrungen mit der Entwicklungshilfe zeigen.

Allerdings gilt es, hierbei folgendes zu bedenken: Unabhängig davon, was mit Teilen der Jagdeinnahmen geschieht, bleibt die Tatsache, dass diese Einnahmequelle für die betreffenden

Staaten versiegen, wenn die jeweiligen Tierarten verschwinden. Und das ist, selbst und gerade für geldgierige und rüstungsgeile Machthaber, eine gewaltige Motivation dafür, diese zu erhalten. Im übrigen passt die Argumentation mit zweckfremder Verwendung ganz genauso auf den „weichen“ Tourismus mit Löwenguckern und Elefantenknipsern – und natürlich auch auf Spenden- und sonstige Geldern, die in den Artenschutz in fremden Ländern fließen.

Wenn mit den Landschaften, in denen die bedrohten Tierarten leben, anders kein Geld zu machen ist, werden sie als Acker- oder Weideland enden. Und Geld kann man mit ihnen machen, in dem man sie bejagt und zwar ohne die Ökoprobeme, die durch eine, wenn auch noch so weiche, Erschließung für den Massentourismus entstehen. Zudem bringt offenbar nur die Jagd richtig Geld in die Kassen. In Kenia etwa ist der Löwe strengstens geschützt und darf natürlich nicht bejagt werden. Klar, wird der engagierte Ökoromantiker sagen, es gibt dort fast keine mehr, also muss man sie hüten wie Kleinodien.

Das klingt logisch, nicht war? Nur: Gleich im benachbarten Tansania gibt es die meisten Löwen in ganz Afrika. Und – oh Schreck – sie werden bejagt und zwar – igitt – von Jagdreisenden, die schweres Geld dafür bezahlen. Das Geld, welches dadurch herein kommt, geht größtenteils in den Naturschutz. Löwen haben hier einen ökonomischen Wert, anders als in Kenia, wo sie von den Viehzüchtern mehr oder weniger als Ungeziefer angesehen und sogar im Nairobi-Nationalpark vergiftet werden. Da die Löwen hier jedoch keinen legalen ökonomischen Wert haben, gibt es keinerlei Schutzmaßnahmen außer formalen Gebarme über den Schwund von Seiten der Regierung. Woher auch sollte das Geld für einen effektiven Schutz kommen, wenn nicht von den Jägern, die für Löwen hohen Abschussgebühren zu entrichten bereit sind? Nichtsdestotrotz jammert F. Werner weiter:

Kein Wort verlieren die Jäger darüber, dass diese Länder über keine zuverlässigen Daten verfügen, die über den tatsächlichen Bestand der gefährdeten Tierarten Aufschluss geben könnten. Die offizielle Freigabe bestimmter seltener Tiere zum Abschuss beruht daher fast immer auf Schätzungen, meistens zugunsten der Jagd, um das lukrative Geschäft mit dem Jagdtourismus zu fördern.

Auch hier einmal mehr Behauptungen, die sich nicht beweisen lassen. Woher F. Werner wissen will, wie die Abschussquoten zustande kommen, bleibt offen. Es ist ja schließlich kein Problem, sich etwas aus den Fingern zu saugen und es anschließen per Beweis durch Behauptung für wahr zu erklären und dem Diskussionsgegner den Beweis des Gegenteils aufzugeben. Das ist eine beliebte Strategie, die man nicht nur bei Jagdabschaffenwollern immer wieder trifft, sondern ganz allgemein bei Menschen, die sektiererisch etwas vertreten, für das es praktisch keine Argumente gibt.

Jagd als Artenrettung und Job-Maschine

Pauschale Negativbehauptungen lassen sich leicht und schwer entkräften; rein von der mathematischen Logik her genügt ein Gegenbeispiel, was aber in der Praxis dann als die berühmte Ausnahme hingestellt wird, die bekanntlich ja lediglich die Regel bestätigt. Es geht aber hier vor allem darum, dass F. Werner den Eindruck erwecken will, „unterentwickelte“ Länder seien nicht in der Lage, ihre Wildbestände zu zählen. Dass dazu sehr wohl sogar die einfache, schwarze Landbevölkerung in Südwestafrika in der Lage ist, zeigt ein Bericht im Greenpeace-Magazin(!) Ausgabe 1 des Jahrgangs 2005, den man auch im Internet nachlesen kann und zwar unter der Adresse

<http://www.greenpeace-magazin.de/magazin/reportage.php?repid=2193>.

Hier wird berichtet, dass die Regierung in Windhuk den armen schwarzen Bauern in Torra einer dünnen Gegend in Südwestafrika, die auf Staatsland eigentlich nur geduldet sind, aber kein Eigentum daran haben, die Nutzungsrechte an den Wildbeständen zugesprochen hat. Früher verfolgten diese Leute das Wild erbarmungslos, da es ihnen schlimme Schäden in der Landwirtschaft zufügte; heute nutzen Sie es im Rahmen der nachhaltigen Jagd als Fleischquelle und durch den Verkauf von Abschüssen. Dazu haben sie auf der Grundlage entsprechender Gesetze eine Conservancy, eine Art Genossenschaft gegründet, welche die Jagdgründe bewirtschaftet. Mittlerweile managen 31 Regionen ihre Fauna selbst, was Südwest zum Vorreiter in Afrika macht. Die Quoten legen die Bauern anhand von eigenen Zählungen selbst fest.

Da die Jagdgäste ja auch wohnen und essen müssen, sind auch Beherbergungsbetriebe entstanden, die Arbeitsplätze in Regionen darstellen, die sonst kaum Arbeit für die Leute bieten können. Ginge es nun nach den Werners und Frommholden, würden die Bauern weiterhin hin die artenreiche Tierwelt Südwestafrikas durch Verfolgung und Zerstörung ihres Lebensraumes dezimieren und am Ende womöglich sogar ganz zerstören. Dem Greenpeace-Bericht zufolge haben die Bauern bereits ein erkleckliches Sümmchen zusammen gewirtschaftet, so dass es ihnen möglich war, einen Kopierer für die Schule anzuschaffen und das Lehrergehalt zu erhöhen, damit sich auch jemand findet, der bereit ist, in der abgelegenen Gegend zu leben und zu arbeiten. So banal das klingt, so wichtig ist das für Menschen in einem Erdteil, in dem die meisten Menschen in bitterer Armut leben müssen.

Den gleichen Effekt finden wir bei den „echten“ Landbesitzern in Südwestafrika. Auch ihnen wurde durch die Regierung das Jagdrecht an den Tieren auf ihrem Grund und Boden übertragen. Das hatte zur Folge, dass die Wildtiere, die vorher lediglich Schädlinge an Acker und Vieh waren, zu einem Teil des Kapitals der Farmen wurden, das man ihm Rahmen der Jagd vermarkten kann. Auf diese Weise entstanden die bekannten Jagdfarmen, für die in den Inseartenteilen der Jagdzeitschriften geworben wird. Auch hier wird der einzelne Farmer genau darauf achten, dass er seine Wildbestände nicht übernutzt, da er sich damit ja ins eigene Fleisch schneiden würde.

Wie aber passt das nun zusammen? Auf der einen Seite, so stellt man sich vor, gibt es von den Tierarten, die als bedroht gelten, nur noch wenige Exemplare; auf der anderen Seite soll man auf diese noch schießen? Wissenschaftler und Artenschutzler schlagen Alarm, dass z.B. die Bestände des afrikanischen Löwen (*panthera leo*) sich in den letzten Jahrzehnten dramatisch vermindert haben; gleichzeitig aber kann man Abschüsse von Mähnenlöwen bei Jagdreiseveranstaltern buchen. Wird hier nicht mit den letzten Exemplaren einer aussterbenden Tierart auf übelste Art und Weise Kasse gemacht?

Kann man Löwen durch Jagd ausrotten?

Die Hintergründe der Bedrohung vieler Tierarten in Afrika, aber auch in anderen Teilen der Welt, kann man recht gut am Beispiel des Mähnenlöwen beleuchten. Wenn man hört und liest, was Jagdgegner behaupten, könnte man glauben, dass man jede beliebige Art ganz leicht ausrotten könnte, einfach indem man ganz einfach alle Exemplare aufsucht und tötet oder die Bestände eben zumindest soweit dezimiert, dass sie so klein sind, dass der Arterhalt durch Fortpflanzung nicht mehr funktioniert. Dass das aber nicht so einfach ist, sieht man bereits daran, dass es eine ganze Reihe Tiere immer noch gibt, die der Mensch schon liebend gerne ausgerottet hätte, wie z.B. die Ratte.

Das mit dem Töten ist in vielen Fällen nicht besonders schwierig, vor allem, wenn man über moderne Mittel, wie es weitreichende Schusswaffen sind, verfügt. Das Problem liegt beim

Aufsuchen der Exemplare. Je kleiner eine Art ist, umso besser kann sie sich verstecken. Man kann sich z.B. vornehmen, in einem naturnahen Wald aus Forstschutzgründen alle Rehe zu erlegen, die man zu Gesicht bekommt um sie lokal auszurotten. In der Regel kann man damit aber den Bestand noch nicht einmal ernsthaft gefährden. Wenn man mit der Jagd aufhört, werden die Rehe schon nach wenigen Jahren wiederum an allen Ecken und Enden zu sehen sein und munter den Wald verbeißen.

Diese „neuen“ Rehe sind aber keinesfalls Mitglieder einer neuen Population, die sich durch Einwanderung aus anderen Gebieten gebildet hat, sondern sie gehören zu der Population, die schon immer da war. Mit der Jagd konnte man nämlich nur diejenigen Rehe erwischen, die gewissermaßen überzählig waren und für die es keine Deckung gab. Denjenigen Teil der Population, für den die Ressource „Deckung“ ausreicht, konnte man nicht schießen, weil man ihn nicht zu Gesicht bekam. In einer völlig naturbelassenen Landschaft würden die entsprechenden Prädatoren diesen Teil abschöpfen – und noch ein bisschen mehr, denn sie verfügen zum einen in aller Regel über Jagdkünste, die denen des Menschen bei weitem überlegen sind und sind zum anderen ständig im Revier wo sie jagen müssen bis sie satt sind – und nicht nur bis es ihnen langweilig wird, wie der Mensch das tut. Trotzdem rotten die Prädatoren in einem intakten Ökosystem ihre Beute nicht aus, denn wenn sie seltener wird, sinkt auch der Bestand der Beutegreifer.

Ähnliches könnte es auch gehen, wenn der Mensch jagt. Er verhungert zwar nicht, wenn er sein Revier „leer“ geschossen hat, aber er verliert die Lust an der Jagd bzw. glaubt, die Schädlinge beseitigt zu haben und hört auf zu jagen. In der Folge können sich die zunächst unsichtbaren Bestände wieder vermehren, bis der Mensch wiederum Schäden feststellt bzw. die Jagd wieder für lohnend ansieht, weil er bei einem Gang in den Wald wieder an allen Ecken und Enden Rehe sieht. Dann beginnt das Spiel von neuem.

In der Praxis sieht das zwar etwas anders aus, aber das ändert an dem zugrunde liegenden Mechanismus nichts. Weil wir Jäger ja gerne immer etwas schießen möchten, schießen wir nicht auf Deubel komm raus alles ab, was den Kopf herausstreckt, sondern versuchen das Wild zu bewirtschaften, sprich: die Überschüsse gleichmäßig zu entnehmen. Der Jäger, der für sein Waldrevier eine ansehnliche Stange Geld als Pacht hinlegen muss, wird dazu neigen, sein Wild möglichst zu schonen; der Förster hingegen, der den Holztertrag im Sinne hat, wird versuchen, die Bestände so niedrig wie möglich zu halten, damit dem Jungwuchs nichts passiert. Die Jagdgesetzgebung – und ihrer Umsetzung – hat dafür zu sorgen, dass beide dazu gebracht werden, ein vernünftiges Mittelmaß einzuhalten.

Das Rehwild kann in einigermaßen naturnahen Wäldern nicht ausgerottet werden, weil es hier einen geeigneten Lebensraum vorfindet, der ihm Äsung und Deckung bietet. Hätte es aber die Jagd nicht gegeben, die in Zeiten der konventionellen Waldwirtschaft mit ihren rehwilduntauglichen Waldstrukturen das Reh erhalten wollte und gehätschelt und getätschelt hat, wäre es wahrscheinlich aus den meisten Wäldern verschwunden, vor allem, wenn man es auch noch, anstatt seine kläglichen Reste zu hätscheln und zu tätscheln, gnadenlos als Waldschädling verfolgt hätte. Man kann eine Art nämlich sehr leicht ausrotten, indem man ihren Lebensraum zerstört. Und genau das passiert vielen Tierarten heute, vor allem wenn die Bandbreite der jeweils geeigneten Biotope eng ist.

Auch der Löwe ist ein Opfer der Zerstörung seines Lebensraumes und nicht der Jagd, wie ideologisch motivierte „Tierschützer“ wohl suggerieren wollen, wenn sie die sinkenden Zahlen in einem Atemzug mit der Tatsache nennen, dass Löwen auch heute noch bejagt werden. Um dies zu verstehen, muss man sich klar machen, dass Afrika keinesfalls mehr zum größten Teil aus unberührten Landschaften besteht, wie mancher das wohl noch heute annehmen mag. Außerdem muss man verstehen, dass zwar reiche Gemeinwesen, wie es die Staaten in Europa

sind, es sich leisten können, Tiere wie Biber, Luchse oder Wölfe zu schützen und die von ihnen verursachten Schäden einfach durch staatlichen Schadenersatz auszugleichen, volkswirtschaftlich gesehen also ohne Gegenwert hinzunehmen, dies aber für arme afrikanische Länder nicht machbar ist.

Von einem afrikanischen Bauern kann man daher nicht erwarten, dass er sich darüber freut, dass es auf seinem Land noch Löwen und Elefanten gibt, wenn die ihm sein Vieh wegfressen und seine Feldfrüchte ruinieren und er dafür keinen Schadenersatz bekommt. Auch wenn die Tiere per Dekret von oben strengstens geschützt sind, wie das in Kenia der Fall ist, wird er sich aufgrund von Ausnahmeregelungen oder auch illegal zur Wehr setzen, indem er die Tiere tötet. Und das ist sehr leicht, da er in der Kulturlandschaft ja weiß, wo die Tiere auftauchen werden – nämlich bei seinen Tieren und Pflanzen. Mit Hilfe von Gift kann er sie sogar im angrenzenden, für sie reservierten und einigermaßen naturbelassenen Lebensraum erreichen, aus dem heraus sie operieren, so wie das im Nairobi-Nationalpark geschieht.

Insgesamt ist aber die Kulturlandschaft überhaupt ein ungeeigneter Lebensraum für den Löwen, nicht zuletzt deshalb, weil er dort leichter zu sehen ist und daher leicht verfolgt und ausgerottet werden kann. Da aber durch das rasante Bevölkerungswachstum in Afrika in den letzten Jahrzehnten immer mehr Lebensräume des afrikanischen Großwilds zu Kulturlandschaften gemacht wurden, schwanden auch die Lebensräume des Löwen und damit seine Bestände. Wo er noch leben kann, hält sich der Löwe durchaus in einer Dichte, die sein Überleben ermöglicht. Die Räume aber, in denen er noch leben kann, sind knapp geworden.

Eine Koexistenz von Großwild und menschlichem Nahrungserwerb ist möglich, wie die Beispiele aus Südwesafrika zeigen. Allerdings kostet das Geld, welches nur über die Jagd her Einkommen kann. Mit den Abschüssen nehmen die Conservancies und Jagdfarmen pro Gast eine hübsche Stange Geld ein, die es für sie rentabel macht, das Wild leben zu lassen. Sie werden auch peinlich genau darauf bedacht sein, dass der Lebensraum ihres Wildes möglichst unbeschädigt bleibt und die Bestände nicht übernutzt werden – allein deshalb, weil der Fortbestand ihres Wildes ihnen auch den Fortbestand des daraus erwirtschafteten Einkommens ermöglicht. Alles was Jagdgegner und Ökoromantiker dagegen zu setzen haben, ist der sogenannte weiche Tourismus als Einnahmequelle, also Leute, die kommen um zu gucken und zu knipsen. Die Gegner einer jagdlichen Nutzung des afrikanischen Wildes sollten einmal einen Jagdfarmer aus Südwest fragen, was seinem Land zuträglicher und für ihn praktikabler sei: Ein paar Jäger, die jeder eine Stange harte Euros da lassen, oder ein Haufen Touries, denen er für eine Mark Eintritt pro Nase die Viecher zeigt?

Auch der Spiegel, sicherlich keine Jagdzeitschrift, berichtete bereits in einem Artikel über die derzeitige Gefährdung des Königs der Tiere darüber, dass immer mehr Stimmen laut werden, den afrikanischen Löwen dadurch zu retten, dass man ihn jagdlich nutzt und damit Einkünfte erzielt. In Spiegel Online kamen in einem Artikel vom 26.02.06 unter der Adresse <http://www.spiegel.de/wissenschaft/erde/0,1518,399231,00.html> namhafte Wissenschaftler zu Wort, wie z.B. Hans Bauer von der Universität Leiden und Sarel van der Merwe von der African Lion Working Group, die sich diesbezüglich durchaus positiv äußern. Auch Kristin Nowell von der Cat Specialist Group des Artenschutzverbundes IUCN ist dieser Meinung und setzt noch einen drauf: Wenn man sich beim Abschuss auf Männchen beschränkt, die älter als sechs Jahre sind, brauche man nicht einmal mehr eine Abschussquote, da sich dann die Bestände von selbst regulieren.

Das tatsächliche Problem des Löwen ist eben, wie übrigens bei praktisch allen bedrohten Tierarten, die Beeinträchtigung seines Lebensraumes. Der wird von der wachsenden Bevölkerung Afrikas zur Kulturlandschaft umgestaltet, in welcher der Löwe, soweit er dort noch überleben kann, zum Schädling wird. Kein noch so strenger Schutz durch eine Artenschutzkommission

kann gegen Bauern durchgesetzt werden, die Löwen töten, weil diese Tiere für sie wertlos sind und ihnen darüberhinaus an die Existenz gehen. Gelder, die für die Jagd auf Löwen bezahlt werden, hingegen motivieren die betreffenden Staaten, die Lebensräume des Königs der Tiere zu erhalten um weiterhin Löwen zu haben, die Devisen ins Land bringen. Darüberhinaus schafft der Konsum der Jagdgäste Arbeitsplätze in Staaten, welche sie bitter nötig haben.

Waren Fachleute wie Heribert Kalchreuter, die die nachhaltige wirtschaftliche Nutzung einer Art als tragfähige Grundlage für deren Erhalt ansehen, vor Jahren noch die Ausnahme, so mehrten sich heute die Stimmen deutlich, die zu bedenken geben, dass vor allem in armen Ländern nur das als wertvoll und erhaltenswert angesehen wird, was vermarktet werden kann. Eugène Lapointe, der von 1982 bis 1990 Generalsekretär der CITES-Artenschutzkonferenz war, tritt heute für eine nachhaltige Bewirtschaftung seltener Pflanzen und Tiere ein – gerade um sie zu erhalten.

Schließlich waren es, wie bereits erwähnt auch Jäger bzw. der Jagd einen hohen Stellenwert beimessende Förster, die es geschafft haben, das Rehwild lange Zeit in eigentlich dafür ungeeigneten Wäldern überleben zu lassen. Genauer müsste man eigentlich sagen: Die Lust an der Jagd hat dafür gesorgt, dass die tollsten Anstrengungen unternommen wurden, Reh- und Rotwild auch in Wäldern zu halten, die als reine Holzäcker gar kein geeigneter Lebensraum für diese Arten waren. Von den dafür nötigen Aufwendungen haben – was nicht zu vergessen ist – eine ganze Menge Leute auf dem Lande lange Zeit Lohn und Brot gehabt und es wurde dem Rehwild ermöglicht bis in die heutige Zeit zu überleben, in welcher der Trend zum naturnahen Waldbau ihm wieder geeignete Biotope schafft.

11 Unholde im Lodenrock – (Angebliche) Untaten von Jägern und fürchterliche Jagdunfälle

Ein weiteres beliebtes Thema praktisch aller Jagdabschaffenwoller sind tatsächliche und vermeintliche Leiden und Schmerzen, die Tieren bei der Jagd zugefügt werden. Auf Jagdgegnerseiten im Internet und in gedruckten Anti-Jagd-Elaboraten findet man Beschreibungen vom schrecklichen Martyrium, welches das Wild durch die Jagd erlebt. Wenn man sich als Fachmann die Beschreibungen ansieht, gerät man oft in Versuchung zu lachen – obwohl Heiterkeit ganz und gar nicht angebracht ist; geht es hier doch um Zerrbilder der Jagd, die jagdlich unbedarften Zeitgenossen vermittelt und von diesen für bare Münze gehalten werden.

Wer am lautesten schreit hat Recht

Das schlimmste daran ist, dass solche Horrorgeschichten von denen, welche sie lesen, ungeprüft geglaubt werden, ohne dass den solcherart Bezichtigten Gelegenheit gegeben wird, sich dazu zu äußern. Leider ist es so, dass der sogenannte moderne Mensch Informationen aus den Medien ungeprüft übernimmt, spricht, er glaubt, was er zuerst liest oder hört. Das ist der Grund dafür, dass demjenigen geglaubt wird, der das auffälligste Geschrei in den Medien veranstaltet; es ist ja auch so bequem, dass zu glauben, was überall steht, anstatt selbst nach Quellen zu suchen, die alternative Darstellungen des jeweiligen Sachverhaltes liefern und sich so aus verschiedenen Quellen eine fundierte Meinung zu bilden.

Die Öffentlichkeit ist heute – zumindest scheinbar – gegenüber früheren Zeiten weitaus stärker sensibilisiert gegenüber dem Leiden von Tieren. An sich scheint dies ein positive Entwicklung zu sein. Andererseits nimmt aber die überwiegende Masse der Menschen – die doch laut den Umfragen der Jagdabschaffenwoller angeblich gegen die Jagd sein soll – recht ungerührt das sattsam bekannte Leid von Tieren in der modernen Nahrungsmittelproduktion hin, indem sie nämlich fleißig deren Erzeugnisse kauft. Das legt den bösen Verdacht nahe, dass hier Krocodilstränen geweint werden: Man übt sich in Betroffenheitsritualen wenn wieder irgend ein echter oder vermeintlicher Tierquälerei-Skandal ruchbar wird, isst dann aber mit ungebremstem Appetit weiterhin den Schweinebraten aus dem Borstenvieh-Zuchthaus und das Putenschnitzel aus dem Geflügel-KZ.

Geheimsprache Grüner Gauner?

Ob nun der Jäger hier für viele Zeitgenossen den Sündenbock abgegeben soll und das Wettern gegen den Bambi-Mörder ein Mittel ist, das eigene schlechte Gewissen zu beschwichtigen sei einmal dahin gestellt. Wie bereits dargelegt, geht es in diesem Werk nicht um soziokulturelle Spekulationen, sondern um Fakten. Und genau diese werden von Jagdgegnern, sei es systematisch oder unwillkürlich, sei es mit böswilliger Absicht oder aus purer Dummheit, nach Kräften verdreht, verschwiegen und frei erfunden. Das beginnt bereits bei der Jägersprache, ein beliebter Ansatzpunkt jagdgegnerischer Kritik, die auch hier lediglich scheinbar schlüssig ist. Bei F.Werner finden wir auf der Seite 81 diese, auch anderswo so oder in ganz ähnlicher Form aufgestellte Behauptung:

Die Jägersprache strotzt daher geradezu vor derlei irreführenden Bezeichnungen. Z.B. das Blut der Tiere bezeichnet man als Schweiß, denn Schweißspur hört sich viel harmloser als Blutspur an. Verharmlosend sind auch andere Bezeichnungen, wie z.B. das durch einen Fehlschuss verstümmelte Tier gilt lediglich nur als Waidwund oder als krank. Das Ermorden von

Tieren gilt als Erlösen von Schmerzen oder man bezeichnet es einfach als Erlegen oder als Ernten. Einem Vogel die Beine kaputt schießen bezeichnet man als Ständern, usw.

Ob diese Wortwahl ganz ohne jegliches Nachdenken zustande kam?

Eine Verharmlosung der Jagd ausübung ist bei derart sinnentstellten Wörtern jedenfalls unverkennbar.

Auch hier wieder der Beleg der eigenen Ahnungslosigkeit: F.Werner ist es ganz offensichtlich entgangen, dass die Jägersprache eines der ältesten, wenn nicht das älteste Fachidiom innerhalb der deutschen Sprache ist. Dasselbe trifft aber auch auf alle anderen Jagdabschaffewoller zu, die sich diese Argumentation zu eigen machen. In jener Zeit, aus welcher die von den Jagdgegnern immer wieder bis zum Erbrechen strapazierten Fachworte stammen, hatte es kein Jäger notwendig, sich zu rechtfertigen, oder sein Tun zu beschönigen. Wozu hätte man da irgendwelche Euphemismen erfinden sollen? Hatte es ein Fürst etwa notwendig, sich vor seinen Untertanen dafür zu rechtfertigen, dass er Wild tötete? Und wenn möglicherweise einige der Wörter in der modernen Waidmannssprache jünger sind, älter als die Mode, gegen Jäger zu hetzen sind sie allemal: Was für einen Grund sollten Jäger vor 100 Jahren, als die Jagd bei der Bevölkerung in hohem Ansehen stand und man allgemein wenig zimperlich im Umgang mit Tieren war, gehabt haben, weniger schöne Aspekte ihres Tuns mit blumigen Worten zu verschleiern?

Selbstverständlich ist die Jagd kein unblutiger Spaß für das Wild, sie ist tödlicher Ernst. Ziel der Jagd ist es, Wild zu töten. Nicht mehr und nicht weniger; daran gibt es nichts zu deuteln, nichts zu verklausulieren und nicht zu beschönigen. Das ist aber ein ganz natürlicher Sachverhalt, denn in letzter Konsequenz kann niemand leben ohne zu töten bzw. Nutzen daraus zu ziehen, dass andere für ihn töten. Darüber wird auch noch zu sprechen sein, hier jedoch geht es zunächst nicht um das Ob, sondern um das Wie des Tötens. Bei dem Versuch, Jagd und Jäger verächtlich zu machen, wird hier viel herumgelogen; es werden Dinge, die dann und wann einmal passieren, verallgemeinert und so hingestellt als wenn sie die Regel wären und es werden einzelne Rohlinge, die es natürlich auch unter Jägern gibt, als typische Vertreter der Zunft hingestellt.

Treffen Jäger fast nie richtig?

Nehmen wir einmal eine der typischen Tatsachenverdrehungen, wie sie F.Werner auf Seite 82 absondert:

Man schätzt, dass bei der heutigen Jagd nicht einmal die Hälfte der als "-Treffer-" bezeichneten Schüsse sofort tödlich sind.

Zunächst einmal stellt sich die Frage, wer denn „man“ sein soll? „Man schätzt“ enthebt den Schreiberling der nachfolgenden Tatsachenbehauptung der Notwendigkeit, seine Aussage zu mit einer belastbaren Quelle zu belegen. Wer also schätzt? Wahrscheinlich doch wohl irgendwelche Jagdgegner, die, wie dem Leser bereits im Laufe der bisherigen Lektüre klar geworden sein dürfte, im allgemeinen ja wohl alles andere als Koryphäen auf dem Gebiete der Jagdkunde sind. Und wer bezeichnet irgendwelche Schüsse als Treffer? Jäger? Jagdkritiker? Jagdgegner? Unabhängige Beobachter oder Aufsichtspersonen? Auch das bleibt offen.

Im Grunde sagt der zitierte Satz gar nichts definiertes aus, was aber dem unbedarften Leser kaum auffallen dürfte. Sein Zweck jedoch ist, den Eindruck zu erwecken, dass die dann weiter

unten aufgezählten unangenehmen Folgen von unsauberen Schüssen an der Tagesordnung sind (ebenfalls Seite 82):

Entsprechend dem Klagen dieses Jägers liegt eine Ursache solcher Fehlschüsse an der weit verbreiteten jägerischen Unsitte, bei Schüssen von der Seite her, das Visier am Vorderlauf hoch zum beabsichtigten Treffpunkt zu führen, sowie dem dabei nervösen Finger am Abzug.

Hier wurde einmal mehr in die Mottenkiste der Jagdausübung gegriffen. Das Hochfahren am Vorderlauf ist ein Relikt aus Zeiten, in denen man noch über die offene Visierung schoss, wobei es höchstens sehr jungen Menschen bei exzellentem Licht möglich ist, das Ziel scharf zu sehen, wenn das Auge auf Kimme und Korn eingestellt ist. Um nun in den verschwommenen Formen des Wildkörpers den Zielpunkt zu finden, ging man daher früher nach der beschriebenen Weise vor, was in der Tat eine kitzlige Sache war. Mittlerweile wird aber bei der Ansitzjagd praktisch ausschließlich mit Zielfernrohr geschossen und jeder Jungjäger lernt, dass man mit dem Finger erst dann an das Abzugszügel geht, wenn man das Ziel wenigstens grob aufgefasst hat. In diesem Falle macht es dann noch nicht einmal etwas, wenn man am Vorderlauf hochgefahren ist, denn ohne Finger am Abzug kann der Schuss nicht brechen.

Das Auffassen des Zielpunktes ist mit dem Zielfernrohr soweit erleichtert, dass das früher übliche Anfahren über den Vorderlauf mit angelegtem Abzugsfinger nicht mehr notwendig ist, da man mit dem klaren Bild im Glas auch leicht noch einmal korrigieren kann, sollte einem das Absehen beim Anlegen des Zeigefingers aus dem Zielpunkt wackeln. Vereinzelt mag es noch, vor allem gilt das für ältere aus der „Kimme-und-Korn-Zeit“ stammende, Jäger geben, die nach der alten Methode schießen und das womöglich auch noch Jungjägern beibringen. Das Problem wurde aber, wie ja gerade die von F.Werner angeführten Veröffentlichungen zeigen, schon lange erkannt und es wird daran gearbeitet es auszumerzen. F.Werner reitet also auf uralten Geschichten herum, wie ja auch daraus hervorgeht, dass er hier Zeitschriftenberichte aus den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts als Belege nennt. In diesem Stil jedoch geht es dann auch weiter:

Nach den Vorwürfen eines anderen Jägers, liegt aber die Hauptursache dieser bereits rapide angestiegenen Zahl verkrüppelter Tiere, die in unserer Natur leben, an der zunehmenden Jagdpraxis des Anlockens. Dabei wird der Schuss vom Hochsitz herunter auf das dicht davor am Lockfutter verweilende Tier abgegeben. Eine geringe Verfehlung des beabsichtigten Treffpunktes zerschmettert aus dieser Position eines der Vorderbeine.

Man merke auf: Hier heißt es plötzlich, dass die Hauptursache der Laufschüsse woanders läge. Das bedeutet ja wohl nichts anderes, als die Einlassung, dass das Hinauffahren am Vorderlauf keine große Rolle mehr spielt. Der hier jetzt auf einmal beklagte Umstand jedoch klingt in den Ohren eines Praktikers – mit Verlaub – etwas hanebüchen, um nicht zu sagen: wie an einem sehr langen und sehr dünnen Haar herbeigezogen.

In der Tat ist es nun geometrische Realität, dass sich beim Schuss schräg von oben, die Höhe der Trefferfläche optisch verkürzt, da man ja deren Projektion auf eine Ebene treffen muss, welche senkrecht von der Visierlinie geschnitten wird. Damit dieser Effekt jedoch nennenswert zum Tragen kommt, müsste man schon so steil nach unten schießen, dass eine bequeme Haltung auf dem Hochsitz – insbesondere das Auflegen des rechten Ellenbogens – kaum mehr möglich wäre. In diesem Falle wäre wohl eher das zittrige Schießen aus unsicherer Körperhaltung heraus der Grund für einen schlechten Treffer und nicht der beschriebene geometrische Sachverhalt. Damit dies jedoch geschieht müsste die Kirrung sehr nahe am Hochsitz angelegt worden sein, was jeder vernünftige Jäger vermeiden wird und zwar ganz einfach, um vom Wild nicht so leicht bemerkt zu werden.

Ein denkbarer Grund speziell für Tiefschüsse ist die Parallaxe, die dadurch entsteht, dass die Visierlinie zunächst um den Wert von Montagehöhe plus halber Durchmesser des Objektivs plus halber Außendurchmesser über der Flugbahn des Geschosses liegt. Damit sich dieser Umstand auswirkt, muss aber wiederum die Kirmung extrem nahe am Hochsitz liegen, was ja wohl nur äußerst unbedarfte Jäger so einrichten würden.

Nach diesen zwar widerlegbaren, aber dennoch fast schon sachlichen Argumenten wird jedoch sofort wieder auf die Tränendrüsen des Lesers gedrückt:

Für jedes dieser so zugerichteten Tiere beginnt ab diesem Moment des jägerischen Nervenkitzels ein qualvolles Leben. Ein Leben mit einer eiternden oder gar faulenden und übel stinkenden Wunde, aus der auch noch nach Jahren, falls das Tier nicht vorher daran zugrunde geht, die Knochensplinter hervorragen.

Laufschüsse sind in der Tat eine eklige Sache, die es unter allen Umständen zu vermeiden gilt. Allerdings muss man dazu auch feststellen, dass es hier zwei Möglichkeiten gibt: Wenn – in der Regel geschieht das im Winter – keine Infektion der Wunde stattfindet, wird das Stück in der Regel die Wunde ausheilen und mit einem fehlenden Lauf weiterleben, was das Wild offenbar weit weniger behindert, als man annehmen möchte. Andernfalls könnte es mit dem Handicap nämlich nicht überleben. Infiziert sich die Wunde jedoch, was im Sommer sehr leicht geschehen kann, wird das Stück damit wohl kaum jahrelang weiterleben – es sei denn, es heilt auch die Infektion aus. Es werden hier also wiedereinander Behauptungen aufgestellt, die dem Laien auf den ersten Blick glaubwürdig erscheinen müssen, in Wirklichkeit aber jeglicher Logik entbehren und lediglich billige Effekthascherei darstellen.

Was wäre, wenn...

Seriöse Quellen – sieht man einmal von irgendwelchen Leserbriefen an Jagdzeitschriften ab, welche F.Werner gelesen haben will – zur Häufigkeit von Lauf-, Drossel-, Äser bzw. Gebrechschüssen können nicht genannt werden; stattdessen wird auf Seite 83 wieder einmal damit spekuliert, was passieren könnte:

Die Praxis zeigt aber wie schlecht es um deren Treffsicherheit steht. Wenn schon Tiere, die wie auf dem Präsentierteller dicht vor dem Hochsitz stehen, nicht sicher getroffen werden, so kann man sich denken, was da noch alles an Tierquälerei vorkommt.

Man mag sich nur mit Schaudern vorstellen was passiert, wenn so ein Jäger von der Seite auf ein Tier schießt und nicht richtig trifft. Ein Schuss etwas zu weit vorne angetragen kann, anstatt tödlich zu sein, dem Tier das halbe Gesicht zerfetzen. Auch solche Tiere können noch fliehen, auch wenn viele wegen ihrer Verletzungen danach verhungern oder verdursten, falls sie nicht erneut ins Visier eines Jägers geraten. Der etwas zu weit hinten angetragene Schuss zerfetzt die Bauchdecke. Es sind Ergebnisse von Nachsuchen bekannt, wo solcherart verletzte Tiere bei der Flucht sich selbst auf die heraushängenden Därme getreten sind oder den lebenden Tieren auf der Flucht verhängende Därme abgerissen wurden. Ein derartig zugerichtetes Tier würde jedem normalen Menschen über seine angerichtete Tierquälerei die Augen öffnen und ihn nie wieder eine solche Waffe anfassan lassen. Für einen richtigen Jäger gehört solches jedoch einfach zum Hobby mit dazu!

Zunächst einmal muss man zum ersten Absatz des Zitates sagen, dass auch hier natürlich keinerlei harte Zahlen oder sonstige Tatsachen genannt werden können, sondern lediglich wieder einmal spekuliert wird. Wie bereits weiter oben erwähnt wird hier versucht den Ein-

druck zu erwecken, dass mehr als die Hälfte der auf Wild abgegebenen Schüsse, soweit sie nicht glatt vorbei gehen, schlimme und meist erfolglose Nachsuchen – mit kläglichem Verenden des Wildes oder qualvollem Weiterleben – verursachen. Dazu wird aber weiter unten noch mehr zu sagen sein.

Kompletter Blödsinn – und symptomatisch für die Kenntnisse, welche die Masse der Jagdabschaffewoller über die Realität der Jagdausübung in Deutschland besitzt – ist die Behauptung, dass daneben gelungene Kammerschüsse sehr häufig zu Äser- beziehungsweise Gebrechschüssen führen. Solche sind eine Folge von Fehlern bei Kopfschüssen, welche jedoch einesteiis aufgrund der Gefahr für die Trophäe, vor allem jedoch eben wegen des Risikos von Äser- oder Gebrechschüssen verpönt sind, welche in der Tat meist zu erfolglosen Nachsuchen und Verلودern des Wildes führen.

Wiederum eine andere Sache sind aber die hier ebenfalls angesprochenen Waidwundschüsse. Sie kommen öfter vor, da das Herz, auf welches beim Blattschuss ja gezielt wird, weit hinten in der Kammer (dem Brustkorb), also in der Nähe des Gescheides (des Bauchraumes) liegt. Körpertreffer beim Wild, seien es nun Kammer- oder Waidwundschüsse, führen aber in der Regel, wenn nicht zu einem schnellen Tod, so doch zu einer erheblichen Schwächung, so dass ein so geschossenes Stück in der Regel zur Strecke kommt, sprich, bei der Nachsuche gefunden wird. Insbesondere kommt ein Stück nicht sehr weit, wenn ihm durch den Schuss der Bauchraum geöffnet wurde, so dass Gescheideteile (Organe des Bauchraumes) austreten oder gar auf der Flucht abgerissen werden.

Es ist eine Tatsache, dass schlechte Schüsse vorkommen und Leid für das Wild bedeuten. Allerdings sind sie bei weitem nicht so häufig wie Jagdgegner mit der hier beispielhaft aufgeführten und analysierten Rhetorik einschließlich glatter Falschbehauptungen, Glauben machen möchten. Die vorangestellte Behauptung, dass mehr als die Hälfte der Schüsse auf Wild nicht dessen sofortigen Tod zur Folge haben, soll diesen Eindruck erwecken. Tatsächlich liegt bei weitem nicht jedes Stück im Feuer, es mögen in der Tat sogar weniger als die Hälfte sein. Was allerdings nicht stimmt, ist dass alles Wild, welches nicht augenblicklich tot umfällt, lange leiden muss.

Als nicht „nicht sofort tödlich“ kann man nämlich ohne weiteres sämtliche Schüsse auf Wild bezeichnen, welches nicht im Feuer gelegen ist. Selbst ein absolut tödlicher Herztreffer hat nicht notwendigerweise den augenblicklichen Tod zur Folge. Sehr oft macht das Stück selbst dann noch einige Todesfluchten, es wird auch berichtet, dass auch hier vereinzelt Fluchtstrecken bis zu 100 m vorkommen. Typisch ist auch, dass auf dem Feld in Waldrandnähe beschossenes Wild noch bis zum Wald flüchtet und sich bei Erreichen der Deckung niedertut und verendet. Damit ist bereits ein erheblicher Teil der „nicht sofort tödlichen“ Schüsse abgedeckt. In diesen Fällen hat das Wild lediglich noch im Sekundenbereich nach dem Schuss gelebt.

Schlechtere Schüsse wie Kammerschüsse, bei denen das Herz nicht gefasst wurde und viele Waidwundschüsse, führen, sofern nicht schnell der Tod durch Schock oder Blutverlust eintritt, zu etwas längeren Fluchtstrecken und das Wild wird nach einer sogenannten kurzen Totsuche gefunden. Hier mag die Überlebens- und damit Leidenszeit des Wildes im Minutenbereich liegen.

Der kleinste Teil der Schüsse jedoch führt zu üblen Nachsuchen, die aber auch nur teilweise erfolglos bleiben. Soweit über solche Nachsuchen Erfolgsquoten genannt werden, muss man dabei im Kopf behalten, dass Kontrollsuchen als erfolglose Suchen gezählt werden, also solche Suchen, bei denen eigentlich kein Hinweis dafür vorliegt, dass das Stück überhaupt getroffen wurde und man nur zur Sicherheit überhaupt nachsucht. Unter den erfolglosen Nachsuchen auf

definitiv angeschossenes Wild wiederum sind aber auch solche, bei denen das Wild überlebt und die Verletzung ausheilt, was bei reinen Wildbretschüssen (Fleischwunden), vor allem im Winter, oft genug vorkommt.

Nimmt man nun den allernüchternsten – und seltenen – Fall an, dass ein Stück Wild beschossen und schlecht getroffen, bei der Nachsuche nicht gefunden wird und sich anschließend einige Tage oder Wochen quälen muss, bis es verendet, ist es per Saldo immer noch besser dran gewesen, als ein Stück Nutzvieh, welches überhaupt nichts von seinem Leben gehabt hat und auch nicht schlechter, als ein wildes Tier, welches durch Krankheit oder Verletzung qualvoll eingeht – was durchaus auch die Folge von nichtjägerischer aber doch menschlicher Einwirkung, etwa einem Verkehrsunfall, sein kann. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle hat ein bei der Jagd erlegtes Stück aber einen weniger unangenehmen Tod als eines, welches in der unberührten Natur einem Raubtier zum Opfer fällt. Die Natur ist grausam und ein Beutegreifer gibt keinen Fangschuss bevor er mit seinem Mahl beginnt.

Man schießt nie gut genug

Selbstverständlich dürfen solche Überlegungen nicht als Freibrief aufgefasst werden, schlecht zu schießen. Wenn einem ein übler Schuss passiert ist, sollte man ruhig ein schlechtes Gewissen haben und sich vor allen Dingen Gedanken über die Ursachen zu machen, und wie man sie abstellen kann. Ein etwas fleißigerer Besuch des Schießstandes als er bei uns üblich ist wäre durchaus auch kein Fehler. So schlecht, wie Jagdgegner glauben machen möchten, kann es aber um die Schießfertigkeiten der deutschen Jäger wiederum auch nicht bestellt sein. Immerhin werden jedes Jahr so ca. 1,7..1,8 Mio. Stück Schalenwild erlegt. Würden dabei Fehlschüsse in einem Ausmaß passieren, wie der Öffentlichkeit hier weismacht werden soll, kämen entweder die Förster, die als Nachsuchenfürher fungieren nicht mehr dazu, ihrer Tagesarbeit nachzugehen oder es würde noch einmal die gleiche Menge Wild im Wald verludern.

Vor diesem Hintergrund relativiert sich dann auch der von F.Werner im folgenden angemeldete Bedarf an einer turnusmäßigen Überprüfung der Schießfertigkeiten:

Dieser Paragraph besagt in Absatz 2, dass der Jagdschein zu versagen ist, wenn Tatsachen die Annahme rechtfertigen, dass die entsprechende Person die erforderliche Zuverlässigkeit oder körperliche Eignung nicht besitzt.

Aber wie sollten die entsprechenden Behörden diesbezüglich verantwortungsbewusste Entscheidungen treffen können, wenn bei den Jagdscheinverlängerungen keinerlei Nachprüfungen statt finden? Man braucht sich daher nicht darüber zu wundern, wenn man bei uns noch so manchen gebrechlichen und halb blinden Achtzigjährigen bei der Jagd antreffen kann, der dazu noch völlig unbekümmert, bezüglich Sehtests und Schießfertigkeitssnachweis, in unserer von Menschen stark frequentierten Natur, mit scharfer Munition herumballern darf. Aber auch mancher revierlose und völlig aus der Übung gekommene jüngere Jäger bedroht als zahlender Gast auf Gesellschaftsjagden oft weniger die Tiere als sich und seine Mitmenschen durch den ungeschickten Umgang mit seiner Schusswaffe.

Es ist nicht nur die Jägerprüfung, die man lediglich einmal im Leben abzulegen braucht. Auch den Führerschein behält man, vorausgesetzt man ist nicht irgendwie auffällig geworden, für immer und ohne dass man zu irgend einem Zeitpunkt noch nachweisen muss, ob man noch in der Lage ist, sicher Auto zu fahren. Es gibt wesentlich mehr Autofahrer als Jäger, so dass das Gefahrenpotential hier um einiges höher zu bewerten ist. Wäre es so, dass tatsächlich durch ungeschickten Umgang mit der Schusswaffe durch ungeübte Jäger eine hohe Gefährdung vor-

handen wäre, würde es auch mehr Unfälle geben. Wohlweislich wird aber hier unterlassen, Zahlen als Belege zu bringen – was zeigt, dass es sich auch bei dieser Argumentation um eine bloße Spekulation handelt.

Braucht ein Jäger überhaupt einen Jagdschein?

Schon weit mehr als nur eine Spekulation, nämlich eine weitere böswillige Unterstellung ist jedoch das auf der nächsten Seite behauptete:

Verstöße gegen das Gesetz sind aber auch wegen der enorm eingegrenzten Kontrollmöglichkeit des Jagdscheines denkbar. Denn zur Kontrolle des Jagdscheines ist nur der Jagdaufseher oder die Polizei berechtigt. Der Jagdaufseher ist aber oft ein Jagd-Kumpel und Polizeikontrollen im Wald, auf den Hochsitzen, sind kaum vorstellbar. Demnach dürfte es für einen Jagdpächter ein leichtes Spiel sein, wenn er irgendwelche Hilfskräfte, anstatt zu bezahlen, lieber mitjagen lässt. Auch Freunde und Gäste könnten so zur Jagdausübung kommen, ohne je eine Jägerprüfung abgelegt zu haben oder gar zur Waffenführung berechtigt zu sein. Durch die eingeschränkte Kontrollmöglichkeit aufgrund der bestehende Rechtslage, begünstigt der Gesetzgeber solche, auch damit zusammenhängenden unnötigen Tierquälereien.

Wie bereits im Kapitel über die angeblichen Naturvergewaltigungen der Jäger – es ging ja dort um die Behauptung verbotener Gaben von Medikamenten und Hormonen an das Wild durch die Jäger – wird dem deutschen Waidmann auch hier pauschal kriminelles Handeln vorgeworfen. Und wiederum geschieht dies lediglich mit der Begründung, dass dies ja schließlich ohne weiteres zu machen wäre. Da nicht bekannt ist, wer oder was sich hinter dem Autorennamen F.Werner verbirgt und in welchen Lebensumständen dieses Individuum lebt, kann man ihn bzw. sie leider nicht fragen, welche kriminellen Dinge er bzw. sie denn einfach aufgrund ihrer bloßen Machbarkeit so treibt. Bekanntlich denkt ja der Schelm so von den anderen, wie er selber ist und an Zeitgenossen mit krimineller Energie scheint es bei Jagdgegnern ja durchaus nicht zu mangeln, wie Aufforderungen zu illegalem Tun auf den einschlägigen Websites sowie beim Hochsitzsägen und ähnlichem erwischte Jagdabschaffewoller eindrucksvoll belegen.

Auch ohne Ahnung argumentiert es sich ganz gut

Neben puren Spekulationen und aus der Luft gegriffenen Anschuldigungen findet man unter den Äußerungen der Bambi-Retter auch jede Menge Verdrehungen von Tatsachen, die sich bestenfalls mit grandioser Ahnungslosigkeit, wenn nicht mit Böswilligkeit erklären lassen. So schreibt F.Werner immer noch auf der selben Seite 84 seines dem Leser nun bereits nur zu gut bekannten Machwerks:

Besonders bei Treib- und Drückjagden sind sehr treffsichere Jäger wichtig. In der Praxis schießen aber doch gerade hier viele ungeübte Jäger mit, was in der Regel auch durch einen enorm hohen Prozentsatz an verletzten und verstümmelten Tieren belegt wird.

Wer auch nur ein kleines bisschen Ahnung von den Gepflogenheiten der Forstämter im Hinblick auf Drückjagden hat, kann über derartigen Unfug nur bitter lachen. In aller Regel sind es die einladenden Förster, an welchen am Ende einer solchen Jagd die Nachsuche auf die beschossenen und nicht zur Strecke gekommenen Stücke hängenbleibt. Deswegen wird sich ein vernünftiger Förster sehr gut überlegen, wen er zu Drückjagden einlädt und wen nicht. Ähnliches gilt für private Jagden: In privaten Revieren fällt nämlich diese Aufgabe den Jagdherren

bzw. von ihnen beauftragten Personen zu, wobei diese oft genug auch wieder Förster sind. Ein großer Teil der Nachsuchenfürher sind nämlich Forstbeamte, da sie im Gegensatz zu anderen Berufstätigen am ehesten für die oft während der Woche untertags anfallenden Nachsuchen noch am ehesten verfügbar sind. Und welcher Jagdpächter möchte schon gegenüber einer Amtsperson durch häufige und schwere Nachsuchen in der Folge seiner Drückjagden auffallen?

Feige, versoffene Killer?

Es kommt aber noch besser:

Nach Ende einer solchen Jagd-Gaudi geht es für viele zuerst einmal zum fröhlichen Feiern, bis hin zum totalen Besäufnis, welches gelegentlich auch schon vor der Jagd mit der einen und anderen in der Runde kreisenden Schnapsflasche begann.

Die vorgeschriebene Nachsuche nach den zu Krüppeln geschossenen Tieren geschieht dann häufig zu einem Zeitpunkt danach. Auch deshalb, damit das verletzte Tier dem Jäger oder Schweißhundeführer nicht mehr gefährlich werden kann, wartet man oftmals einige Stunden ab, bevor man mit dem Nachsuchen beginnt. Bei Einbruch der Dämmerung verschiebt man das Nachsuchen auch oft noch bis zum nächsten Tag. Man lässt das Tier somit in seinem Wundbett liegen. Das hört sich in der Jägersprache auch wieder ganz harmlos und human an. Tatsächlich vegetieren die betreffenden Tiere oft mit wahnsinnigen Schmerzen noch tagelang dahin.

Eine weitere üble Verdrehung der Tatsachen. Wer sich anmaßt, ein „kritisches“ Buch über die Jagd zu schreiben, sollte sich vorher darüber informieren, was dabei geschieht und wie es geschieht. Tut er das nicht, kann er nicht erwarten ernst genommen zu werden. Hat er sich aber informiert und schreibt dann einen derartigen Müll, kann dieser Autor, wenn er nicht so blöd ist, dass er hart am Rande des Schwachsinn balanciert, nur die niedere Absicht verfolgt haben, durch dümmliche und ekelhafte Polemik das vollständige Fehlen von Argumenten zu kaschieren.

Es soll hier ganz offensichtlich der Eindruck erweckt werden, dass Jäger bereits während der Jagd anfangen, sich zu besaufen, Tiere beschießen um dann nach einem Zechgelage den Tieren hinterher zu torkeln, die sie nicht richtig getroffen haben, wobei sie darauf spekulieren, dass die krank geschossenen Stücke innerhalb der Wartezeit unfähig geworden sind, sich zu wehren. Das ist natürlich völliger Blödsinn. Außer bei Äser bzw. Gebrechschüssen und bei Laufschüssen wird bisher in der Tat empfohlen, mit der Nachsuche einige Zeit zu warten, bis das Stück richtig krank geworden ist. Ein krank geschossenes Stück tut sich gerne schon nach kurzer Fluchtstrecke nieder. Lässt man es in diesem Wundbett einige Zeit in Ruhe, wird es immer schwächer und ist, wenn es nicht sogar bereits verendet ist, nach einiger Zeit oft nicht mehr in der Lage zu flüchten und kann so leicht ohne für beide Teile unangenehme Nachsuche abgefangen werden. Müdet man jedoch das kranke Stück vorzeitig auf, kann es durch Zusammennehmen aller Kräfte noch weit gehen und eine schwierige Nachsuche verursachen.

Allerdings kann diese traditionelle Vorgehensweise hinsichtlich der Qualität und Genusstauglichkeit des Wildbrets bedenklich sein: Ist das Stück nämlich schon bald nach dem Schuss verendet und man findet es erst bei einer Stunde später oder erst am anderen Tage erfolgenden Nachsuche, ist die Forderung nach dem alsbaldigen Aufbrechen natürlich nicht mehr zu erfüllen. Wohl nicht zuletzt deshalb sind in letzter Zeit viele Praktiker, vor allem Förster dazu übergegangen, sofort nachzusuchen. Mit guten Hunden kann man auch ein aufgemüdetes

Stück stellen und auch das Problem mit der Jagdgrenze besteht in großen Staatswäldern weniger. Von einem Warten auf Wehrlosigkeit kann keine Rede sein. Auf den Drück- und Ansetzjagden, die ich besuche, erscheinen die Nachsuchenfürher immer erst beim gemütlichen Teil, wenn eventuell erforderlich gewordene Nachsuchen abgeschlossen sind. Was hier behauptet wird, ist also pure Polemik, genauso wie die folgende Passage:

Aber auch die bei einer Nachsuche noch lebend aufgefundenen Jagdopfer erleiden panische Todesängste, was sich oftmals in erbärmlichen Angstschreien ausdrückt, sobald so ein Tier seines Mörders ansichtig wird. Der führt dann eigenhändig und oft ohne jegliche vorherige Betäubung, mit Messerstichen oder mittels Pistolenschuss dessen Hinrichtung aus.

Es wäre interessant zu erfahren, wo F.Werner bei Nachsuchen zugegen gewesen und wo er „schreiende Tiere“ erlebt haben will. Ich persönlich habe noch nie davon gehört, dass Reh-, Rot oder Schwarzwild vor Angst „schreit“ bzw. klagt, wie der korrekte Ausdruck heißt. Selbstverständlich klagt Wild bei starken Schmerzen, aber wohl kaum vor Angst. Wenn ein Stück Wild derart krank ist, dass es den nachsuchenden Jäger an sich heran lässt, ist es auch so apathisch, dass es nicht mehr klagen würde, selbst wenn es das vor Angst sonst tun würde. Derartige realitätsferne Behauptungen hört man jedoch öfter von Jagdabschaffenwollern; sie sind der Beleg dafür, dass es außer dem sattsam bekannten Jäger- auch ein Jagdgegnerlatein gibt. Der Unterschied zwischen beiden besteht darin, dass das Jäger-Latein der Erheiterung dient, das der Jagdgegner jedoch üble Hetze darstellt, welche lediglich das Fehlen stichhaltiger Argumente verdecken soll.

Er darf natürlich nicht verschwiegen werden, dass dem Wild Schmerzen entstehen können, wenn bei der Jagd einmal etwas nicht so läuft, wie es eigentlich laufen sollte. In aller Regel ist die Kugel des Jägers jedoch wesentlich gnädiger als ein Raubtier, welches zu fressen beginnt wenn die Beute sich nicht mehr wehren kann und nicht erst, wenn sie tot ist.

Der letzte Satz des Zitats ist übrigens ein gutes Beispiel, wie man einen kompletten, grammatisch richtigen deutschen Satz dreheln kann, der genau nichts aussagt, aber zum Ziel hat, beim Leser Abscheu zu erregen: Wer bitte soll das bei der Nachsuche noch lebend gefundene Wild bitte töten, wenn nicht der Nachsuchenfürher? Und wie bitte sollte er das Stück betäuben? Sollen wir bei der Jagd etwa noch einen Narkosearzt mitführen, der das Stück vor dem Schuss narkotisiert? Im gleichen dümmlich-dreisten Stil geht es aber noch weiter:

Wenn der Normalbürger mit ansehen könnte, wie ungerührt und brutal viele Jäger mit bereits halbtotgeschossenen Tieren umgehen, er wäre entsetzt. Er wäre auch darüber entsetzt, dass es in unserer zivilisierten Gesellschaft noch immer solche primitiven Barbaren gibt und deren Handeln straffrei ist.

Zunächst muss sich F.Werner hier die Frage stellen lassen, wie er bzw. sie denn darauf kommt, dass ein Jäger ungerührt bleibt, wenn er in die Tat nicht besonders angenehme Situation kommt, bei einer Nachsuche das Stück noch lebend zu finden und abfangen zu müssen? Es ist ja wohl kaum anzunehmen, dass er bzw. sie schon einmal bei einer Nachsuche dabei war. Natürlich bleibt hier nur noch eine Möglichkeit: Es ist wie so vieles in dem Buch und wie so viele der sonstigen Behauptungen von Jagdabschaffenwollern – aus den Fingern gesogen.

Wer ist normal und wer nicht?

Außerdem fragt man sich, was den nun ein „Normalbürger“ sein soll? Ist der Jäger etwa ein

privilegierter Mensch? Oder zielt auch diese Formulierung darauf ab, den Waidmann als unnormal, als perversen Sadisten erscheinen zu lassen? Letzteres mag durchaus die Intention des Textes sein. Nehmen wir aber einmal an, ein solcher „Normalbürger“ würde zufällig Zeuge einer Nachsuche und könnte dabei beobachten, wie ein Jäger ein krankes Stück abfangen muss. Dabei wären verschiedene Reaktionen denkbar: Mancher moderne Stadtmensch ohne näheren Bezug zur Natur wäre wohl in der Tat entsetzt, würde seinen Kindern die Augen zuhalten, könnte in der Nacht nicht schlafen und würde vielleicht den Vorfall bei der nächsten Sitzung mit seinem Therapeuten aufarbeiten müssen. Dabei stellt sich dann jedoch die Frage, wieviel therapeutische Sitzungen wohl erforderlich wären, dürfte der Bedauernswerte einmal die Abläufe beobachten, die bewirken dass er seine Wiener Würstchen auf den Teller bekommt?

Ein anderer Mensch, eventuell jemand vom Land, würde über die Sache hinweggehen, eventuell mit der Bemerkung, dass es in Ordnung sei, ein krank geschossenes Stück auch nachzusuchen oder sich gar, wenn es sich um Schwarzwild handelte und der Zeuge ein Bauer wäre, anerkennend darüber äußern, dass mal wieder einer der verfl... Schadensverursacher zur Strecke gekommen sei. Welcher dieser fiktiven Zeugen wäre wohl der „Normalbürger“, der normale Mensch also? Diese Frage mag sich der Leser nun selbst beantworten...

Wildfolge und was man darüber wissen sollte

In der Tat kann die Nachsuche behindert werden, wenn das Stück das Revier verlässt, in welchem es angebleit wurde. Auch zu dieser Möglichkeit meint F.Werner, seinen Senf dazugeben zu müssen:

Manche dieser Nachsuchen enden auch schon an der Grenze des Nachbarreviers, wenn mit dem Reviernachbar zuvor keine Wildfolgevereinbarung getroffen wurde. Ein Weitersuchen darf dann laut Gesetz erst nach Eintreffen des dortigen Revier-Pächters erfolgen. Wenn der aber nicht kommen kann, sei es aus beruflichen Gründen oder nur weil er lieber selber von seinem Hochsitz aus auf ein eigenes Opfer lauert, dann ist die Nachsuche damit bereits zu Ende.

Auch hier wieder jede Menge Polemik aber keine Ahnung von der Sache. Kein Revierinhaber wird, wenn es irgend geht, es unterlassen zu erscheinen, wenn ein krank geschossenes Stück in sein Revier gewechselt ist. Kommt es nämlich dort zur Strecke, gehört es ihm. Er wird dem Erleger zwar in der Regel die Trophäe überlassen, aber das Wildbret darf er in jedem Falle behalten. Für den Fall aber, dass der Jagdherr des Revieres, in welches ein krankes Stück gewechselt ist, nicht zu erreichen ist, werden heute hegeringweite Regelungen dahin gehend getroffen, dass die Hundeführer der Nachsuchestationen berechtigt sind, über Reviergrenzen hinweg nachzusuchen. Das ist für die jeweiligen Revierinhaber kein Nachteil; im Gegenteil, denn der Nachsuchenfürer sichert damit ja das Eigentum desjenigen Pächters, in dessen Revier das Stück schließlich zur Strecke kommt: Ein Stück, welches bei einer Nachsuche bei ihm zur Strecke kommt, kann er zugunsten seiner eigenen Jagdkasse oder seiner eigenen Gefriertruhe verwerten, von einem, welches in seinem Revier nicht mehr verfolgt wird und dann irgendwo verludert hat er nichts.

Waidgerechtigkeit

Seit Alters her, genauer gesagt, seit das Wild nicht mehr um jeden Preis zum Zwecke des Überlebens erbeutet werden muss, haben wir Jäger einen Ehrenkodex, den wir heute Waidgerechtigkeit nennen. Diese Waidgerechtigkeit war Tierschutz, lange bevor es diesen Begriff gab

und hat sich modernen Erkenntnissen über die Biologie des Wildes sowie teilweise auch geänderten Vorstellungen des Tierschutzes entsprechend weiterentwickelt. An diesem Begriff der Waidgerechtigkeit ziehen sich Jagdabschaffewoller aber gerne hoch. So behauptet F.Werner etwa (S. 85):

Das Tierschutzgesetz ist in vielen Bereichen auf die Jagd nicht anwendbar, da die Jagdausübung einen Sonderstatus gegenüber dem Tierschutzgesetz genießt. Bei der Jagd sind daher Verstöße gegen das Tierschutzgesetz zulässig. Voraussetzung ist nur, dass die Jagd waidgerecht erfolgt. Aber diese Waidgerechtigkeit ist nicht viel mehr als eine von Jägern selbst erstellte sportliche Regelung zur Tötung von Tieren mit Nuancen von Perversion und Idiotie. Sie ist in ihrer Auslegung derart dehnbar, dass kaum eine Form der jägerischen Tierquälerei als nicht waidgerecht einzustufen wäre.

Eines der Körnchen Wahrheit, welche in dieser ansonsten so ziemlich frei erfundenen Behauptung stecken, stammt aus dem § 4 unseres Tierschutzgesetzes, welcher das Töten von Wirbeltieren ohne Betäubung in der Regel untersagt, davon aber einige Ausnahmen macht, unter anderem für die waidgerechte Tötung im Rahmen der Jagd:

§ 4

(1) Ein Wirbeltier darf nur unter Betäubung oder sonst, soweit nach den gegebenen Umständen zumutbar, nur unter Vermeidung von Schmerzen getötet werden. Ist die Tötung eines Wirbeltieres ohne Betäubung im Rahmen weidgerechter Ausübung der Jagd oder auf Grund anderer Rechtsvorschriften zulässig oder erfolgt sie im Rahmen zulässiger Schädlingsbekämpfungsmaßnahmen, so darf die Tötung nur vorgenommen werden, wenn hierbei nicht mehr als unvermeidbare Schmerzen entstehen. Ein Wirbeltier töten darf nur, wer die dazu notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten hat.

Wie man dem Gesetzestext bei genauem Hinsehen entnehmen kann, ist die Betäubung noch nicht einmal generell vorgeschrieben, die Vermeidung von Schmerzen ist das entscheidende. Auch die Ausnahme mit den „unvermeidbaren Schmerzen“ gilt nicht alleine für die Jagd.

Es gibt außerdem noch in § 3 die Ausnahme vom Verbot, ein Tier auf ein anderes zu hetzen und in §6 die Erlaubnis bei Jagdhunden die Rute zu kupieren. Ansonsten kommt ein paar Mal der Passus vor, dass „Vorschriften des Jagd- und Naturschutzrechtes“ unberührt bleiben, wobei man natürlich fragen muss, warum F.Werner nicht auch vom Naturschutzgesetz behauptet, dass es das Tierschutzgesetz „in weiten Teilen außer Kraft setzen“ würde? Vor diesem Hintergrund wird natürlich sofort auch die Lächerlichkeit des folgenden Passus klar:

Bei gerichtlichen Streitigkeiten ist jägerisches Verhalten nur strafbar, wenn gegen diese sogenannte Waidgerechtigkeit verstoßen wurde. Damit ist, wie bereits erwähnt, in unserem Rechtsstaat dieser von Jägern erfundene Unsinn mit der Waidgerechtigkeit den staatlichen Gesetzen, in dem Fall dem Tierschutzgesetz, sogar übergeordnet.

Zu einer derartigen Behauptung kann ein böswilliger Verleumder gelangen, wenn er ganz einfach die Tatsache verdreht, dass tierquälerisches Verhalten per se gegen jegliche Waidgerechtigkeit verstößt: Wird eine im Rahmen der Jagdausübung vorgenommene, tierschutzrechtlich relevante Handlung als strafbar angesehen, verstößt sie immer auch gegen die Waidgerechtigkeit. Umgekehrt wird aber so manches, was tierschutzrechtlich nicht strafbar ist, als nicht waidgerecht angesehen oder sogar vom Jagdgesetz untersagt.

In diesem Zusammenhang ist auch folgendes zu erwähnen: Jagdkritiker (und als solche getarnte Jagdabschaffewoller), welche unbedingt unser bewährtes und vorbildliches Bundes-

jagdgesetz reformieren – besser müsste man sagen deformieren – wollen und sich nicht entblöden, dafür die fadenscheinigsten und dümmlichsten Gründe anzuführen, geilen sich auch sehr gerne am Begriff der Waidgerechtigkeit auf, weil dieser subjektiv und nicht scharf umrissen sei; daher er auch in einem Gesetzestext nichts zu suchen habe und es in anderen Gesetzen so etwas auch nicht gäbe.

Diesen Leuten ist offenbar entgangen, dass das deutsche Recht sogar recht gerne derartige Begriffe verwendet, denn Recht hat sehr viel mit Ethik zu tun, einem Gebiet, auf dem Empfindungen eine große Rolle spielen. Daher lassen sich Gesetze nicht immer mit der Präzision formulieren die mathematischen Verfahrensvorschriften zu eigen ist. Hat man schon einmal gehört, dass jemand die Begriffe „Gute Sitte“, „Treu und Glauben“, „Billigkeit“ oder „Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes“ aus dem Bürgerlichen und Kaufmännischen Recht entfernen möchte? Nun – offensichtlich ist Jagdgegnern und ähnlichen Phantasten wirklich nichts zu abwegig um es in Anschlag zu bringen, wenn es darum geht, ihre verquasteten und kränklichen Vorstellungen zu rechtfertigen.

Jagdgegner haken gerne auch bei denjenigen Regeln der Waidgerechtigkeit ein, die den Schuss auf Wild erschweren. Neben dem (im übrigen vom Gesetzgeber verbotenen) Einsatz von künstlichen Lichtquellen und Nachtsicht-Zielgeräten gibt es da allerdings nur die Regel, dass der Schrotschuss in den meisten Fällen auf Wild in der Bewegung abgegeben werden soll, bei Federwild sogar nur im Flug. Auch F.Werner meint, sich hierüber auslassen zu müssen und zwar auf der Seite 86:

Eindeutig schimmern dafür aber sportlich fixierte Reglementierungen durch. Denn auf größere Tiere dürfen nur Einzelgeschosse abgegeben werden. Mit Schrotschuss wären diese vermutlich zu einfach zu treffen und dieser Schützensport daher zu anspruchslos.

Kleinere Tiere würde man zu oft verfehlen, was bestimmt den Spaß an diesem Sport stark mindern würde. Hier ist daher der Beschuss mit den Streuschuss-Patronen zulässig. Da das Treffen somit wieder zu einfach werden könnte, hat man vermutlich diese Disziplin durch die Regelung erschwert, dass das Tier in Bewegung sein muss. Als eine Jagdausübung mit eindeutig sportlichem Hintergrund, würde ich diese Regelung bezeichnen. Denn, warum darf nicht auf den sitzenden Hasen oder die schwimmende Ente geschossen werden? So wären diese doch wesentlich sicherer zu treffen und es gäbe weit weniger verletzte Tiere.

Wenn Leute wie F.Werner vermuten – eigentlich besteht ja sein bzw. ihr gesamtes „Buch“ zu erheblichen Teilen aus Vermutungen, Spekulationen und (Falsch-)Annahmen – kommt dabei meist wenig intelligentes heraus. Sicherlich wäre ein stehender Hirsch oder Keiler mit der Schrotflinte auf kurze Entfernung leichter zu treffen als mit der Kugel. Allerdings würde ein starker Keiler über einen Schrotschuss unter Umständen nur lachen und auch ein Hirsch lediglich auf unangenehme und gefährliche Weise verletzt werden. Offenbar herrscht hier beim Autor keine Klarheit über die Wirksamkeit der verschiedenen Munitionsarten. Wenn man schon meint, sich in der Öffentlichkeit zu einem Thema äußern zu müssen, sollte man sich wenigstens über die dabei relevanten technischen Gegebenheiten schlau machen, was hier ganz offensichtlich nicht geschehen ist. Zudem ist es auch nicht so viel einfacher, ein Stück Schalenwild auf einer Drückjagd mit Schrot zu treffen als mit der Kugel.

Dass man Hasen nicht im Sitzen schießen darf, ist übrigens auch nicht wahr, denn so mancher Jäger schießt sich seinen Küchenhasen beim Abend- oder Morgensitz mit der kleinen Kugel aus dem Einstecklauf des Drillings und es würde es ihm auch wohl kaum jemand übelnehmen, wenn er dazu den Schrotlauf verwendet. Letzteres unterbleibt aber meist aus dem Grund, dass man nicht gerne auf Blei herumkaut, wenn es sich mit Hilfe der bewährten .22er Hornet vermeiden lässt.

Was man nicht tut, ist den Hasen in der Sasse zu schießen. Ob dass nun allein damit zusammenhängt, dass der Krumme in seinem Bettchen zu leicht zu treffen wäre, darf man bezweifeln: Meister Lampe kann recht hart sein und wenn er in seiner Kuhle sitzt, bietet er darüber hinaus eine recht kleine Trefferfläche für die Schrote. Außerdem würde man dabei auch noch den vorstehenden Hund gefährden.

Wer fordert, dass man schwimmende Enten schießt, zeigt ebenfalls, dass er von der Materie keine Ahnung hat: Jeder Jungjäger weiß, dass es äußerst gefährlich ist, auf Wasserflächen zu schießen, da hiervon die Schrote rikoschettieren, also abprallen und unkontrolliert in der Gegend herumfliegen würden. Man muss nun zugeben, dass es nicht ganz einfach ist, fliegende Vögel zu treffen. Es ist jedoch sicherer für die Menschen die an der Jagd beteiligt sind oder sich zufällig in der Nähe aufhalten, wenn in die Luft geschossen wird als wenn auf die Erde gezielt wird oder gar auf Wasseroberflächen. Auch den Infanteristen, den laufenden Fasan, auf den man als anständiger Jäger nicht schießen soll, kann man unter diesem Aspekt sehen. Bei Federwildjagden sind die Jäger oft so verteilt, dass sie sich gegenseitig gefährden würden, wenn sie woanders hin als nur nach oben schießen würden. Dazu kommt, dass Federwild sich auf dem Boden bzw. dem Wasser oft enger beieinander hält als im Flug und die Gefahr, dass man außer dem Volltreffer beim anvisierten Stück nicht tödliche Randtreffer auf andere erzielt, noch größer ist.

Wie das bei DummschwätzerInnen so oft der Fall ist, stellt sich F.Werner nun aber gleichzeitig bloß, indem er bzw. sie sich selbst widerspricht, wenn er den Jägern vorwirft sportliche Erschwernisse in die Regeln der Waidgerechtigkeit eingebaut zu haben. Was im vorstehend zitierten bereits anklingt, wird gleich darauf ausdrücklich formuliert:

Wer besonders als Jäger solche sportlichen Absichten abstreitet, der streitet dieser Regelung den letzten logischen Inhalt ab und stellt damit das Waidrecht auf ein und dieselbe Intelligenzstufe wie die unüberlegten Spielregeln von kleinen Kindern.

Beklagt nicht F.Werner selbst in vorherigen Kapiteln – vor allem in dem über den angeblichen Psychoterror unter den Tieren – wie auch andere Jagdabschaffenwoller das immer wieder tun, bitter und in weinerlichster Form, dass die bitterbösen Grünfräcke dem Wild keine, aber auch wirklich keine Chance ließen? Wie denn nun? Ist der Jägersmann nun ein Heckenschütze, der mit Hilfe jeweils modernster Technik und dem Einsatz schweren Geräts immer auf Nummer Sicher geht und dem Wild keine Chance des Entkommens lässt? Oder ist er ein spielerischer Luftikus, dessen sportlicher Ehrgeiz es verlangt, das Wild übermütig im Kopfstand rückwärts im Spiegel durch das linke Auge und die Brust in die rechte Kniescheibe zu schießen?

Selbst wenn F.Werner, wie es das Presse- und Online-Recht verlangt, auf seiner/ihrer Website für eine Angabe der „elektronischen Erreichbarkeit“ gesorgt hätte, wäre diesbezügliches Nachfragen wohl mehr als sinnlos, da man eine logische Antwort wohl kaum erwarten können dürfte. Argumente, die ein kritisches Hinterfragen aushalten, wird man bei Jagdabschaffenwollern nämlich in der Tat so gut wie nie finden, nur Behauptungen, wie diese, die sich ein Stückchen weiter unten findet:

Besonders wegen der Regelung, nur auf fliegende Vögel zu schießen, gibt der Jäger häufig einen sogenannten Hebeschuss ab. Dies ist ein Schuss, mit dem er die Tiere aufscheucht. Erst dann erfolgt der Schuss mitten hinein in den aufgeflogenen Entenschwarm. Ein oder zwei schwer verletzte Tiere beginnen abzustürzen, während eine Menge anderer durch Streupartikel ebenfalls getroffener Tiere mit dem Schwarm noch fliehen können. Diese Tiere erleiden ein etwa ähnlich qualvolles Schicksal, wie bereits bei den Fehlschüssen an größeren Tieren beschrieben wurde.

Auch hier wieder die Behauptung eines Verhaltens, das vielleicht hier und dort beobachtet werden kann, jedoch keineswegs der Waidgerechtigkeit entspricht: Die verlangt nämlich, dass man klar auf einzelne Enten oder Gänse zielt und nicht etwa auf gut Glück in den Schwarm hinein ballert. Letzteres wäre sogar ein grober Verstoß gegen die Waidgerechtigkeit, was aber Jagdabschaffenwoller so wenig interessiert wie sie andere Tatsachen interessieren, die ihre Behauptungen als unrichtig weil frei erfunden entlarven.

Sicherlich gibt Leute, die einfach in Federwild-Pulks hinein ballern, aber ein solches Verhalten kann sehr leicht den Jagdschein kosten, der ja bei wiederholten, schweren Verstößen gegen die Waidgerechtigkeit zu entziehen ist. Es ist auch nicht von der Hand zu weisen, dass durch derartiges Verhalten, aber auch beim waidgerechten Schuss, schlechte Treffer passieren und nicht gewollt beschossene Vögel in Mitleidenschaft gezogen werden können, wie gefundene Exemplare mit im Körper verkapselten Schrotkörnern ja belegen. Dass diese aber dann lange zu leiden haben, kann man wohl als Jagdgegnerlatein ansehen: Zum einen haben solche Exemplare ja die Verletzung ganz offensichtlich wieder ausgeheilt; zum anderen wird ein anständiger Jagdherr nach einer Flugwildjagd mit Hunden nachsuchen, schon um das Wildbret der betreffenden Stücke zu erhalten.

Federwild welches nicht bei der Nachsuche gefunden wird und so schwer verletzt ist, dass es die Verletzungen nicht ausheilen kann, wird so fern es flugunfähig ist, sehr schnell vom Fuchs erlöst werden. Soweit es noch fliegen kann, wird dies mit hoher Wahrscheinlichkeit ein Greifvogel übernehmen; bekanntlich sind diese Jäger ja Meister darin, aus einem Schwarm Vögel einen kranken heraus zu kennen und gezielt zu schlagen.

Jagdabschaffenwoller schrecken noch nicht einmal davor zurück, Jägern einen Vorwurf daraus zu wachen, dass sie sich so verhalten, wie es Jagdgesetz und Waidgerechtigkeit gebieten. Das beweist der Passus, den F. Werner kurz nach dem obigen absondert:

Nach dem Absturz, den viele Tieren überleben, wird das entsprechende Opfer dann von dem Jagdhund erfasst und dem Jäger gebracht.

Dies alles zeigt noch einmal, dass Jagd kein Töten aus der Distanz ist, bei der man nur den Finger zu krümmen, aber ihn ansonsten nicht zu beschmutzen braucht. Jäger sind Metzger in der freien Natur, die eigenhändig Tiere erstechen oder erschlagen. Oft werden die Tiere dann an Ort und Stelle von dem jeweiligen Jäger auch noch ausgenommen. Das Gedärme der Tiere wird dabei nicht immer notdürftig verscharrt, sondern bleibt in vielen Fällen offen im Gebüsch liegen, um noch anschließend damit Füchse anzulocken.

Polemik pur. Mal wieder. Was bitte soll der Jäger anderes tun, als nach dem Schuss dafür zu sorgen, dass er seiner Beute auch habhaft wird, vor allem wenn sie noch nicht tot ist und er sie im Sinne von Waidgerechtigkeit und Tierschutzgesetz zu töten hat um ihr Leiden zu beenden? Und warum wohl schreibt das Jagdgesetz vor, dass bei der Jagd auf Federwild Hunde mitzuführen sind? Und was bitte, ist daran auszusetzen, dass Jäger ihre Beute – dem Lebensmittelrecht entsprechend – unverzüglich verwerten?

Völliger Blödsinn ist natürlich auch das Geseires mit dem Töten auf Distanz: Hat vielleicht irgendwo irgendwer behauptet, dass Jagen immer nur Töten auf Distanz sei und der Jäger niemals etwas im direkten Kontakt zu töten hätte? Wiederum ein typisches Beispiel für die von Verfechtern haltloser Thesen gerne gebrauchte Taktik, eine Behauptung zu widerlegen, die vom Diskussionsgegner nie aufgestellt wurde.

Schließlich gelingt F.Werner aber auch noch das unüberbietbare Kunststück, sich, ohne es auch nur zu merken, in einem einzigen Satz gleich zweimal selbst zu widersprechen: Wo bzw. wie bitte werfen die Jäger den Aufbruch des Federwildes nun hin? Offen oder ins Gebüsch? Und wie bitte soll man einen Fuchs schießen, wenn er die hingeworfene Lockspeise gemächlich in der Deckung des Gebüschs verzehren kann?

Eine kleine Bemerkung zum Abfangen kranken Wildes sei mir hier aber noch gestattet: In der Tat bin ich persönlich mir nicht sicher, ob ich – ohne es unbedingt tun zu müssen um essen zu können – in der Lage wäre, ein Tier zu töten, welches gesund in meine Hände gelangt, wie das etwa beim Schlachten der Fall wäre. Was selbstverständlich nicht heißt, dass ich deswegen Menschen verurteile, die das tagtäglich für mich tun, da ich ja schließlich auch anderes Fleisch als Wildbret esse. Es ist auch tatsächlich so, dass das Abfangen eines kranken Tieres für mich kein Vergnügen ist. Ich tue es trotzdem und ich tue es auch selbst dann eigenhändig, wenn ich mich darum drücken könnte. Das gehört zum Handwerk und wer auf Distanz den Finger krumm machen kann, darf zwar gerne heilfroh sein, wenn das Stück bereits verendet ist, wenn er hinzu kommt, er darf sich aber nicht scheuen, es notfalls auch selbst abzufangen, wenn das notwendig ist. Andernfalls sollte er das Jagen sein lassen, es wir ihm sicherlich niemand daraus einen Vorwurf machen.

Zankapfel Fangjagd

Ein besonders heißes Eisen stellt die Jagd mit der Falle dar, gibt es doch sogar ansonsten durchaus passionierte Jäger, welche sie rundweg ablehnen. Auch ich persönlich bin nicht wirklich glücklich damit. Die Fangjagd ist ein uraltes Handwerk, das bis vor nicht allzu langer Zeit zum Teil noch mit Konstruktionen betrieben wurde, die es sicherlich bereits in der Steinzeit gegeben hat und die durchaus den Tatbestand der Tierquälerei erfüllen.

Genau aus diesem Grunde wurde das Arsenal des deutschen Trappers vor Jahren gewaltig ausgedünnt, es sind nun nur noch solche Fallen erlaubt, die sofort töten, oder aber unversehrt fangen; darüberhinaus gibt es jetzt jede Menge Sicherheitsvorschriften, deren Beachtung zumindest einmal die Gefährdung von Menschen weitgehend ausschließt.

Unter den nun mehr nicht mehr zulässigen Fallen sind auch alle diejenigen, die man mit kostenlosem, weil im Revier herumliegenden Material selbst bauen konnte. Die noch erlaubten Fallen sind teuer; oft selbst dann noch, wenn man sie, wie z.B. die Kastenfalle, selbst baut. In einer großen Kastenfalle aus Holz stecken schnell einmal 50 € für Material; Schlageisen kosten gegen 100 € oder mehr. Billig und leicht selbst zu bauen sind nur kleine Fallen, für die man wenig Material braucht, wie etwa die Wiesel-Wippbrettfalle.

Darüber hinaus ist die Fangjagd eine Sache, die eine Menge Geduld und Zeit erfordert. Da, wie bei der sonstigen Raubwildjagd auch, heute der pekuniäre Anreiz in Form hoher Erlöse für die erbeuteten Bälge fehlt, wird sie nur noch von wenigen Jägern ernsthaft betrieben. Da sie aber nach Ansicht vieler erfahrener Praktiker der Niederwildhege für eine wirksame Prädatorrenkontrolle als unerlässlich betrachtet wird, hat sie trotz allem wohl noch eine Berechtigung, nicht zuletzt deswegen, weil Prädatorrenkontrolle meist unerlässlich für den Artenschutz in der

Kulturlandschaft ist – auch wenn Jagdabschaffenwoller diese Tatsache nicht wahrhaben wollen.

Nonchalant und von Fachwissen kaum oder gar nicht belastet sind aber auch die Behauptungen der Jagdabschaffenwoller zum Thema „Fangjagd“. Auch F.Werner, der bzw. die in seinem/ihrer Buch ja, wie ich bereits zu Anfang dieses Werkes schrieb, so ziemlich jeden Unfug kompiliert hat, der von Bambi-Rettern, Jagdstörern und Hochsitzsägern verbreitet wird, ließ es sich nicht nehmen, sich hier nach Kräften zu blamieren. Obwohl es auf diesem Gebiet für Jagdabschaffenwoller noch am ehesten möglich wäre zu punkten, glänzen diese Zeitgenossen auch hier mit grandioser Inkompetenz. So steht auf der Seite 86 unten des famosen Wernerschen „Standardwerks“ das folgende:

Verstößt jedoch ein Jäger gegen diesen §19, indem er auch alte Mordwerkzeuge weiterhin benutzt, dann ist das auch nicht weiter schlimm, denn dann begeht er nach § 39 BJG nur eine Ordnungswidrigkeit, also einen bedeutungslosen Gesetzesverstoß. Entsprechend niedrig könnte so auch die Hemmschwelle zur weiteren Verwendung der alten Fallen bleiben.

Das hier natürlich lediglich wieder spekuliert wird „... könnte die Hemmschwelle ...“ sein, verwundert wohl kaum mehr jemanden. Aber auch der tatsächliche Sachverhalt wird verkannt. Die Ordnungsgelder, die bei Verstößen gegen das Jagdrecht verhängt werden, welche lediglich Ordnungswidrigkeiten darstellen, sind nämlich auch nicht immer aus der Portokasse bezahlbar, wie aus Absatz 3 des genannten § 39 BJG hervorgeht:

Die Ordnungswidrigkeit kann mit einer Geldbuße bis zu fünftausend Euro geahndet werden.

Um diesen Betrag kann man sich schon eine ganz gute Ausstattung mit erlaubten Fallen leisten. Dazu kommt, dass natürlich auch der Straftatbestand der Tierquälerei erfüllt ist, wenn man ein Tier in einer nicht zugelassenen Falle fängt, der schnell auch zum Entzug des Jagdscheines führen kann. Vom Verstoß gegen die Waidgerechtigkeit ganz zu schweigen, der – und nicht zu Unrecht – bei Tierquälerei immer vorliegt und der auch zum Entzug des Jagdscheines führen kann, ganz zu schweigen. Wieder einmal ein typisches Beispiel für die halbe Wahrheiten, mit denen Jagdabschaffenwoller und andere Sektierer gerne arbeiten und die eben bekanntlich ganze Lügen sind. Aber auch vor völligen Unwahrheiten schreckt man nicht zurück, wenn man als Sektierer nichts hat, was die Bezeichnung „Argument“ verdient, wie auf der Seite 87 einmal mehr klar wird:

Nur beim Auftreffen des Schlagbalkens ins Genick ist dem Tier ein relativ schneller Tod beschieden. Das Auftreffen auf den Brustkorb führt zu Lungenquetschungen und zu einem langsamen und qualvollen Tod. Auch Quetschungen im Bauchbereich waren nicht selten und nicht weniger tierquälerisch tödend.

In der Tat trifft der Fallenbügel nicht immer das Genick, wirkt aber nach Ansicht der Fachleute auch im Brustbereich recht schnell tödlich. F.Werner nennt bei seinen Absonderungen über die Fallenjagd auch Fälle und Zahlen über angeblich lange in der Falle leidende Tiere und Fehlfänge, sogar von geschützten Tierarten. Solche Dinge mögen in der Tat vorkommen, allerdings hat F.Werner nach den sonstigen hanebüchenern Behauptungen in „Was Jäger verschweigen“ sämtliche Glaubwürdigkeit verloren und es ist das, was hier steht, mag es zum Teil auch richtig sein, dennoch wertlos. Natürlich wird auch in diesem Zusammenhang kräftig auf die Tränendrüsen gedrückt, und exemplarisch Szenen beschreiben, die angeblich irgendwann irgendwer erlebt haben soll.

Ein anderer, scheinbar ein Neuling und vielleicht daher noch etwas mehr sentimental beschaf-

fener Jäger, entdeckte innerhalb von neun Tagen sieben Bussarde in seiner den Vorschriften entsprechenden Schwanenhalsfalle.

"Tot war keiner und es war scheußlich, wie sie mit angst- und qualvoll verdrehten Augen einen anstarrten." Mit diesen Worten beschrieb er danach sein Jagderlebnis.

Ein weiteres Fallenjagderlebnis schilderte ein verdutzter Jäger, der seine Schwanenhalsfalle nicht mehr vorfand. Nur noch die abgerissene Kette war stummer Zeuge irgend eines dramatischen Vorfalls. Nach mehr als einem Jahr fanden dann Waldarbeiter das Eisen neben dem schon bemoosten Gerippe eines Wildschweins.

Ein solches Flüchten mitsamt der Falle ist eine Ausnahme. Die meisten der z.B. nur an Pfote oder Schnauze gefangenen und überlebenden Tiere müssen dann unter entsetzlichen Schmerzen bei Wind und Regen, bei Kälte oder Sommerhitze aushalten bis irgendwann ihr Mörder erscheint, um sie zu erschlagen.

Zunächst sollte man als Autor, wenn man schon Berichte von irgendwelchen namenlosen Jemands – die fast schon so klingen, wie die bekannten modernen Legenden, die dem Freund eines Freundes widerfahren sein sollen – als Argumentationsstoff verwendet, diese ein wenig auf Plausibilität prüfen, wenn man ernst genommen werden will. Hat nämlich schon mal jemand Vögel gesehen, die die Augen verdrehen? Es ist eine bekannte biologische Tatsache, dass Vögel dies nicht können, da sie über sehr wenig bewegliche Augen verfügen; bei Eulen z.B. sind sie vollständig unbeweglich. Davon kommt übrigens auch der bekannte seltsame, weil starre Blick von Vogelaugen.

Dahingestellt sei, ob jemand, der idiotischerweise hintereinander 7 Bussarde in einem Schwanenhals fängt, auch idiotisch genug ist, dies einem Jagdgegner zu erzählen. Jedenfalls ist er kein Jäger, sonst hätte er sich Gedanken gemacht, warum ständig Bussarde in seine Falle gehen. In eine vorschrittmäßig gestellte Falle dürfen keine Greifvögel gehen, da sie genau aus diesen Grunde nach oben verblendet sein muss. Schon gar nicht fängt sich ein Greifvogel in einer Falle, die in einem Fangbunker steckt.

Ein solcher Fangbunker nämlich ist das richtige Mittel um auch den Fang zu großer Tiere zu vermeiden, wie es z.B. das Wildschwein aus dem zweiten Tränendrüsen-Beispiel wäre. Wir sollten F.Werner hier noch dankbar sein, dass er das arme Tier schon hat länger tot sein lassen und nicht berichtet hat, dass die Waldarbeiter das Wildschwein nach über einem Jahr noch im Todeskampf angetroffen hätten. Spaß beiseite: Ein solcher Fangbunker ist auch die beste Vorkehrung gegen die Gefährdung spielender Kinder und Deppen, die an allem, das sie sehen, herumgefummelt haben müssen. Man richtet das Eisen im Fangbunker nämlich so ein, dass es, abschlägt und damit die Sicherheit herstellt wenn jemand den Deckel öffnet. Damit wird verhindert, dass überhaupt jemand in das gespannte Eisen fassen kann.

Nicht nur eine weitere Halb-, sondern eine faustdicke Unwahrheit stellt die folgende Passage dar, welche auf der Seite 87 zu finden ist:

Oft zieht sich das langsame qualvolle Sterben in der Falle über mehrere Tage hin, da die Totschlagfallen nicht täglich kontrolliert werden müssen.

Offensichtlich bezieht der Verfasser seine Kenntnisse aus irgendwelchen Romanen über Trapper, die in der Wildnis von Alaska ihre -zig Kilometer langen Fallensteige nur alle paar Tage kontrollieren. Bei uns jedenfalls ist es Vorschrift, täglich zu kontrollieren, wie man das z.B. im § 5 Abs. 3 der Durchführungsverordnung zum Landesjagdgesetz von Baden-Württemberg nachlesen kann:

Die nach Absatz 1 zulässigen Fallen sind vom Fangjagdausübenden zu kontrollieren:

- 1. Fallen der Fallentypen A, B, D und E mindestens einmal täglich,*
- 2. Fallen des Fallentyps C (Wiesel- Wippbrett-Kastenfalle) mindestens zweimal täglich mittags und abends, spätestens jedoch 12 Stunden nach der Fängischstellung der Falle.*

In der Praxis sollte ein waidgerechter Jäger seine Fallen morgens kontrollieren, da sich ja das Raubwild vorwiegend nachts fängt. Besser ist es, die Fallen zwei mal täglich zu kontrollieren, wie das ja bei der Wieselfalle sogar vorgeschrieben werden. Bei einem Fehlfang ist das Leiden des gefangenen Wildes schlimm genug, es muss nicht länger als unbedingt nötig andauern. Fallenjagd erfordert nun einmal Zeit und Aufwand.

Aber auch in Lebendfallen müssen Tiere lange mit Todes-Angst und dement-sprechendem Stress oder Panik oft in Hitze oder Kälte ausharren, bis der Jäger kommt, sie aus der Falle heraus in einen Sack schüttelt und dann damit so lange auf den Boden schlägt bis sie endlich tot sind. Ob dieser edle Waidmann in dem Moment auch an seinen Waidwerksspruch denkt und mit diesem Handeln den Schöpfer im Geschöpfe ehrt?

Auch hier wird wieder kräftig auf die Tränendrüsen des Lesers gedrückt. Es soll der Eindruck entstehen, dass in Lebendfallen gefangene Tiere in diesen tagelang leiden, was natürlich wiederum falsch ist. Tägliches Kontrollieren ist hier Vorschrift und noch wichtiger als bei Totschlagfallen. Die Tötung von in Lebendfallen gefangenen Tieren hat natürlich nach dem Tierschutzgesetz, also unter der größtmöglichen Vermeidung von Schmerzen zu erfolgen, andernfalls macht der Jäger sich strafbar.

Es stellt sich nun noch die Frage inwiefern die lebend gefangenen Tiere in der Falle leiden. Eingesperrtsein in einem engen Raum, das klingt für den Menschen nach Horror. Für Tiere scheint das weniger belastend zu sein. Ansonsten wäre es ja z.B. auch Tierquälerei, Hunde im Auto in den bekannten Transportboxen zu transportieren. Mag das nun noch daran liegen, dass der Hund in gewisser Weise darauf vertraut, das sein Mensch ihn schon wieder aus dem Gefängnis entlassen wird, ist dies aber bei wilden Tieren wohl kaum der Fall. Aber selbst Tier- und Naturschützer transportieren wilde Tiere – zum Beispiel um sie irgendwo zwecks Wiederansiedlung auszusetzen – in Kisten, ohne dass diese Anzeichen von Panik zeigen. So gesehen kann ja wohl der Aufenthalt in einer Kastenfalle kein solches Trauma für ein Tier darstellen, wie es z.B. einem Menschen widerfahren kann, der mit dem Aufzug stecken bleibt.

Die Lebendfalle stellt nun wohl die tierschutzgerechteste Fangmethode dar. Vor allem kann man versehentlich gefangene geschützte bzw. geschonte Tiere unversehrt wieder in die Freiheit entlassen. Ein anständiger Jäger tötet auch keine in der Falle gefangenen Haustiere, selbst wenn im jeweiligen Fall die rechtlichen Voraussetzungen dafür gegeben sind. Kennt man den Besitzer und steht auf gutem Fuße mit ihm, liefert man Fifi oder Maunzi persönlich ab und redet ihrem Menschen ins Gewissen.

Andernfalls gibt es Polizeidienststellen, welche derartige „Fundsachen“ annehmen müssen.

Wenn das nicht ohne Kosten für den Besitzer abgeht – um so besser. In diesem Falle wird dann auch nicht das Tier gestraft, welches nichts dafür kann, sondern der stattdessen verantwortliche Halter und man selbst läßt sich keinen „Tiermord“ auf das Gewissen.

Das beste wäre natürlich, jede Falle mit einer Meldereinrichtung auszurüsten, die den Fangjäger beim Auslösen unverzüglich informiert. Es gibt auf dem Markt bereits mindestens ein Gerät, welches Vorgänge wie das Zuschnappen einer Falle, Aktivität an einer Kirmung oder auch Manipulationen an einem Hochsitz mittels via SMS über Mobilfunk meldet. Zu diesem Zweck kann das Gerät an die unterschiedlichsten Rezeptoren angeschlossen werden, vom einfachen Kontakt über Quecksilberschalter bis zum Bewegungsmelder.

Allerdings wäre es sehr aufwändig, an jeder Falle ein solches Gerät anzubringen. Diese Lösung sollte daher noch dahingehend verfeinert werden, dass man preisgünstige, kleine Sender (die auf einem der für Überwachungs- und Steuerungsaufgaben vorgesehenen Bänder arbeiten) für die einzelnen Überwachungsstellen hat, die einen Identifizierungscode an eine Zentrale senden, wenn ein Ereignis eintritt. Diese kostspieligere Zentrale könnte dann irgendwo im Revier gut versteckt, wettergeschützt und gegen Diebstahl sowie Zerstörung gesichert angebracht sein und dem Jäger den Identifizierungscode desjenigen Senders per SMS übermitteln, von dem das Signal kam. Elektronik bei der Jagd gilt zwar im allgemeinen als nicht besonders waidmännisch, jedoch sollte man hier nicht päpstlicher sein als der Papst: Die Deutsche Waidgerechtigkeit ist kein starres Regelwerk und wenn es darum geht, dem Wild unnötige Leiden zu ersparen, darf es schon auch einmal ein wenig moderne Digitalelektronik sein.

Zweifellos kostet eine solche Ausstattung der Fallen Geld, was sich aber bei einem System wie dem vorgeschlagenen in Grenzen halten dürfte und so gegenüber den, wie bereits erwähnt, sowieso nicht billigen Fallen nicht so sehr ins Gewicht fallen würde. Schön wäre es natürlich, wenn da noch, wie früher einmal, ansehnliche Sümmchen aus den Verkaufserlösen der Bälge in die Jagdkasse plätscherten. In der Phantasie von Jagdgegnern scheinen diese Zeiten weiter zu leben, den auf Seite 89 findet man bei F.Werner das folgende:

Bezüglich der Fallenstellerei, besonders beim Niederwild, ist ein wirklich notwendiger Anlass, unter allen den von Jägern vorgetragenen Scheinargumenten, nicht erkennbar. Dennoch gibt es zwei Beweggründe zur Fallenstellerei und Kleintierjagd. Zum einen geht es bei diesem Töten nur um den damit zusammenhängenden jagdlichen Spaß und die Freude beim Beutemachen und zum anderen auch noch um eine finanzielle Verlockung. Letztere ist Anreiz genug, um als Jäger den Pelz tragenden Jagdkonkurrenten mit doppeltem Wohlwollen das Fell über die Ohren zu ziehen. Denn mit guten Bälgen lässt sich die private Jagdkasse schon um einiges aufbessern, vor allem dann, wenn die Felle keine Einschusslöcher aufweisen.

F.Werner möchte den Jägern jetzt also auch noch Geldgier unterstellen. Dabei muss man sich aber fragen, wie lange er oder sie bereits den Elfenbeinturm der reinen Jagdabschaffenwoller-Lehre schon nicht mehr verlassen hat? Es ist kaum zu glauben, dass jemand, der sich anmaßt, über die Jagd Bescheid zu wissen, noch nicht mitbekommen hat, dass sich die Jagd auf Pelztiere bereits seit Jahrzehnten nicht mehr lohnt, da kaum mehr etwas für die Bälge zu bekommen ist. Wie bereits in Kapitel 6 im Zusammenhang mit der allgemeinen Raubwildbejagung dargelegt, ist dies ja auch ein Grund dafür, dass sich die Füchse derart vermehrt haben und damit zum Problem für das Niederwild geworden sind.

Jagd ohne Hund ist Schund

Als Jäger tut sich mancher kund,

*Als Waidmann unverdrossen;
Doch gleicht der Gute ohne Hund
Der Leiter ohne Sprossen.
(Jägerspruch)*

Waidgerechtigkeit und Jagdgesetz verlangen vom Jäger bekanntlich, dass er einen brauchbaren Hund zur Verfügung hat, sofern das nötig wird. Bei den wohl am meisten ausgeübten Jagdarten, dem Ansitz oder der Pirsch auf Schalenwild, genügt es, wenn ein solcher für den Fall einer erforderlichen Nachsuche disponibel ist; bei anderen Jagdarten, wie zum Beispiel der Jagd auf Federwild, muss er mitgeführt werden. Was wäre auch die Jagd ohne unsere vierläufigen Waidgenossen?

Aber selbst an der Ausbildung und am Einsatz unserer Jagdhunde müssen sich Jagdabschaffenswoller wie F. Werner hochziehen (S.89):

Ein anderes aber nicht weniger grausiges Kapitel der Jagd ist der Umgang mit dem Jagdhund.

Man vermutet zwar bei vielen Jägern wenigstens gegenüber ihrem Jagdhund eine gewisse Tierliebe. Auch gibt es über diese Tierliebe viele Artikel in Jagdzeitungen. Aber ob das wirkliche Tierliebe ist? Oder ist es nur die Verwechslung mit dem Gefühl der Genugtuung, über die treue Untergebenheit und den selbstlosen Einsatz des Hundes für jägerische Interessen? Ob diese Liebe zum Jagdhund mit der Liebe zum gut funktionierenden Auto etwa gleichzusetzen ist? Sobald die Zuverlässigkeit nachlässt schlägt diese vermeintliche Liebe bei vielen in Hass um. Tritte, Schläge und für viele ist es letztlich die Kugel für den Hund, die so manche merkwürdige Liebe beendet hat.

Was gibt diese Passage inhaltlich her? Genau das gleiche wie so vieles, was Jagdgegner absondern: exakt nichts. Dafür Polemik, Vermutungen und böswillig Unterstellungen: Aus welchem Grunde sollte ein Jäger schlechter mit seinem Hund umgehen als ein nicht jagender Hundehalter?

Sicher: Es gibt Jäger, die gehen lieblos und schofel oder sogar brutal mit dem besten Freund des Menschen um. Ich selbst habe solche Burschen auch schon kennen gelernt, sie gemahnt und mich sogar über dieses Thema mit ihnen herum gestritten. Bei manchen Menschen ist es eben noch nicht durchgedrungen, dass es keine Schläge braucht um einem Hund klar zu machen, was man von ihm will und dass man einen Mitarbeiter und ein Familienmitglied nicht in einem Käfig (ich glaube man nennt so etwas Zwinger) vor der Tür wohnen lässt. „Hart“ wird ein Hund, wenn man bei Wind und Wetter mit ihm draußen ist und nicht, wenn er in der Kälte schlafen muss. Davon verschleißt er nur vorzeitig.

Aber der Umgang mit dem Hund hängt nicht davon ab, ob einer Jäger ist. Es gibt genug andere Hundehalter, die ihre Hunde übel behandeln und es gibt auch viele Jäger, bei denen jeder gerne Hund wäre. Genau genommen, sollte man einem Jäger, der seinen Hund mies behandelt, den Jagdschein fortnehmen, da er vermuten lässt, dass es bei ihm an der Achtung vor der Kreatur mangelt. Bei vielen Hundehaltern – seien sie nun Jäger oder nicht – ist es aber nur Gedankenlosigkeit; sie haben es in der Regel nicht besser gelernt und machen es eben so, wie „man das schon immer gemacht hat.“ Hier könnte Aufklärung weiterhelfen, doch gehört dazu die Bereitschaft zu lernen und daran hapert es halt vielerorts noch. Warum es aber gerade die Jäger sein sollen, die ihre Hunde mies behandeln, darüber schweigt sich F. Werner aus – Hauptsache, man hat wieder einmal gehetzt.

In diesem Stil geht es auch weiter:

Noch immer, soweit es noch Hasen im Revier gibt, werden hier bei der Frühjahrsprüfung die vorhandenen Anlagen des noch jungen Hundes auf der "Hasenspur" geprüft. Dabei muss der Hund den Fluchtweg eines zuvor aufgeschreckten Hasen anhand der Geruchspur verfolgen. Jährlich werden in unserem Land dabei etwa 14.000 Feldhasen verfolgt. Dies führt zu einer enormen Störung, auch der anderen Wildtiere. Da diese Störung im Frühjahr stattfindet, wenn viele Tiere brüten oder ihren Nachwuchs groß ziehen, muss dadurch auch mit einem Verlust von Jungtieren gerechnet werden.

Kompetenz pur, ist man versucht hier zu kommentieren. Möchte uns F.Werner vielleicht erklären, wie man die Anlagen eines jungen Hundes überprüfen soll, wenn nicht, indem man sie ausprobiert? Wo die angegebene Zahl von 14.000 Feldhasen-Verfolgungen herkommt, bleibt zwar wieder einmal im Dunkeln, das tut aber nichts zur Sache. Was schadet es einem Feldhasen, wenn er ein wenig gejagt wird? Zumal es sich bei den Prüflingen bei den Jugendsuchen (die meint F.Werner ja wohl mit dem selbsterdachten Terminus „Frühjahrsprüfung“) noch um Welpen handelt. Auch nicht mehr, als es schadet, wenn der freilaufende Wauzl eines Spaziergängers mal hinter einem zufällig erwiderten Hasen her rennt. Ein einzelner Hund erwischt übrigens kaum jemals einen gesunden Hasen oder ein gesundes Reh. Wäre das nämlich so einfach, könnte man Hunde kaum bei Treib- und Drückjagden einsetzen, denn sie würden ja entweder das Wild selbst reißen oder so kurz hinter ihm kommen, dass dabei andauernd Hunde durch Schüsse verletzt und getötet würden.

Auch mit der behaupteten Störung der anderen Wildtiere kann es nicht weit her sein: Derartige Suchen wurden bereits zu Zeiten abgehalten, als es noch jede Menge Niederwild gab. Sie können dessen Bestand daher wohl kaum beeinträchtigen; es würde im anderen Fall sich ja auch wohl kaum ein Revierinhaber finden, der sein Revier für eine derartige Prüfung zur Verfügung stellt. Natürlich ist dies kein Freibrief für Hundehalter, ihre Hunde da frei laufen zu lassen, wo es Jungwild gibt. Die Belastung durch eine Jugendsuche betrifft ein Revier vielleicht einmal im Jahr, Hundeausführer kommen jedoch jeden Tag. Wenn man seinen Hund laufen lässt, dann bitte auf frisch gemähten Wiesen, da wird kaum etwas passieren können.

Auch die Arbeit mit der lebenden Ente ist einer der Punkte, auf denen Jagdabschaffewoller gerne herumreiten; F.Werner tut das auf Seite 90:

Eine weitere unbegreifliche Methode der Jagdhundausbildung ist das Üben an der lebenden Ente. Je Jagdhund werden dabei etwa 20 Enten verbraucht. Der Hund soll dabei immer jeweils ein solches, vom Jäger zuvor flugunfähig gemachtes und im Schilf ausgesetztes Zuchttier aufstöbern und aufs offene Wasser hinaus, in den Schussbereich des Jägers treiben.

Nicht selten kommt es dazu, dass der Hund das lebende Tier ergreift oder aus Angst untergetauchte Enten ertrinken.

Von den durchgestandenen Todesängsten der Enten kann man dabei nur etwas erahnen.

Bei jährlich etwa 5 000 auszubildenden Hunden ergibt sich ein jährlicher Bedarf von etwa 100.000 Übungsenten.

Abgesehen davon, dass mir die Zahl von 20 Enten pro Hund doch etwas hoch gegriffen erscheint (F.Werner nimmt es mit Zahlen ja nicht so genau, wie bereits an anderer Stelle klar wurde), stellt sich hier die Frage, ob F.Werner sich mit Übungsenten unterhalten und sie über ihre Empfindungen während der Verfolgung befragt hat?

Die Problematik des Stöberns hinter der lebenden Ente ist schon lange erkannt und durch entsprechende Vorschriften ein wenig entschärft worden. Es sollen pro Hund nur bis zu drei Enten verwendet werden, was natürlich einerseits nicht nachzuprüfen ist; andererseits aber sind die Enten auch ein Kostenfaktor.

Was F. Werner hier verschweigt, ist dass das flugunfähig Machen der Ente heute dadurch geschieht, dass ihr ein Papiermanschette um eine Schwinge gelegt wird, welche sich nach einiger Zeit im Wasser auflöst und die Ente freigibt, so dass sie nicht elend eingeht, wenn der Hund sie nicht bekommt. Das passt natürlich nicht zu dem Bild, welches hier vom Jäger entworfen werden soll. Daher wird hier ganz offensichtlich bewusst der Eindruck erweckt, dass der Hundeführer die Ente durch Verstümmeln flugunfähig mache.

Zur Verwendung gelangen in der Praxis außer Stockenten auch Hochbrut-Flugenten, also eine Sorte wildfarbener Hausenten. Sie müssen nach der JGHV-Prüfungsordnung mit dem Schwimmen, Tauchen und dem Annehmen von Deckung vertraut sein, sprich: sie müssen artgerecht aufgezogen worden sein. Da die Ente – wenn sie es nicht schafft, dem Hund zu entgehen – waidgerecht zu töten ist, spricht nichts gegen ihren Verzehr. Das ist das normale Schicksal einer Ente; die Leiden, welche ihr mit der Verfolgung zugefügt werden, darf man getrost als gering gegenüber dem Los von anderem Geflügel ansehen. Wer also – außer jemandem, der kein Geflügel aus der üblichen Haltung isst – möchte sich überhaupt anmaßen, diese Facette der Jagdgebrauchshunde-Ausbildung zu verurteilen, wenn er durch seine Essgewohnheiten wesentlich größeres Tierleid verursacht?

Auch der sogenannte Härtestrich für Jagdhunde ist eine beliebte Zielscheibe für die Kritik der Jagdabschaffenwoller. Der Härtestrich ist ein Prädikat, welches ein Hund bekommt, der selbständig wehrhaftes Raubwild oder Raubzeug tötet. Da die Hundeausbildung durch Hetzen auf lebende Tiere nach dem TSchG verboten ist, kann der Härtestrich nur noch vergeblich werden, wenn sich zufällig eine Situation ergibt, in welcher der Hund ein wehrhaftes Stück Raubwild oder Raubzeug abwürgt und dies durch einen entsprechend qualifizierten Zeugen bestätigt wird. Auch darüber ereifert sich F. Werner (S.90):

Unbeeindruckt von dieser Entwicklung vergibt der JGHV weiterhin auch noch den "Härtestrich" als eine ganz besondere Auszeichnung für Jagdhunde. Früher konnte man den Hund dazu einfach auf eine Katze hetzen, an der er seine Unerschrockenheit beweisen musste. Heute ist solche Tierquälerei verboten. Aber die Härtestrich-Auszeichnung gilt weiter. Der Hund braucht ja nur im Beisein eines Prüfers versehentlich ein Katze zu erwischen. Solange die Auszeichnung anerkannt ist, werden solche Zufälle von Jägern wohl begünstigt werden. Mit Lebendfallen lassen sich die erwünschten Katzen ja auch recht leicht beschaffen!

Abgesehen davon, dass F. Werner hier einmal wieder, ohne dafür Beweise zu haben noch irgendwelche Fälle nennen zu können, gestützt auf bloße Spekulation einer Gruppe von Menschen pauschal kriminelles Handeln unterstellt, muss es gar keine Katze sein, die der Hund würgt. Ein Fuchs genügt auch und einem solchen heutzutage im Revier zu begegnen dürfte ja wohl um einiges einfacher sein, als eine Katze entsprechend zu lancieren, ohne dass der Richter das merkt. Man stelle sich das einmal vor: Während der Richter und der Hundeführer mit dem Hund durchs Revier gehen, steht ein vom Jäger gedungener Helfershelfer hinter einem Busch und lässt eine Katze laufen. Das dürfte ohne Wissen des Richters kaum funktionieren; die Behauptung F. Werners unterstellt also nicht nur den Jägern kriminelle Machenschaften, sondern impliziert darüber hinaus noch das Mitwissen oder gar Mitwirken der Richter bei derartigem Tun. Und wenn es so wäre: Das wäre doch eine prima Gelegenheit für die Jagdabschaffenwoller, den Jägern eins auszuwischen, indem sie eine solche Handlung beobachten und dokumentieren. Warum konnten sie das bisher nicht, wenn das behauptete angeblich ständig geschieht?

Dass halbe Wahrheiten ganze Lügen sind, wurde ja bereits mehrfach erwähnt. Das ist bei diesem Thema unvermeidlich, denn genau aus solchen bestehen die „Argumente“ der Jagdabschaffenwoller soweit sie nicht bloße Spekulationen, Legenden oder komplett falschen, offenbar frei erfundenen Tatsachenbehauptungen darstellen. Gleich im Anschluss an die zuletzt zitierte Passage findet sich wiederum ein astreines Beispiel für diese Halbwahrheiten:

Da das Mitempfinden des Jägers mit den Tieren so außergewöhnlich ist, braucht man sich auch nicht darüber zu wundern, wenn diese zur Ausbildung von Teckel und Terrier in Schliefanlagen, das sind künstliche Gangsysteme, ihre Hunde auch auf Füchse oder Dachse hetzen. Damit sollen die Hunde lernen, später in der freien Wildbahn die entsprechenden Wildtiere aus ihren Bauten heraus vor die Flinte der Jäger zu treiben. Man kennt inzwischen akzeptable Alternativmethoden der Hundebildung im Bau. Aber auch die lehnt man bis jetzt noch ab.

Was hier verschwiegen wird, ist wesentlich: Es gibt in der Tat solche Schliefanlagen. F. Werner möchte den Eindruck erzeugen, dass hier wehrlose Füchse und Dachse von Hunden zerfleischt werden. Darum wird auch verschwiegen, dass Hund und Fuchs in der Schliefanlage immer durch Schieber getrennt gehalten werden, so dass keiner von beiden ernsthaft verletzt werden kann. Die Füchse, welche hierzu verwendet werden, machen das gewissermaßen „beruflich“: Sie werden in der Schliefanlage tierschutzgerecht gehalten, bekommen ihr Futter und kennen den Betrieb bereits, so dass es für sie kein großer Stress mehr ist, sich mit den Hunden herumzukabbeln.

Mord und Totschlag im Wald

Ein bei den Jagdabschaffenwollern ebenfalls äußerst beliebter Themenkreis ist die angeblich hohe Gefährdung der Bevölkerung durch die Jagd einschließlich tatsächlicher und angeblicher Straftaten von Jägern. Bei F. Werner kommt dieses Thema auf der Seite 96 zur Sprache, und wird, wie so vieles in diesem Elaborat, rein spekulativ, dafür aber um so reißerischer behandelt:

Da Jäger die Waldwege als Schussbahnen benützen, sind Wanderer auf diesen Wegen oft mehr gefährdet als die angeblich abseits der Wege leichter mit Tieren verwechselbaren Pilzsammler. Besondere Gefahr besteht in der Abenddämmerung und bei einsetzender Dunkelheit für alle diejenigen, welche sich etwas verspätet haben. Von jedem neben einem Waldweg positionierten und von einem Jäger besetzten Hochsitz geht dann höchste Lebensgefahr aus. Besonders für die, welche sich ohne Licht, oder ohne lautes Rufen nähern.

„Höchste Lebensgefahr“ geht also von einem besetzten Hochsitz aus! Wie viele Menschen – vor allem Hundehalter und andere Freiluftfreunde – liebe(r) Herr/Frau Werner, gehen denn jeden Abend noch einmal im Wald spazieren und wie viele davon kehren täglich auf der Trage des Rettungswagens oder im Zinksarg zurück? Oder anders gefragt: Wie viele der Leute hingegen, die es mit knapper Not lebend wieder aus dem Wald heraus geschafft haben, werden auf dem restlichen Heimweg durch bebauten Gelände – sei es zu Fuß oder mit dem Fahrzeug, sei es verschuldet oder unverschuldet – Opfer eines Verkehrsunfalls?

Natürlich können von den Jagdabschaffenwollern auch hier keine Zahlen genannt werden, denn sonst wäre die Lächerlichkeit solcher Argumentation zu offensichtlich. Von den tatsächlichen Unfallzahlen wird aber später noch zu sprechen sein.

Selbstverständlich liegt es im Bereich des Möglichen, dass ein Jäger einen Menschen mit

einem Stück Wild verwechselt oder ein verirrtes Geschoss jemanden trifft. Diese Fälle sind aber bei uns in Deutschland sehr, sehr selten, anders als in Ländern mit schlechter oder gar keiner Ausbildung der Jäger, wo sie aber auch lange nicht so häufig sind, wie die Medien auf den ersten Blick vermuten lassen, die solche Fälle, wenn sie einmal vorkommen, weidlich ausschlichten um Blatt oder Sendezeit zu füllen.

Im Prinzip gehen auch von jedem Auto, jeder Friteuse, ja jedem Föhn, sogar jeder Treppe, jedem Ziegeldach und von tausend anderen Dingen tödliche Gefahren für den Benutzer und andere aus. Damit diese minimiert werden, gibt es Regeln für den Umgang mit Dingen, solche, die uns der gesunde Menschenverstand eingibt und solche, die in Form von Unfallverhütungsvorschriften, Arbeitsanweisungen, Verkehrsregeln und dergleichen veröffentlicht werden. Da aber nicht immer alle Regeln eingehalten werden und auch bei größter Vorsicht immer und überall etwas schief gehen kann, gibt es eben Unfälle – sogar bei den (scheinbar) harmlosesten Dingen: Vor einigen Jahren wurde hier in der Gegend ein Junge bei einer Modellflug-Show von einem Modellflugzeug getroffen und tödlich verletzt. So etwas ist natürlich tragisch, aber noch lange kein Grund das Modellfliegen zu verbieten – auch wenn einem bei so einem Vorfall als erstes zunächst der Gedanke kommt, das man so etwas eigentlich verbieten müsste.

Bei näherer Betrachtung des Sachverhaltes und nüchterner Überlegung wird man aber schnell zu der Einsicht gelangen, dass es kompletter Blödsinn wäre, etwas zu verbieten, nur weil es einmal damit einen tödlichen Unfall gegeben hat. Wieviel Menschen kommen z.B. um, weil sie gemeint haben, in der Badewanne einen Föhn oder einen elektrischen Rasierapparat benutzen zu müssen? Kommt deswegen jemand auf die Idee, Föhns, Rasierapparate oder Steckdosen im Badezimmer zu verbieten?

Nüchterne Überlegungen und sachliche Argumentation sind aber nicht das Ding der Jagdabschaffenwoller. Deshalb phantasiert F.Werner auch lustig weiter:

Inzwischen gibt es zwar Nachtsichtgeräte, aber deren Einsatz war bisher nicht waidgerecht und somit verboten. Zudem mindern solche Geräte keinesfalls die Gefahr für Menschen, wenn die Kugel eines Jägers ihr Ziel verfehlt und längs des Waldweges fliegt, von wo sich zufälligerweise aus etwas größerer Distanz ein vom Jäger nicht bemerkter Wanderer nähert.

Lebensgefahr droht von Hochsitzen aber auch ganz besonders an Waldrändern, da diese meistens lückenlos im Schussfeld der in diesem Bereich installierten Hochsitze liegen und von dort auf austretendes Wild gewartet wird.

Zunächst einmal muss man hier korrigieren: Selbstverständlich ist der Einsatz von Nachtsichtgeräten bei der Jagd erlaubt. Was beim Sprechen recht ist, muss beim Schreiben billig sein, nämlich die altbewährte Regel, dass man vorher sein Gehirn einschalten sollte, und zwar um sich zu überlegen, was man sagen bzw. schreiben will und möglichst auch dessen Richtigkeit anhand verfügbarer Informationen zu überprüfen. Will sagen: Bevor man etwas schreibt, sollte man recherchieren.

Hätte F.Werner das getan, hätte er oder sie den folgenden Sachverhalt eruiert: Verboten sind lediglich Nachtsichtzielgeräte. Aber nicht, weil sie nicht waidgerecht wären, sondern weil sie zu den verbotenen Gegenständen nach § 2 WaffG in Verbindung mit der zugehörigen Anlage 2 Abschnitt 1 gehören. Nachtsichtgeräte, welche man nicht auf Waffen montieren kann, sind zum Beobachten und Ansprechen des Wildes weder gesetzlich verboten noch verstoßen sie gegen die Waidgerechtigkeit. Dass es jedoch Jagdabschaffenwollern sehr häufig an Kenntnissen in der Sache mangelt und dass sie ferner ungeachtet dessen alles möglich behaupten, was ihnen in den Kram zu passen scheint, ist nichts neues.

Wenn es alle heilige Zeit einmal vorkommt, dass ein Jäger einen Unbeteiligten trifft, dann liegt das in der Regel daran, dass er eine oder gar mehrere Sicherheitsmaßnahmen nicht beachtet hat. Die allerwichtigste Regel besagt, dass man ganz genau wissen muss, auf was man zielt (be sure of your aim), dass man das Wild also sicher angesprochen haben muss. Dazu gibt es einen hübschen Spruch, den ein jeder Jagdschein-Aspirant im Jägerkurs eingebläut bekommt:

*Es ist des Jägers erst' Gebot:
Was Du nicht kennst, dass schieß' nicht tot!*

Genauso wichtig sind jedoch die zweite und die dritte Regel. Es darf sich nichts zwischen Schütze und Ziel befinden (be sure of your front aim) und es muss hinter dem Ziel ein Kugelfang vorhanden sein, damit sicher gestellt ist, dass die Kugel nicht unkontrolliert weiter fliegt, nachdem sie das Ziel verfehlt oder durchschlagen hat (be sure of your back aim).

Dass diese Vorsichtsmaßnahmen in aller Regel auch eingehalten werden, sieht man daran, dass bei der Jagd in Deutschland sehr, sehr wenig passiert und F.Werner spekulieren muss, anstatt konkrete Fälle nennen zu können.

Dass nun ein Kugel längs eines Waldweges fliegt, kann nur passieren, wenn ein Jäger von einem ungünstig aufgestellten Hochsitz einen idiotischen Schuss abgibt, indem er nämlich schießt ohne einen Kugelfang zu haben, weil er entweder ein Gefälle hinunter oder in höher gelegenes Gelände zielt. Bei einem Hochsitz auf einer einigermaßen ebenen Fläche müsste das Geschoss vor dem Aufprall auf dem Boden einen Knick machen um parallel zu ihm weiter zufliegen. Wie das ganze nun aber mit dem an anderer Stelle (im Zusammenhang mit den Vorderlaufschüssen, Zitat auf Seite 114) behaupteten Sachverhalt zusammen gehen soll, dass Jäger meist steil vom Hochsitz herunter schießen, weiß wohl – wenn überhaupt jemand – nur F.Werner.

Was ist dran an den Horrormeldungen über die Jagd?

Im Gegensatz zu F.Werner machen andere Jagdabschaffenwoller auf ihren Websites klägliche Versuche, die angeblich außerordentliche Gefährlichkeit von Jagd, Jägern und Jagdwaffen zu dokumentieren in dem sie einen Kessel Buntes anrühren, in dem allerhand Meldungen über Unfälle bei der Jagd, mit Waffen und (angebliche) Untaten von Jägern, in der Regel auch aus längst vergangenen Jahren, damit es nach mehr aussieht, vor sich hin dümpeln. Bei näherem Hinsehen wirkt das ganze eher lächerlich, wobei man jedoch immer bedenken sollte, dass die meisten Leute eben nicht genau hinsehen und sich von den jeweils aufgeführten Schlagzeilen beeindruckend lassen, ohne die Berichte genauer anzusehen.

Ein typisches Beispiel findet sich im Netzauftritt des bereits erwähnten Kurt „Schafft die Jagd ab“ Eicher, dem „Biologen“ und Schulmeister aus Heilbronn. Unter der Rubrik „Jagdunfälle und Straftaten 2006“ fanden sich am 21.03.2006 ganze 27 Medienberichte zu allerhand Vorkommnissen auf vier Kontinenten, die teilweise in mühsam konstruiertem oder auch gar keinem Zusammenhang mit der Jagd stehen. Dabei befassen sich auch noch zum Teil mehrere Meldungen jeweils mit dem gleichen Vorfall. Das ist Eichers „Ausbeute“ aus fast einem Vierteljahr Jagd auf der ganzen Welt:

www.abschaffung-der-jagd.de/opfer/menschenalsjaegeropfer/jagdunfaelleundstrafaten2006/index.html

Allein die Geschichte von dem Jagdunfall, den Dick Cheney verursacht haben soll, ist mit

drei Meldungen vertreten. Eine weitere befasst sich mit den Jagdtoten, die es 2005 in Italien gegeben habe und eine mit behördlichen Kontrollen bei niedersächsischen Waffenbesitzern. Zwei Geschichten haben den tragisch-idiotischen Vorfall zum Thema, bei dem die kleinen Töchter eines Jägers mit einem geladenen Gewehr ihres Vaters gespielt haben, wobei eine zu Tode kam. An diesem Vorfall aufgehängt ist ein Hetzartikel gegen den privaten Waffenbesitz, der ebenfalls den Weg in Abschaffung-der-Jagd-Eichers „Schreckenskabinett“ gefunden hat, ferner ist die Gerichtsverhandlung über einen Vorfall aus dem vergangenen Jahr vertreten. Das sind nun bereits einmal sieben Artikel, denen gar keine (eigenen) Vorfälle zugrunde liegen.

Ferner gibt es einen Bericht über die Schussverletzung eines 7jährigen Mädchens mit einer Kleinkaliberpistole und einen über einen tödlichen Unfall als zwei Jugendliche mit einer Waffe ungeklärter Herkunft herum hantierten. Das sind zwei Berichte, die mit der Jagd überhaupt nichts zu tun haben, von Eicher wohl aber deswegen mit aufgenommen wurden, damit es auf der Seite nach etwas mehr aussieht. Nicht viel anders ist es mit dem Schüler, der beschuldigt wird, einen pensionierten Lehrer erstochen und dessen Frau schwer verletzt zu haben; der einzige Zusammenhang mit der Jagd besteht darin, dass die mutmaßliche Tatwaffe ein *Jagd*-messer war. Möglicherweise würde auch ein Massenmörder nach Art des bekannten Fritze Haarmann in solchen Aufstellungen erscheinen, wenn er aus seinen Opfern *Jagdwurst* gemacht hat.

Das sind schon einmal zehn Berichte von 27, mit denen Eicher die Liste um mehr als 50% aufgeblasen hat. Doch es geht noch weiter: Vier der Meldungen befassen sich mit Vorfällen bei denen Jäger Spaziergänger oder Sportler bedroht haben *sollen*, wobei es außer den jeweils bedrohten keine Zeugen gibt. In einem Fall war der Jäger – ein Bauer – noch nicht einmal bewaffnet oder auf der Jagd, sondern mit seinem Traktor unterwegs, in einem anderen dieser vier Fälle geht es um einen Gerichtstermin, der verhandelte Vorfall hat bereits letztes Jahr statt gefunden, hat in einer Aufstellung von Vorfällen aus dem Jahr 2006 nichts zu suchen und konnte beim Termin überdies vorerst nicht bewiesen werden.

Dass in allen diesen Fällen die Schuld der jeweils bezichtigten Bürger noch lange nicht erwiesen ist, hindert Eicher jedoch nicht, sie mit dem Aufführen auf seiner Liste – die ja laut Titel vorgibt, außer Jagdunfällen auch Straftaten zu listen – vorzuverurteilen bevor sie ein ordentliches Gericht für schuldig befunden hat. Nebenbei stellt sich natürlich die Frage, wie Eicher derartige Praktiken mit seinem Pochen auf Demokratie und Rechtsstaat vereinbart, zwei Werten, denen er überdies als Studienrat, als Beamter im allgemeinen und als Lehrer im besonderen, ja in außerordentlichem Maße verpflichtet ist.

Es sind also weitere vier „Ereignisse“, die wir von Eichers Aufstellung abziehen dürfen. Damit ist aber noch lange nicht Schluss: Ein Artikel befasst sich mit den Klagen irgendeiner Frau darüber, dass in der Nähe ihres Hauses – im übrigen ganz legal – gejagt wird. Ein weiterer handelt von internen Querelen zwischen Jägern, die darauf beruhen, dass die einen Wildschweine tot geschossen haben, von denen sie hätten wissen sollen, dass sie von einem anderen aufgezogen und wieder in die Freiheit entlassen worden waren. Rechtlich ist das aber nicht relevant, wenn auch eventuell schofel gehandelt; es handelt sich dabei also weder um einen Jagdunfall noch um eine Straftat. Schließlich ist da noch ein Brief von einer Familie, den Eicher bekommen haben will: Angeblich haben die Leutchen mitbekommen, wie ein Jäger einen Hund für einen Fuchs gehalten und erschossen hat. Das mag sein, es mag aber auch nicht sein. Ein nettes Versatzstück für ein Machwerk zur polemischen Stimmungsmache – nur: auf eine Liste wahrer Vorkommnisse gehört so etwas nicht.

Man darf auch fragen, was der Amoklauf in Madrid damit zu tun haben soll, dass der Täter angeblich „begeisterter Hobby-Jäger“ war? Außerdem war er auch Wachmann und sein Ausrasten wird auf Mobbing am Arbeitsplatz zurückgeführt. Würde ein Journalist mit dem selben

oder einem ähnlichen Wortlaut darauf hinweisen, dass es sich bei irgendeinem Straftäter um einen Türken oder einen „Angehörigen einer nicht sesshaften Minderheit“ gehandelt habe, würde er von politisch korrekten Gutmenschen geteert und gefedert werden. Bei Jägern darf man das, genauso wie man Soldaten als Mörder bezeichnen darf.

Was bleibt nun von der ganzen Eicherschen Seite, die auf den ersten Blick von Blut trieft wie eine druckfrische BILD-Zeitung? Ein paar teilweise wirklich tragische Unfälle in Deutschland, Indien, Afrika, den USA, Ungarn und der Schweiz nebst einem geistig verwirrten Mann, der Drohungen ausgestoßen hat und zufällig auch Jäger war, wobei die Behörden richtig reagierten und die Sicherheit wieder herstellten. Insgesamt drei Tote und ein paar Verletzte auf vier Kontinenten bei Jagdunfällen bzw. Unfällen mit Jagdwaffen – genau drei schreckliche Einzelfälle, natürlich genau drei zuviel. Die Stadtverwaltung einer Großstadt wäre froh, wenn in ihrem Straßenverkehr im gleichen Zeitraum nicht mehr passieren würde. Das war alles, was Eicher an schrecklichem, durch bitterböse grüne Männer verschuldetem Ungemach auflisten konnte, obwohl er sich sicher nach Kräften bemüht hat. Ansonsten: Heiße Luft – eigentlich ein Beleg dafür, dass bei der Jagd fast nichts passiert, aber wer analysiert die reißerisch aufgemachte Seite so genau, wie ich das hier getan habe?

Speziell zu dem bei den Jagdtoten mitgezählten tragischen Unfall, bei dem sich ein kleines Mädchen mit dem Jagdgewehr ihres Vaters erschossen hat oder von ihrer Schwester erschossen wurde, ist aber noch mehr zu sagen: Selbstverständlich ist es ein bodenloser Leichtsinn, nein, es ist pure Idiotie eine geladene Waffe in der Reichweite von Kindern liegen zu lassen. Selbstverständlich hat der Vater sein Recht auf Waffenbesitz – welches ich ja bekanntlich jedem Bürger zugestehe – verwirkt, da er sich als unzuverlässig erwiesen hat, so wie es jeder verwirkt hat, der sich als unverantwortlich im Umgang mit gefährlichen Dingen erwiesen hat, auch wenn dabei nichts passiert ist.

Was auffällt ist aber das folgende: Wer sich als leichtsinnig im Umgang mit Waffen erweist, ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auch leichtsinnig im Umgang mit anderen gefährlichen Dingen. Der Unterschied: Den Umgang mit den meisten der Dinge, die für Kinder genauso gefährlich sind wie eine Waffe, will kein Mensch verbieten: Hätte es das gleiche Geschrei in den Medien samt Forderung von Verbot gegeben, wenn die kleine Nancy eine Stricknadel in eine ungesicherte Steckdose gesteckt, Abflussreiniger getrunken oder im zwölften Stock auf dem Balkongeländer geturnt hätte? Will jemand Plastiktüten, Töpfe mit heißem Wasser oder Fett, Gartenteiche oder auch nur eines von diesen und tausend anderen unspektakulären Dingen verbieten, die allesamt für Kinder zu tödlichen Gefahren werden können, wenn die Erwachsenen nicht Fuchs und Hase sind? Und warum wird man – und selbstverständlich durchaus zu Recht – streng bestraft, wenn man seine Waffen nicht ordentlich aufbewahrt, aber nicht, wenn man in einem Haushalt mit Kindern ungesicherte Steckdosen hat, gefährliche Putzmittel nicht wesperrt oder Plastiktüten herumliegen lässt?

Das schlimmste daran: Es wird in dem ganzen Medien-Zirkus um den tödlichen Unfall die spektakuläre Seite hervorgehoben, die Waffe nämlich, aber das wirklich entscheidende verschwiegen: Der idiotische Leichtsinn des Vaters. Warum? Die Antwort ist ebenso simpel wie wahr, ebenso richtig wie provokativ: Weil der Leser das nicht lesen will. Er müsste ja dann den Finger, mit dem er jetzt auf die bösen, bösen Waffenbesitzer zeigt – samt den drei anderen, die dabei auf ihn selbst zeigen – dazu verwenden, sich an die eigene Nase zu fassen. Ein Journalist jedoch, der es gewagt hätte, zu schreiben, dass die Ursache des schrecklichen Todes der kleinen Nancy in letzter Konsequenz nicht der Jagdschein und die waffenrechtliche Erlaubnis ihres Vaters waren, sondern sein krimineller Leichtsinn, der bei vielen anderen – und in der Mehrzahl waffenlosen Menschen oder gar Waffen ablehnenden – aber auch vorhanden ist, wäre moralisch geteert und gefedert worden. Vertan worden aber ist die Chance, auf diesen Sachverhalt hinzuweisen – und so gesehen haben die Medien möglicherweise eine Mitschuld

am Tod des nächsten Kindes, welches von einem Hochhausbalkon stürzt oder unter einer Plastiktüte erstickt.

Wie gefährlich ist Jagen wirklich?

Viel mehr an schrecklichen Vorkommnissen gibt die Jagd – vor allem in Deutschland – aber ganz offensichtlich auch wirklich nicht her. Möglicherweise ist ja in dem behandelten Zeitraum noch ein Angehöriger eines bisher unentdeckten Indianerstammes am Amazonas umgekommen, weil er sich an der vergifteten Spitze eines seiner Jagd Pfeile gepiekt hat. Es ist auch durchaus möglich, dass Schafft-die-Jagd-ab-Eicher hier eine diesbezüglich unergiebigere Zeitspanne erwischte hat. Beim Stöbern auf der Eicherschen Website findet man aber auch einen Artikel aus der „Zeit“, der dokumentiert, wie wenig in der Tat bei der Jagd passiert – obwohl das sicherlich nicht seine Intention ist, wohl nicht einmal die des Autors, ganz sicher aber nicht die Eichers:

<http://www.anschaffung-der-jagd.de/opfer/menschenalsjaegeropfer/waidmannsunheil/>

Gleich zu Beginn nennt Mark Spörrle, der Autor des Artikels, Zahlen: drei bis acht Menschen würden jährlich bei der Jagd erschossen, einige Hundert weitere erlitten Schussverletzungen. Bereits im nächsten Absatz wird aber schon klar, dass hier offensichtlich unsauber recherchiert wurde, denn auf einmal ist nur noch von der gleichen Zahl tödlicher Unfälle die Rede, die ja nicht immer mit Waffen passieren müssen. Das legt nahe, dass auch die „einigen Hundert“ anderen Unfälle nicht alle mit Waffen zu tun haben. In der Tat findet sich – wiederum auf Eichers famoser Anti-Jagd-Website – die Unfallohäufigkeit, wie sie von den für die Sicherheit bei der Jagd zuständigen landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften angegeben wird, und zwar schreibt Eicher auf der Seite „Menschen als Jägeropfer“, zu finden unter

<http://www.anschaffung-der-jagd.de/opfer/menschenalsjaegeropfer/>

das folgende:

Jährlich werden den Landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften rund 800 Jagdunfälle gemeldet (Quelle: www.lsv-d.de) - wobei diese Zahl sicherlich nur die Spitze des Eisberges ist.

Die Zahl hat Eicher offensichtlich nicht gefallen, also kann er es nicht lassen, nach der Art der Jagdabschaffenwoller wieder einmal haltlos zu spekulieren. Wenn er schon einmal eine Quelle, obzwar eine unzureichend bezeichnete, nennen kann, macht er den so gewonnenen Hauch von Seriosität sogleich wieder mit dümmlichem Geschwafel zunichte: Selbstverständlich erlangt die landwirtschaftliche BG keine Kenntnis davon, wenn ich mir beim Hochsitzbau einmal mit dem Hammer auf den Daumen hauen – weil ich deswegen nicht zum Arzt gehe. Einen solchen „Eisberg“ an Bagatellverletzungen gibt es aber in jeder Branche.

Fest steht hingegen, dass Unfälle, die eine ernsthafte ärztliche Behandlung, eventuell sogar einen Krankenhausaufenthalt, erforderlich machen, sehr wohl in aller Regel bei der jeweils zuständigen BG aktenkundig werden. Wer schon einmal mit einer Unfallverletzung bei einem Arzt oder gar in der chirurgischen Ambulanz eines Krankenhauses war, weiß, dass hier der Unfallhergang samt Randumständen protokolliert wird und zwar nicht zuletzt um den zuständigen Kostenträger festzustellen. Was nun speziell Schussverletzungen angeht, so werden diese ausnahmslos aktenkundig, weil jeder Arzt – ungeachtet der ärztlichen Schweigepflicht – verpflichtet ist, diese bei den Behörden anzuzeigen.

Die Zahl von 800 Unfällen soll aber nun einmal als richtig weil plausibel gelten, schon deswegen, weil sie Eicher ganz offensichtlich nicht gefällt. Das entscheidende ist aber wieder einmal das, was Schafft-die-Jagd-ab-Kurt verschweigt: Diese Zahl umfasst alle Arbeitsunfälle, die im Zusammenhang mit der Jagd geschehen sind und bei der BG aktenkundig wurden – und nicht, etwa wie offensichtlich vorgespiegelt werden soll, nur Schussverletzungen. Der absolute Unfall-Hit auf der Jagd sind aber nicht etwa diese, sondern ganz banale Hochsitz-Unfälle, wie man von den landwirtschaftlichen BGen erfahren kann.

Ferner gehören dazu jede Menge Arbeitsunfälle der Art, wie sie überall da passieren können, wo mit Kettensägen, scharfen Werkzeugen, schweren Maschinen und dergleichen herumhandelt wird. Besonders bei den Revierarbeiten im Rahmen der Freizeit-Jagd mögen hier Unfälle sogar häufiger sein als in Profi-Betrieben, da es ja eher Amateure sind, die hier mit Motorsägen und Traktoren Arbeiten ausführen, die sonst von Land und Forstwirten, also ausgebildeten Fachleuten ausgeführt werden; obschon aber gerade Bauern ja auch nicht als Kirchenlichter im Bezug auf die Einhaltung von Unfallverhütungsvorschriften gelten. Sei das wie es sei: Wenn nun die Jäger die Abwechslung vom Büro- oder Fabrikalltag in Form von körperlicher Arbeit an der frischen Luft mit dem Risiko bezahlen, sich mit dem Fichtenmoped ins Bein zu sägen oder vom halbfertigen Dach eines Hochsitzes zu fallen, so ist das ihr Problem und nicht das des Bürgers. Dem entstehen durch solche Unfälle noch nicht einmal Kosten, denn die werden ja von der Berufsgenossenschaft getragen, für die der Jagdherr Beiträge bezahlt.

Es ist nun natürlich drin, dass gerade bei den tödlichen Unfällen die Schussverletzungen besonders vertreten sind. Allerdings gelten in der Regel Wegeunfälle aus Sicht der BGen als Arbeitsunfälle und so mag sich unter Mark Spörrles jährliche „Erschossenen“ auch immer wieder einmal einer mischen, der sich auf der Fahrt ins Revier oder vom Revier nach Hause mit dem Auto erschlagen hat. Soweit es sich tatsächlich um Schusswaffentote handelt, sind das aber auch wiederum größtenteils Jäger, schon deshalb, weil es sich dabei oft um Unfälle handelt, bei denen sich Jäger selbst erschießen. Einer der Standardunfälle dabei dürfte der Bauchschuss sein, den sich mancher beibringt, wenn er seine Waffe am Lauf vom Rücksitz des Jagdwagens angelt. Ist sie geladen, nicht gesichert aber gespannt und bleibt dann auch noch der Abzug irgendwo hängen, kann man durch den betreffenden Waidgenossen hindurchsehen. Es ist dafür zwar die Koinzidenz von vier verschiedenen Umständen erforderlich; jedoch steigt die Wahrscheinlichkeit dafür natürlich mit der Häufigkeit, mit der dieser Blödsinn gemacht wird.

Lassen wir nun aber vorerst einmal den Umstand außer Acht, dass die Opfer von Schusswaffenunfällen bei der Jagd überproportional häufig selbst Jäger sind. Nehmen wir ferner die Obergrenze der tödlichen Unfälle an, die bei acht pro Jahr liegt, so bedeutet das, dass bei gut 80 Millionen Deutschen, jedes Jahr ein Zehnmillionstel der Bevölkerung durch die Jagd zu Tode kommt. Statistisch gesehen bedeutet das, dass der Bundesbürger 10 Millionen Jahre leben muss um einmal von einem Jäger erschossen zu werden. Rein statistisch hätte er in dieser Zeit (bei je zwei Tipps im Mittwoch- und Samstagslotto) fast 150 Mal einen Sechser im Lotto gehabt, wäre auch ein- bis zweimal vom Blitz getroffen worden, 875 Mal Opfer eines für ihn tödlichen Verkehrsunfalles geworden, hätte sogar etwas mehr tödliche Verkehrsunfälle selbst verursacht und wäre außerdem noch 750 Mal tödlich im Haushalt verunglückt.

Rechnet man nun aber hinzu, dass es gar nicht jedes Jahr acht Jagdtote sind, die beklagt werden müssen und dass diese meist selbst auf der Jagd waren, als sie ihr Schicksal erlitten, wird klar, dass die Wahrscheinlichkeit, als Nichtjäger von einem Jäger versehentlich in die ewigen Jagdgründe befördert zu werden in Deutschland praktisch gleich Null ist. Dass es z.B. in Italien jährlich mehr Tote gibt, spricht nicht gegen die Jagd – und nein, auch nicht gegen die Italiener – sondern für eine fundierte Ausbildung der Leute, die man mit Schusswaffen in der Gegend herumlaufen lässt. Alle Behauptungen, welche unglaublichen Gefahren von der Jagd ausgehen würden, von F.Werner, Kurt Eicher, Dag Frommhold und wie sie alle heißen, ent-

behren jeglicher sachlicher Grundlage, wie sogar die von Eicher selbst angeführten Zahlen belegen.

12 Grüne Tyrannen – Böse Jäger drücken den armen Bürger

Ein weiterer Themenkreis der von Jagdabschaffenwollern immer wieder gerne durchgehelt wird, befasst sich mit angeblichen Nachteilen, die der Bürger aufgrund der Jagd zu erleiden habe. Auch F.Werner widmet sich diesem Aspekt in dem Kapitel welches unter der Überschrift „Benachteiligung der Bevölkerung wegen der Jagd“ steht. Unter anderem wird dort wiederum die alte Leier gedreht, derzufolge der Bürger keine Tiere mehr sehen könne, da die sich ständig vor den Jägern verstecken müssten. Zu diesem Thema phantasiert F.Werner ja ausgiebig auch schon im Kapitel „Durch die Jagd wird das Wild scheu gemacht“; die Wiederholung soll eventuell bezwecken, dass seine ärmlichen Argumente, die trotz ausgiebiger Anreicherung mit wildesten Spekulationen und frei erfundenen Räuberpistolen ihre Nichtigkeit kaum auf das dürfügste verhüllen können, vielleicht doch noch nach ein wenig mehr aussehen. Was von den dort aufgestellten Behauptungen sachlich zu halten ist – nämlich genau nichts – habe ich bereits im Kapitel 7 dieses Werkes ausführlich dargelegt.

Sperrung der Natur für den Bürger?

Ein weiteres Teilthema, welches bereits angesprochen wurde und auch im genannten Kapitel von F.Werners Elaborat behandelt wird, ist angebliche die Sperrung der Natur durch Behörden – wobei F.Werner hier konspirative Machenschaften mächtiger Logen der sinistren „Men in Green“ ausgemacht haben will, welche im Hintergrund alle Fäden in der Hand halten und die – in F.Werners persönlicher Parallelwelt – Politiker nach ihrer Pfeife tanzen lassen. Ich selbst habe ja in diesem Zusammenhang bereits zugegeben, dass es auch heute noch den einen oder anderen Jäger gibt, der am liebsten alle Bürger aus der Landschaft verbannen würde. Das kann aber natürlich nicht angehen und wir Jäger haben das auch einsehen müssen. Vor allem hat der Gesetzgeber aber dem Bürger umfangreiche Betretungs- und Naturnutzungsrechte – auch auf Privatbesitz – eingeräumt, was auch jeder Jäger begrüßen muss. Wenn es natürlich auch schön wäre, wenn man – Ha, das wäre es! – alle anderen aus dem eigenen Revier hinaus sperren dürfte, so ist man doch nicht immer nur als Jäger im eigenen Revier unterwegs. Bei anderen Gelegenheiten ist man auch nur ganz gewöhnlicher Bürger, der irgendwo, wo jemand anders das Eigentums- und Jagdrecht hat, baden, Boot fahren, Pilze sammeln oder auch nur mit oder ohne Hund spazieren gehen möchte und profitiert selbst von den geringen Beeinträchtigungen, die man vielleicht im Revier hinnehmen muss.

Sieht man allerdings, was manche Zeitgenossen in Wald und Feldmark treiben, denkt man dann doch schon mal darüber nach, ob es nicht eine Art „Landschaftsbetretungserlaubnis“ geben sollte, die man nach einer bestandenen Prüfung über das Verhalten in der Landschaft erhalte und die bei groben Zuwiderhandlungen entzogen werden könnte. Es ist nun aber einmal so, dass man die Leute nicht mehr bei Anbruch der Nacht aus dem Wald verschrecken darf und dass jedermann hingehen darf wo er möchte, so lange er nichts kaputt macht – und das ist im Prinzip auch gut so.

F.Werner phantasiert aber von bösen Jägern, die dafür sorgen, dass dem Bürger der größte Teil der Natur versperrt bleibt und gibt etwa auf der Seite 92 seines „Buches“ folgendes von sich:

Die Benachteiligungen beschränken sich nicht nur allein auf die in vielen Bereichen geltenden Natursportverbote, Badeverbote und andere Verbote, für deren Rechtfertigung immer wieder der Naturschutz herhalten muss und auch nicht auf die in einem späteren Kapitel näher beschriebenen Bevormundungen von Grundstückseigentümer. Auch die Lebensqualität der übrigen Bevölkerung wird wegen der Jagd in einigen Bereichen negativ beeinflusst.

Zunächst muss man sich fragen, was hier wohl mit „Natursportverboten“ gemeint sein soll? Da sich Jäger definitionsgemäß zu allen möglichen und unmöglichen Zeiten in der freien Landschaft aufhalten und dort auch sehr oft Plätze mit einem guten Überblick bevorzugen, kann es immer wieder einmal passieren, dass sie unfreiwillige Zeugen inniger zwischenmenschlicher Beziehungen werden, die mit der Vokabel „Natursport“ recht gut umschrieben werden können, da sie mit Sportgeräten auskommen, die dem Menschen von der Natur mitgegeben werden. Dass nun Jäger veranlasst hätten, dass solches verboten wäre, davon kann wohl kaum die Rede sein, zumal solche Beobachtungen eine heitere Einlage beim Ansitz darstellen und Stoff für eine Erzählung beim nächsten Stammtisch liefern.

Verboten ist es allerdings, die Einmann-Variante dieses Sportes, etwa auf Spazierwegen, insbesondere nach Öffnen eines Trenchcoats und vor Publikum zu betreiben, welches eine solche Vorführung nicht ausdrücklich gewünscht hat. Das fällt dann unter den §183 StGB, welcher aber wohl kaum auf Betreiben von Jägern zustand kam. Ob F.Werner – sofern männlichen Geschlechtes, was mir ja nicht bekannt ist – allerdings schon mit dem genannten Paragraphen in Konflikt gekommen ist, vermag ich nicht zu sagen.

Spaß beiseite: Mit Natursport ist wohl die sportliche Betätigung in der freien Natur gemeint, wie es Mountainbiken, Nordic Walking, Joggen, Ski-Langlaufen, Reiten und vieles mehr darstellt. Dass dies zugunsten der Jäger eingeschränkt würde, davon kann keine Rede sein, sondern es besteht umgekehrt ein ausdrückliches Betretungsrecht des Bürgers, welches z.B. im § 37 Abs. 1 des Württembergischen Waldgesetzes folgendermaßen in festgeschrieben ist:

Jeder darf Wald zum Zwecke der Erholung betreten. Das Betreten des Waldes erfolgt auf eigene Gefahr. Neue Sorgfalts- oder Verkehrssicherungspflichten der betroffenen Waldbesitzer oder sonstiger Berechtigter werden dadurch, vorbehaltlich anderer Rechtsvorschriften, nicht begründet. Wer den Wald betritt, hat sich so zu verhalten, dass die Lebensgemeinschaft Wald und die Bewirtschaftung des Waldes nicht gestört, der Wald nicht gefährdet, beschädigt oder verunreinigt sowie die Erholung anderer nicht beeinträchtigt wird.

Zudem ermächtigt §40 dieses Gesetzes den Bürger ausdrücklich, aus dem Wald auch bestimmte Erzeugnisse zu entnehmen:

Jeder darf sich Waldfrüchte, Streu und Leseholz in ortsüblichem Umfang aneignen und Waldpflanzen, insbesondere Blumen und Kräuter, die nicht über einen Handstrauß hinausgehen, entnehmen. Die Entnahme hat pfleglich zu erfolgen. Die Entnahme von Zweigen von Waldbäumen und -sträuchern bis zur Menge eines Handstraußes ist nicht strafbar. Dies gilt nicht für die Entnahme von Zweigen in Forstkulturen und von Gipfeltrieben sowie das Ausgraben von Waldbäumen und -sträuchern.

Worauf also meint F.Werner sich mit seinen Behauptungen stützen zu können? Soll etwa die Einschränkung, dass man sich im Wald ordentlich zu verhalten und ihn nicht zu gefährden, zu beschädigen oder zu verunreinigen hat, eine Benachteiligung des Bürgers sein? Übrigens ist es sogar so, dass das gleiche Waldgesetz im § 33 (Erholungswald) für „Wald in verdichteten Räumen, in der Nähe von Städten und größeren Siedlungen, Heilbädern, Kur- und Erholungsorten“ sogar im Absatz 3 Ziffer 2 ausdrücklich die Beschränkung der Jagdausübung zum Schutze der

Waldbesucher als Option vorgesehen. Ähnliches gilt für die nach § 32 des selben Gesetzes ausweisbaren Waldschutzgebiete: Auch hier kann die jagdliche Nutzung „besonders geregelt“ also auch eingeschränkt oder ganz verboten werden. Ganz ähnliche Bestimmungen gelten auch in den anderen Bundesländern, insbesondere in Rheinland-Pfalz, wo F.Werner ja offenbar ansässig ist.

Wo die allzu häufigen Badeverbote bestehen sollen, erschließt sich mir auch nicht. Ich persönlich kenne in der näheren und weiteren Umgebung meines Wohnorts jede Menge Gewässer in dem man nach Herzenslust baden kann und kaum eines, in dem dieses aus Naturschutzgründen verboten ist. Grundsätzlich räumt beispielsweise das Naturschutzgesetz von Baden-Württemberg im § 55 sogar dem Bürger bei vielen Gewässern das Recht auf Zugang ausdrücklich ein, indem es sogenannte Erholungsschutzstreifen festlegt:

Im Außenbereich dürfen bauliche Anlagen innerhalb von 50 m von der Uferlinie der Bundeswasserstraßen und der Gewässer erster Ordnung (Erholungsschutzstreifen) nicht errichtet oder wesentlich erweitert werden. Im Erholungsschutzstreifen ist auch das Aufstellen von Zelten und Wohnwagen nicht zulässig. Die Naturschutzbehörde kann im Außenbereich durch Rechtsverordnung einen Erholungsschutzstreifen auch für bestimmte Gewässer zweiter Ordnung näher festlegen, soweit es das Erholungsinteresse der Bevölkerung erfordert.

Wo allerdings Dinge wie Baden, Bootfahren oder sogar das Betreten verboten sind, geht das vor allem auf die Naturschützer der verschiedenen Naturschutzvereinigungen zurück, die zwar in der F.Wernerschen Phantasiewelt allesamt von Jägern unterwandert sind, sich in der für alle anderen wahrnehmbaren Realität jedoch größtenteils deutlich von den Jägern distanzieren.

Wie nun F.Werner aber auch noch auf die folgende, kurz darauf aufgestellte Behauptung kommt, ist noch weniger nachzuvollziehen:

Auch ist es kaum noch zu verbergen, dass wir die derzeit sehr drastischen und kompromisslosen gesetzlichen Einschränkungen, bezüglich einer Nutzung von Privatgrundstücken für den Freizeitaufenthalt einer nicht mehr länger hinnehmbaren jägergetreuen Politik und einer dem gemäßen Rechtslage zu verdanken haben, denn diese Regelungen kommen letztlich viel mehr dem ungestörten Ablauf der Hobby-Jagd als der Natur zugute. Das besonders dann, wenn die Art und der Umfang einer Nutzung weder die Natur stören, noch das Landschaftsbild verändern würde. Mit diesen, erst in den letzten Jahren aufgekommenen radikalen Verboten wird derzeit ein wichtiges Bedürfnis der Bevölkerung völlig missachtet und das auch noch ohne damit der Natur wirkliche Vorteile gegenüber möglichen Kompromisslösungen zu verschaffen.

Das trifft ganz besonders Familien, die manches Wochenende gerne mit ihren Kindern auf ihrem Grundstück in der Natur verbringen würden.

Ich persönlich kenne jede Menge von Grundstücken in der freien Landschaft wie etwa Krautgärten oder Wochenendgrundstücke, die von ihren Eigentümern oder Pächtern fleißig genutzt werden. Jeder, der bei schönem Wetter in solchen Bereichen spazieren geht, kann das auch beobachten. Es ist allenfalls denkbar, dass F.Werner hier meint, dass es nicht erlaubt ist, wenn man irgendwo ein Äckerle oder ein paar Ar Wald gekauft oder geerbt hat, dieses einfach nach Gutdünken einzuzäunen, zu bebauen und/oder vielleicht noch seine Oma darauf zu berdigen, wie das vielleicht in den USA statthaf sein mag. Unsere Flächennutzungspläne, die wenigstens die größte Zersiedelung der Landschaft recht und schlecht eindämmen, sind dann in der Vorstellung von F.Werner wohl auch aufgrund von finsternen Machenschaften geheimer Clubs der BGM (Böse Grüne Männer) entstanden?

Selbstverständlich muss es Jäger ärgern, wenn wieder ein Teil der offenen Landschaft zugebaut wird, schon allein deswegen, weil damit bejagbare Fläche verschwindet und zwar in der Regel ohne dass dafür der Pachtpreis ermäßigt wird. Aber auch jedem anderen Menschen tut so etwas weh, denn – anders als von F.Werner behauptet – steht ja der weitaus größte Teil der Flächen auf denen die Jagd ausgeübt wird auch dem Erholungssuchenden zur Verfügung.

Mord an Haustieren?

Jagdgegner behaupten gerne den massenhaften Abschuss von Hunden und Katzen durch Jäger. Es werden hier Zahlen im Bereich von 300-400 Tausend Katzen und etwa 30 000 Hunden genannt. Allerdings können die entsprechenden Publikationen kein Quellen dafür nennen.

In der Tat ist es so, dass das Bundes- und die Landesjagdgesetze den Schutz des Wildes vor wildernden Hunden und Katzen ausdrücklich als Bereich des Jagdschutzes nennen. Je nach Landesrecht dürfen Katzen getötet werden, wenn sie außerhalb einer bestimmten Entfernung von bewohnten Gebäuden angetroffen werden; diese Entfernung beträgt je nach Bundesland zwischen 200 und 500 Metern. In Baden-Württemberg etwa dürfen Katzen nur von Jagdschutzberechtigten, das sind neben Förstern und Polizisten nur Revierpächter und bestätigte Jagdaufseher, getötet werden, die frühere Regelung mit der schriftlichen Erlaubnis im Begehungschein ist abgeschafft.

Mulle-Mulle oder Saukatz?

Die Geschichte mit den wildernden Katzen ist ein ganz heißes Eisen, weil hier nicht nur das Lebensrecht eines Tieres betroffen ist, sondern oft auch die Gefühle von Menschen. Ich persönlich habe keine besondere Lust auf Katzen zu schießen und zum Glück auch in meiner Jagdgelegenheit keine Veranlassung dazu, zumal über das gesetzliche Verbot hinaus es unser Jagdherr uns obendrein auch noch einmal extra verboten hat. Bei einem früheren Jagdherrn, von dem ich wusste, dass er von seinem Recht gnadenlos Gebrauch machte, ließ ich angetroffene Katzen immer von meinem Hund (von dem ich mittlerweile auch weiß, dass er Katzen nur jagt, ihnen aber nicht wirklich etwas tut) auf den nächsten Baum scheuchen, in der schwachen Hoffnung, ihnen den Aufenthalt auf dem gefährlichen Pflaster zu verleiden.

Allerdings muss ich zugeben, dass ich in einem Revier jage, in dem Niederwild keine besonders große Rolle spielt und Katzen bei unseren Schweinen und Rehen ganz offensichtlich keinen nennenswerten Schaden anrichten können, zumal ich auch recht selten Katzen zu sehen bekomme. In einem Revier, in dem noch vernünftige Niederwildbesätze bestehen, kann sich das aber durchaus auch anders darstellen.

Auch F.Werner strapaziert natürlich dieses Thema und schreibt dazu etwa auf Seite 93:

Arrogant wird hier missachtet, dass es sich bei solchen Tötungen von Haustiere in der Regel um die geliebtesten Lebensgenossen von Mitmenschen handelt. Für manchen vereinsamten älteren Mitbürger ist der Verlust seiner Katze eine mit Geld niemals wieder gutzumachende seelische Leidenszufügung. Eine seelische Leidenszufügung besteht aber nicht nur bei älteren Mitbürgern, sondern auch bei jedem anderen betroffenen Menschen, besonders auch bei Kindern, denen durch den Katzenhass der Jäger mancher liebgeordnete Spielgefährte oft auf bestialische Weise ermordet wird.

Einesteils hat F.Werner hier ja – ausnahmsweise einmal – Recht. Allerdings ist es für den

Menschen nicht ratsam, sein Herz übermäßig an ein Tier zu hängen und schon gar nicht an eine Katze, da diese durch ihr selbstständiges Herumstromern nicht nur durch Kugel oder Schrot des Jägers gefährdet ist, sondern auch und vor allem einmal durch den Straßenverkehr. Wer seiner Katze Freigang erlaubt, setzt sie diesen Risiken aus, was wir – meine Familie und ich – mit unserer Katze übrigens auch tut. Allerdings möchte ich diesen Sachverhalt nicht einem Kind erklären müssen, dem ich sein Maunzerl erschossen habe und auch nicht einem alten Menschen. Trotzdem ist es besser, man schafft sich einen Hund an, denn den hat man – hoffentlich – soweit unter Kontrolle, dass er nicht selbstständige Jagdausflüge unternimmt.

Früher einmal waren Katzen auf dem Land wohl eher Verschleißartikel, außer dem Jäger konnten und können sie auch einem Hofhund oder sonstwelchen Gefahrenquellen zum Opfer fallen. Heutzutage gibt es aber, außer den nur mehr oder weniger lose im Verbund mit einem Bauernhof lebenden, auch Katzen die zu Familien gehören und als Individuum geliebt werden. Daher sollte man zumindest zwischen den Katzen unterscheiden, die zu Menschen gehören und solchen, die bereits verwildert, wenn nicht sogar schon in der Freiheit geboren sind. Das sollte einem Jäger möglich sein, zum einen anhand des Verhaltens und zum anderen dürfte es auch nicht unmöglich sein, die „Familienkatzen“ des Ortes zu kennen, möglichst zu schonen und stattdessen die zugehörigen Menschen auf die verderblichen Neigungen ihrer Tiere aufmerksam zu machen.

Dass sich auch bei Jägern – und sei es selbst nur notgedrungen – die Einstellung zu wildernden Haustieren ändert, ignorieren Jagdabschaffenwoller geflissentlich. So wird man kaum jemals eine Textstelle finden, wo eingeräumt wird, dass ein Großteil, wenn nicht die meisten der erlegten Katzen herrenlos und verwildert sind. Stattdessen wird fleißig gehetzt, so wie auch bei F.Werner (S. 94):

Es wurden bereits Forderungen seitens der Jäger laut, wonach Katzenbesitzer gezwungen werden sollten, ihre Tiere ab dem dritten Lebensjahr den Jägern zur Hinrichtung auszuhandigen. Diese Forderung begründete man damit, dass Katzen ab dem dritten Lebensjahr ihr Streifgebiet so enorm ausdehnen, dass sie dadurch für Revierpächter schädlich werden könnten. Diese Forderung demonstrierte uns einiges von der Dreistigkeit und Gefühlslosigkeit die viele Jäger auszeichnet.

Die hier erwähnte Forderung stammt aus dem steinalten Buch „Jagd und Fang des Raubwildes“, dessen letzte Auflage von dem mittlerweile schon lange verstorbenen Wildmeister Hans Behnke 1982 zum letzten Mal herausgegeben wurde. Man darf sich im übrigen wundern, dass den Jägern nicht auch noch die Wildgemetzler der feudalen Jagden im Barock oder gar das steinzeitliche Abschlachten von Mammuts in Fallgruben vorgeworfen werden.

Eine andere Sache ist es aber mit verwilderten Katzen, die niemandem gehören und oft auch schon im Revier geboren wurden. Sie fehlen niemandem und so kann man hier die Maßstäbe anlegen, die man bei anderen Prädatoren auch anlegt: In welchem Maße zehnten sie das Nutzwild und richten anderen Schaden, womöglich sogar bei bedrohten Tierarten an? In wie fern sind sie für das Ökosystem notwendig? Unterliegen sie selbst einem Prädatorendruck, der ihre Anzahl begrenzt?

Beim Schaden, den verwilderte Hauskatzen anrichten, wiegeln Jagdgegner natürlich ab, so wie auch F.Werner auf Seite 95:

Z.B.: In einem Niederwildrevier in Cempin, einem Versuchsgebiet der polnischen Jägervereinigung, in dem man jährlich über zweihundert Katzen erschoss, kam es zur wissenschaftlichen Magenbeschau der erlegten angeblichen Streunerinnen. Diese Untersuchung an den pol-

nischen Katzen, die mit Sicherheit noch nicht wie die deutschen Katzen durchweg mit Dosenfutter verwöhnt wurden, ergab ganz interessante Ergebnisse. In nur einem, von den in mehreren Jahren insgesamt fünfhundert untersuchten Katzenmägen, fand man Hasenreste und nur in drei Fällen fand man die Spur einer Fasanenmahlzeit. Vielleicht noch nicht einmal selbst erlegt, denn durch Schrotschuss verletzte Tiere geben manche Kadaver-Mahlzeit für Raben und andere Tiere ab. Dagegen fand man in 283 Mägen Mäusereste.

Auch der Kieler Wildbiologe Günter Heidemann untersuchte 171 Mägen von Katzen, die angeblich alle als Streuner in Norddeutschland erlegt wurden. Auch er fand vorwiegend Mäusereste, einige Reste von Eidechsen und nur in zwei Fällen Fasanenreste. Weitere Untersuchungen in Nordrhein-Westfalen, aber auch im Kanton Bern, kamen zu ähnlichen Ergebnissen.

Zunächst einmal beweist das völlige Fehlen von gekauftem Katzenfutter in diesen Aufstellungen, dass hier in der Tat keine von Menschen gehaltene Hauskatzen, sondern wild lebende erlegt worden waren. Dass überhaupt Hasen und Fasanenreste gefunden wurden, beweist weiterhin bereits einmal, dass Hasen und Fasanen durchaus zum Beutespektrum verwilderter Hauskatzen gehören, was übrigens für die besonders gefährdeten Eidechsen auch gilt.

Ferner gilt aber auch das, was ich im Kapitel 6 über die famosen Magenuntersuchungen bei Füchsen zu bedenken gab: Der Mageninhalt eines Carnivoren hängt selbstverständlich von der aktuellen Häufigkeit und Erreichbarkeit der in Frage kommenden Beutetiere ab. Auch die Hauskatze ist, wie der Fuchs, ein Nahrungsopportunist, mit dem einzigen Unterschied, dass sie mehr als er die fleischliche Seite der Speisekarte bevorzugt. Also wird sie sich im Sommer wie Reineke an die dann leicht zu erjagenden Mäuse und Ratten halten, im Winter in Ermangelung dieser auf andere Beute umstellen.

Die von F.Werner unter anderem genannte Untersuchung aus Nordrhein-Westfalen dürfte die von Spittler 1978 durchgeführte sein, deren Auswertung auch im Netz zu finden ist:

[http://www.springerlink.com/\(fsgnho45bpvfvq2dubvcp5ys\)/app/home/contribution.asp?referer=parent&backto=issue,5,9;journal,115,200;linkingpublicationresults,1:110828,1](http://www.springerlink.com/(fsgnho45bpvfvq2dubvcp5ys)/app/home/contribution.asp?referer=parent&backto=issue,5,9;journal,115,200;linkingpublicationresults,1:110828,1)

Auf jeden Fall bezieht sich eine andere Jagdabschaffenwollerin ausdrücklich auf diese Untersuchung, nämlich die Tierärztin Ina Lautenschläger und zwar auf der Eicher-Veranstaltung „Internationales Symposium Natur ohne Jagd“ im Jahr 2002. Ihr Beitrag unter dem Titel „Haustiere als Jägeropfer“ findet sich im Netz an der folgenden Adresse:

http://symposium.abschaffung-der-jagd.de/2002/Ina_Lautenschlaeger_Haustierabschuss.html

Dort behauptet die Tierärztin folgendes:

Auch der Biologe Spittler hat Untersuchungen über den Mageninhalt von Katzen durchgeführt. Alle waren sie Opfer einer Jägerflinte gewesen. Der Hasenanteil war nicht einmal 3% und der Fasanenüberreste waren in nur 2% der Katzen zu finden. Da frage ich mich: Welchen Fleischanteil finden wir prozentual in den Mägen der Jäger?

Diese Behauptung – langsam schmerzt es mich schon beinahe, dieses ständig wiederholen zu müssen – ist schon wieder ein Beispiel für die halben Wahrheiten, also ganzen Lügen der Jagdabschaffenwoller. Die erste, wenn auch hier unwesentliche Unwahrheit – können Jagdabschaffenwoller das Lügen eigentlich nicht einmal da lassen, wo es gar nicht darauf ankommt? – findet sich schon in dem Passus „Alle waren Sie Opfer einer Jägerflinte gewesen“: Spittler

erwähnt ausdrücklich, dass die Katzen zu etwa gleichen Teilen mit Kugel, Schrot und Falle erlegt wurden.

Das aber nur am Rande, schließlich darf auch ich mir dann und wann einmal eine kleine Beckmesserei erlauben. Nun aber zum wesentlichen: Wie man der Tabelle 1 im Bericht von Spittler entnehmen kann, sind die Wintermonate bei der Verteilung der Erlegungsdaten erheblich unterrepräsentiert und damit also auch die dann vorhandene Struktur des Nahrungsangebotes. Spittler selbst erwähnt auch, dass der Schwerpunkt der Erlegungen auf den Monaten März bis August fällt und schreibt außerdem:

Einmal ist nämlich wegen der längeren Tagesdauer im Sommer die Chance größer, eine Katze zu Gesicht zu bekommen, und zum anderen konzentriert sich in dieser Zeit die Aktivität der Katze auf bestimmte Lokalitäten, etwa gemähte Wiesen oder trockene Wege u. ä. Bereiche. Die Höchststrecke mit 54 Katzen im Monat Juni dürfte hierin ihre Ursache haben.

Jeder Jäger weiß, dass frisch gemähte Wiesen wahre Hotspots für den Ansitz auf den Sommerfuchs sind, da sie ergiebige Jagdgründe für den bei Caniden sehr beliebten Mäusefang sind. Was wird also eine Katze, die ja schließlich Mäuse auch nicht verschmäht, dort tun? Und was wird man in ihrem Magen finden, wenn man sie dort schießt? Und wie wird sich das auf den Durchschnitt einer Strecke auswirken, von der allein 18%, also schon bald ein Fünftel aus einem Monat stammen, in dem Heu gemacht wird, was zu der Zeit der Untersuchung (1978) noch sehr viel mehr geschah als heute, in dem daher die Hochsaison für die Mäusejagd war und von der weitere 46% also annähernd die Hälfte aus den restlichen Monaten von April bis Oktober stammen, in denen Mäuse auch nicht gerade selten sind?

Das ist aber nicht das einzige, es kommt noch besser: Lautenschläger spricht von den geringen Anteilen der Hasen und Fasanen, verschweigt aber den durchaus erklecklichen Anteil von 14% der Katzen, in deren Mägen Spittler Kaninchen fand. Was sie weiter verschweigt, ist das Spittler zu bedenken gab, dass die Katze, wie viele Beutegreifer, nicht alles frisst, was sie tötet. Ebenfalls unerwähnt bleibt die Tatsache, dass Spittler auch nicht jagdbare Vögel in den Katzenmägen fand, dass der Anteil an Wild im Mageninhalt mit zunehmender Entfernung von bebauten Gebieten und mit der Güte der Niederwildbesätze erheblich steigt und schließlich auch noch das Ergebnis, zu welchem die Arbeit kommt:

Trotz des überwiegenden Anteiles von Mäusen im Nahrungsspektrum wird den streunenden Hauskatzen in guten Niederwildrevieren noch ein spürbar negativer Einfluss auf das Niederwild zugesprochen, wenn sie nicht einreguliert werden.

Das also sind die tatsächlichen Fakten, zu welchen man gelangt, wenn man die vollmundigen Aussagen von Jagdabschaffenswollern näher untersucht: Halbwahrheiten, verkürzte Darstellungen und verschwiegene Tatsachen. Aus diesen werden einige wenige, griffige und einfache Behauptungen gedreht, mit denen man dann gutgläubige Menschen auf Veranstaltungen indoktriniert. Dass dies genau die Methode ist, welche ein gewisser Adolf Hitler in seinem Buch „Mein Kampf“ als die wirksamste zur Beeinflussung der Massen empfiehlt und dann auch praktizierte, sei nur am Rande erwähnt.

Wer jetzt dennoch glaubt, dass die Untersuchung von Spittler ein halber Freispruch für streunende Katzen ist, dem sei das folgende gesagt: Was er und auch die meisten anderen, die sich bei der Bedeutung von Prädatoren für den Bestand bestimmter Beutetierarten auf Untersuchungen von Mageninhalten stützen, vernachlässigt haben, ist der jeweilige AEW (Arterhaltungswert) eines einzelnen Exemplares aus einer Population. Der ist umso höher, je niedriger die Anzahl der vorhandenen Individuen ist. Zudem sinkt auch bei hoher Dichte der Beu-

tegreifer und niedriger Dichte einer bestimmten Art aus dem Nahrungsspektrum die Wahrscheinlichkeit, genau diese Art im Magen eines der Beutegreifer zu finden. Das ist das, was in Kapitel 6 bereits über den Fuchs im Zusammenhang mit Hase und Rebhuhn gesagt wurde.

Es gibt darüber eine Studie von Holldack und Gerss, die hier zu finden ist:

[http://www.springerlink.com/\(pielyo45ad2i2zb4u4jwzqnc\)/app/home/contribution.asp?referer=parent&backto=issue,6,11;journal,73,200;linkingpublicationresults,1:110828,1](http://www.springerlink.com/(pielyo45ad2i2zb4u4jwzqnc)/app/home/contribution.asp?referer=parent&backto=issue,6,11;journal,73,200;linkingpublicationresults,1:110828,1)

In deren Zusammenfassung steht das folgende:

Der rein zahlenmäßige Vergleich von Erbeutungen bei seltenen Tierarten mit derjenigen der Hauptbeuteart genügt für eine Beurteilung der entstehenden Gefahr für bedrohte Arten nicht. Es muss vielmehr der steigende Arterhaltungswert (AEW) berücksichtigt werden, der sogar eine überproportionale Abnahme der Erbeutungsrate bedeutungslos machen kann, da er exponentiell beim Schwinden einer Beuteart anwächst, d. h. mit anderen Worten, der Verlust jedes Individuums einer gefährdeten Species ist für den Erhalt dieser Art um so gefährlicher, je kleiner ihr Bestand ist. An sich ist das keine überraschende Feststellung, die aber beim Artenschutz bisher systematisch vernachlässigt wurde.

Unter diesem Aspekt bekommen auch die wenigen Hasen in den Mägen von Katzen genau die Bedeutung, die von F.Werner, Lautenschläger und Konsorten abgestritten wird. Dabei muss man noch bedenken, dass das Fleisch eines erbeuteten Tieres ja nur eine gewisse Zeit im Magen verbleibt und damit nachweisbar ist. Selbst wenn man für diese Spanne 24 Stunden annimmt, bedeuten Hasenreste in 3% der Katzenmägen, dass jede Katze durchschnittlich an drei Prozent der Tage, also an ca. zehn Tagen im Jahr Hase gefressen hat. Da nun Katzen keine Gefriertruhen besitzen, muss eine Katze an dem betreffenden Tag, an dem sie Hase gefressen hat, auch einen erbeutet haben. Das macht pro Katze schon einmal zehn Hasen pro Jahr, das sind weit mehr, als sich die allermeisten Jäger heutzutage genehmigen! Nimmt man nun aber an, dass pro gerissenem Hasen neben der Erlegerin eine weitere Katze davon frisst, sind es immerhin noch fünf Hasen, die pro Jahr von einer Katze gerissen werden.

Im Hinblick auf die Häufigkeit von wildernden Katzen ist zu bedenken, dass es außer den „Amateuren“, den Katzen, die bei Menschen wohnen und von diesen gefüttert werden, auch noch „Profis“ gibt, wildlebende Katzen nämlich, die sich komplett aus dem Revier ernähren. Und davon muss es wohl eine ganze Menge geben, denn aus Tierschutzkreisen ist ständig der Ruf nach Hilfe bei der Verminderung des Katzenelends durch Fang und Kastration wildlebender Katzen zu hören. Was aber bedeutet nun die Anwesenheit von wildernden Katzen für Meister Lampe, den Feldhasen? Für ihn wurde bereits im Kapitel 10 ein Dichte von ca. sechs Stück je 100 ha in Brandenburg erwähnt, eine Zahl die von der Organisation WILD stammt. Wenn man sich dort dann nur eine gute Handvoll Katzen in einem Revier mit 500 ha vorstellt, kann man sich leicht denken, dass der Jäger dort nicht mehr besonders viel Hasen schießen wird: Außer wildernden Katzen zehnten ja auch anderes Raubwild, wie der Fuchs, und nicht zuletzt der Straßenverkehr den Hasenbesatz.

Auch der Gedanke, dass die verwilderte Hauskatze die ökologische Nische der Wildkatze einnehmen solle, hat nur auf den ersten Blick etwas. Der Lebensraum der Wildkatze ist, wie ihr zweiter Name – Waldkatze – bereits sagt, der Wald. Verwilderte Hauskatzen jedoch treiben sich eher im Feld herum und machen dort Probleme. Außerdem ist die Wildkatze im Gegensatz zur Hauskatze territorial, was ihre Dichte automatisch beschränkt.

Was tun gegen wildernde Katzen?

Das Problem der wildernden Katzen lässt sich nicht so leicht lösen, wie das der Hunde, worüber auch noch zu sprechen sein wird. Fest steht zunächst, dass es nicht angehen kann, freilebende wildernde Katzen zu schonen, nur weil es eben „Miezekatzen“ sind. Auf der anderen Seite sollte es aber jedem anständigen Jäger widerstreben, Menschen ihre Haustiere weg zu schießen.

Es ließen sich subversive Strategien erdenken, wie zum Beispiel Lebendfang und Ablieferung im Tierheim mit der Intention die Tierschützer mit einer Masse nicht vermittelbarer Tiere zu plagen. Das ist aber nicht zielführend. Leider lassen sich Katzen aber nicht so kontrollieren, wie das bei Hunden der Fall ist. Die Forderung des alten Behnke, Katzen ab einem gewissen Alter zu euthanasieren ist natürlich heutzutage auch indiskutabel, weil aus Sicht der meisten Menschen (einschließlich mir selbst) pervers. Vor dem Hintergrund, dass man im bauerlichen Umfeld damit lebt, dass z.B. auch bei den süßen Kälbchen oder Lämmern, mit denen die Kinder schmusen, der Zeitpunkt schon feststeht, zu dem sie ans Messer des Metzgers geliefert werden, mag man ein gewisses Verständnis für einen solchen Gedanken aufbringen können; gegenüber dem üblichen Heimtierhalter aber ist er absolut nicht zu vertreten.

Eine Lösung wäre eventuell möglich, wenn meine Hypothese stimmt, dass Katzen größeren Säugetieren und Vögeln vor allem im Winter gefährlich werden. Das wäre durch genauere Untersuchungen zu überprüfen, die sich aber auf eine bessere Methodik stützen müssten als die bisherigen Magenuntersuchungen, aus denen ja nicht hervorgeht, was die Katzen wann fressen und auch nicht, was sie töten ohne es zu fressen. Sollte meine Vermutung stimmen, wäre es wohl möglich, eine Schusszeit für Katzen festzusetzen, während der dann die bei Menschen lebenden Katzen „Hausarrest“ bekämen. Die Schusszeit für Katzen wäre dann vom Hochwinter bis ins Frühjahr anzusetzen.

Der „Hausarrest“ für Heimkatzen müsste dann aber eventuell noch über die Brutzeit unserer Vögel reichen. Denn was nicht abgestritten werden kann, ist, dass Katzen Vogelbrut töten. Es mag richtig sein, dass flugfähige Vögel von Katzen nur erbeutet werden, wenn sie alt, krank, besonders dämlich sind oder exorbitantes Pech haben, aber Vogelbrut in offenen Nestern ist für Katzen praktisch immer erreichbar. Und höchstens extrem weltfremde Katzenliebhaber werden behaupten, dass eine noch so liebe Mieze nur in das Nestchen guckt und sich „Ei, die lieben Kleinen“ denkt. Diese Überzeugung findet man sogar bei den Vogelschützern, die ja ansonsten in kaum etwas mit uns Jägern übereinstimmen. Einen interessanten Aufsatz zu diesem Thema findet man hier:

<http://www.wildvogelhilfe.org/garten/hauskatzen.html>

Die andere Lösungsmöglichkeit – dauernden Hausarrest für Katzen und rigoroser, ganzjähriger Abschuss von Katzen im Revier – mag ich nicht propagieren, weil ich, anders als selbst viele Katzenfreunde, nicht besonders dafür bin, Katzen nur in der Wohnung, also in Gefangenschaft zu halten.

Sagenhafter Reibach mit Katzenfellen?

Was hier aber auch nicht unerwähnt bleiben soll, ist F.Werners Wissenschaft darüber, was die Jäger nun mit den erlegten Katzen angeblich anstellen, welche er bzw. sie ab der Seite 94 vor dem staunenden Leser ausbreitet:

Von manchen Jägern werden mit dem Katzenfang auch kommerzielle Absichten verfolgt, da ihnen der Verkauf von Katzenfellen ein zusätzliches Einkommen bietet. Nicht umsonst gibt es in der einschlägigen Jagdliteratur auch Angaben über die besten Fangzeiten mit Blick auf die beste Qualität der Felle, die dann zu Höchstpreisen zu verkaufen sind.

Wenn Katzenfelle wirklich „Höchstpreise“ erzielen würden, gäbe es sicherlich nicht das von den Tierschutzorganisationen beklagte Katzenelend aufgrund der enormen Vermehrung von Streunerkatzen. Dann wären nämlich helle Scharen von AlG-II-Empfängern auf Katzenjagd in den Hinterhöfen, Parks und wo sonst überall diese Katzen vorkommen, unterwegs und würden allem, was einer Katze nur entfernt ähnlich sieht, den Balg über die Ohren ziehen um sich das karge Existenzminimum ein wenig aufzubessern.

Kurz darauf dann das folgende:

Gerade die Verarbeitung der Katzenfelle zu Rheuma-Decken verhinderte bei diesen Fellen jenen Konjunkturreinbruch wie er der übrigen Fellindustrie durch die Öffentlichkeitsarbeit der Tierschützer entstanden ist.

Und dennoch werden auch noch heute Katzenfelle zu Jacken und Pelzmänteln verarbeitet und landen schließlich als Chinchill-Pelze oder unter anderen Namen auf dem Markt.

Katzen als Chinchilla? Offenbar verwechselt F.Werner hier wieder einmal allerhand, diesmal eine Bezeichnung für die Haarfarbe bestimmter Rassekatzen mit dem wohl namensgebenden Pelztier Chinchilla. Der Chinchilla-Pelz ist ein nicht ganz billiger Pelz und Katzenfell als solchen zu verkaufen wäre Betrug. Allerdings werden nicht nur Katzen- sondern auch Hundefelle bei uns verkauft, aber nicht unter dem Namen anderer, real existierender Tiere sondern unter Phantasienamen. Die Handelsnamen – man könnte auch Tarnbezeichnung sagen – variieren, für Katzenfell kann das unter einer ganzen Reihe anderen „Grenotte“ sein, bei Hundefell z.B. „Gaewolf“.

Es wird – teilweise sogar in den Medien – behauptet, dass die auch in Deutschland massenweise verkauften Katzenfelle von eingefangenen Hauskatzen stammen, die professionellen Katzenfängern zum Opfer gefallen sind. Wenn das je so ist, kann damit aber nicht viel verdient sein. Da es gegerbte Katzenfelle im Einzelhandel bereits ab ca. 10,00 € gibt, kann der Erlös, den der Fänger für die Rohware erzielt nur einen Bruchteil davon betragen und kann sich wohl noch nicht einmal für bettelarme Leute – etwa aus armen Ländern, die sich hier ein paar Kröten verdienen wollen – lohnen. Sieht man sich nun aber noch die weiter oben genannte Zahl der – angeblich – jährlich geschossenen Katzen an, findet man, dass selbst bei dieser unbewiesenen Anzahl auf jeden deutschen Jäger etwa ein Katzenabschuss pro Jahr kommt. Es fehlt jetzt nur noch, dass F.Werner behauptet, der durchschnittliche Jäger würde mit dem Erlös von einem Katzenfell im Jahr die Kosten für seinen Mercedes G, einige Bordellbesuche und noch ein paar ausgiebige Besäufnisse bestreiten.

Wo aber kommen die Katzenfelle dann her? Sie kommen vor allem aus Asien, speziell aus China, aber auch aus Thailand. Darüber klären die Tierrechtlerseiten sogar selbst auf, wie z.B. die „Tierbefreier“ auf dieser Seite: http://www.tierbefreier.de/pelz.html#hunde_katzen. Wenn man dazu noch weiß, dass ein fertig gegerbtes Katzenfell aus China im Einkauf gerade mal 2,50 € kostet, wird klar, dass es schlichtweg lächerlich ist, deutsche Jäger zu bezichtigen, sie würden mit den Fellen erlegter Hauskatzen handeln und damit auch noch richtig Geld verdienen.

Wie man sieht, kann es sogar vorkommen, dass sich Behauptungen von Jagdgegnern durch

Publikationen aus ihrem eigenen Lager (auch die „Tierbefreier“ wenden sich auf ihrer Website unter anderem gegen die Jagd) widerlegen lassen. F.Werner mag ein besonders lächerliches Exemplar aus der Spezies der Jagdabschaffewoller sein, aber es sei noch einmal daran erinnert, dass „Was Jäger verschweigen“ in der Szene durchaus ernst genommen wird und viele Websites von Jagdabschaffewollern einen Link zu diesem „Werk“ enthalten.

Wildernde Hunde

Weit weniger problematisch als wildernde Katzen sind wildernde Hunde. Das liegt ganz einfach daran, dass man einen Hund unter Kontrolle haben kann, eine Katze aber praktisch nicht. Ein wirkliches Problem mit wildernden Hunden gibt es nur dort, wo Hunde unbeaufsichtigten Freigang haben, wie das sonst nur bei Katzen der Fall ist. Das war früher auf dem Lande üblich und ich selbst kann mich aus meiner Kindheit in den 1960er Jahren an den einen oder anderen frei laufenden Hund in unserer Stadtrandegend erinnern.

Die Katze ist ein Alleinjäger, deshalb ist auch bereits eine einzelne Katze eine Gefahr für das Wild. Der Hund ist ein Rudeltier und somit auch bei der Jagd ein Teamworker. Ein einzelner Hund ist kaum in der Lage einen Hasen oder ein Reh zu erwischen. Gefährlich wird es aber, wenn zwei Hunde sich zusammenfinden. Der typische Fall war früher, dass Dorfköter sich mit Kumpels aus der Nachbarschaft zusammentaten, wobei einer den anderen auf den Geschmack brachte und anlernte.

Heute haben viele Hundehalter bereits mehr als einen Hund, so dass es durchaus vorkommen kann, dass diese, wenn man sie auf dem Spaziergang laufen lässt, nicht nur einen Jagdausflug unternehmen, sondern dabei auch noch Waidmannsheil haben. In meiner Gegend ist es in letzter Zeit zweimal vorgekommen, dass zwei Hunde es schafften ein Reh zur Strecke zu bringen. Beide Male wurden aber die Besitzer ermittelt und gemäßregelt, nicht zuletzt durch die doch eher unangenehme Popularität, es mit ihren Hunden in den Lokalteil der Tageszeitung gebracht zu haben. Natürlich wurden dabei keine Namen genannt, doch Hundler, welche ihre Hunde in der gleichen Gegend ausführen, kennen sich in der Regel untereinander zumindest als „Herr Waldi“ und „Frau Fifi“, so dass sich im jeweiligen Umfeld recht schnell herumgesprochen hatte, wer die „Helden“ aus der Lokalzeitung waren. Solange sich derartige Vorfälle nicht häufen, darf man diese unangenehme Publicity, den möglicherweise fälligen Schadenersatz und ein eventuelles Ordnungsgeld (falls der Jagdpächter nicht, wie in mindestens einem der beiden genannten Fälle auf eine Anzeige verzichtet) als ausreichendes Regulativ ansehen.

Natürlich kann man es sich einfach machen und einen Hund einfach schießen, wenn man ihn einer Situation betrifft, die nach jeweiligem Landesrecht den Abschuss rechtfertigt bzw. man eine solche behaupten kann, ohne dass einem das Gegenteil bewiesen werden kann. Das hat für sich, dass man damit (vermeintlich) automatisch auch den schuldigen Halter trifft. Das ist aber nach meiner Ansicht eine äußerst schofle Einstellung und eines Waidmannes unwürdig. Das ich als Jäger dies schreibe, mag einem kleinen Teil „Waidgenossen“ nicht passen, aber auf das Wohlwollen von Kameraden, die auf Hunde schießen, lege ich auch nicht den geringsten Wert und auch die Jagd könnte gut auf sie verzichten.

Zum einen bestraft man damit den Hund, der nichts dafür kann. Es kann auch sein, dass der statt dessen schuldige Hundehalter Kinder hat, die durch den Verlust eines Familienmitgliedes ebenfalls unschuldig bestraft werden. Schließlich ist es aber auch für den Halter eine unangemessene Härte, wenn er für eine vielleicht nur einmalige Unachtsamkeit mit dem Verlust seines lieben Freundes bestraft wird. Hier sind aufklärende, nötigenfalls erzieherische Maßnahmen angebracht, von denen gleich noch die Rede sein wird.

Lässt ein Hundehalter seinen Hund frei laufen, ist das noch lange kein Indiz dafür, dass der Hund wildert und erst recht kein Grund, den Hund zu erschießen. Wenn der Hund folgt, ist das völlig in Ordnung. Den Hundeführer deswegen anzupöbeln zeugt lediglich von einem absoluten Mangel an Stil. Hat man den Eindruck, dass die Sache nicht ganz koscher ist, kann man den Hundefreund darauf aufmerksam machen und bitten, den Vierbeiner doch notfalls an die Leine zu nehmen. Aber man bleibe dabei höflich, denn ein Jäger sollte immer auch Gentleman sein. Als letztes Mittel gibt es für uneinsichtige Hundehalter immer noch die Anzeige.

Wo, wie in Baden-Württemberg, der Schuss auf einen Hund nur erlaubt ist, wenn der Hund dem Wild erkennbar nachstellt, kann man sich damit ganz schön in die Nesseln setzen: Man darf davon ausgehen, dass die Rechtsprechung dahingeht, dass dies auch voraussetzt, dass der Hund das Wild auch wirklich gefährdet und die Gefahr anders nicht beseitigt werden kann. Das bedeutet in der Praxis, dass man einen Schuss in der Bewegung abgeben muss. Was der Anwalt des Hundehalters daraus macht, wenn bei einer eventuell folgenden Gerichtsverhandlung zur Sprache kommt, dass man geschossen hat, ohne Zeit zu haben, sich zu vergewissern, dass man auch nichts und niemand gefährdet, das mag sich nun jeder selbst ausmalen, der noch Lust hat, auf anderer Leute Hunde zu schießen...

Nun wird es auch heute noch Hunde geben, die sich alleine in Wald und Flur umher treiben und dabei womöglich wirklich auch wildern. Ein solcher streunender Hund ist aber in der Regel ein bedauernswerter, weil von seinen Menschen vernachlässigter Hund. Denn wer zulässt, dass sich sein Hund unbeaufsichtigt umher treibt, nimmt auch billigend in Kauf, dass dieser unter ein Auto oder einen Zug gerät oder gar einen Unfall mit Sach-, wenn nicht gar Personenschäden (Zweiradfahrer) verursacht. Wer aber derartig asozial gegen seinen Hund und andere Menschen handelt, wird seinem Hund auch sonst nicht viel Liebe angedeihen lassen. Schlimmstenfalls kann es sich bei einem Streuner auch um einen Hund halten, der von seinen Menschen ausgesetzt worden ist, was eine der größten Gemeinheiten ist, die man einem Hund antun kann. Es wäre nun doch wohl mehr als lumpig, ein solch bedauernswertes Wesen für sein übles Los auch noch mit dem Tode zu bestrafen!

Hier kann man aber sehr gut mit erzieherischen Maßnahmen ansetzen: Genaugenommen, sollte man einen Hund, der sich alleine umhertreibt einziehen und selbst behalten oder an einen Platz vermitteln, an dem ihm mehr Zuneigung entgegengebracht wird, so dass er es nicht nötig hat, sich allein in der Gegend umher zu treiben. Damit würde man sich aber selbst ins Unrecht setzen, da dies den Straftatbestand der Fundunterschlagung oder gar des Diebstahls erfüllen würde.

Was man aber ohne weiteres tun kann, ist den Hund einzufangen und als Fundsache zu behandeln. Man kann das notfalls mit einer Kastenfalle tun; einem Menschen, der sich auf Hunde versteht – ein anderer sollte eigentlich gar nicht Jäger sein – dürfte es aber auch nicht schwer fallen, einen aufgegriffenen Hund zu veranlassen, sich ihm anzuschließen. Zumindest dann nicht, wenn der Hund sich nicht in einem traumatischen Zustand befindet, wie das gerne der Fall ist, wenn er ausgesetzt wurde. In solchen Fällen, bzw. wenn der Hund einem zu gefährlich erscheint, können aber sachkundige Tierheimmitarbeiter weiterhelfen, die von der dann zu rufenden Polizei hinzugezogen werden.

Wenn ein unachtsamer Halter von der Polizei ermittelt wird, seinen Hund beim Tierheim auslösen und dem Jäger einen Finderlohn bezahlen muss, wird ihm das eine heilsame Lehre sein. Eventuell könnte man sogar eine Entschädigung für den gehalten Aufwand verlangen. Schließlich haftet ein Hundehalter für das, was sein Hund anstellt.

Schlussendlich muss man bei einer solchen Sachen ja nicht ganz uneigennützig handeln: Der

gegen Finderlohn abgelieferte Hund bringt ein paar Euro in die Jagdkasse und zwar mit gutem Gewissen. Ist der Hund wirklich nur aufgrund einer entschuldbaren Unachtsamkeit ausgebücht, kann man auf seinen Finderlohn auch verzichten und wird bei den Familie punkten – und bei allen, welche die Geschichte erzählt bekommen. Handelt es sich um ein ausgesetztes Tier, welches eventuell bald in ein besseres Zuhause vermittelt werden kann, sollte in ländlichen Gegenden durchaus auch ein entsprechender Zeitungsbericht drin sein. Gerade in der Urlaubszeit, wenn viele Tiere ausgesetzt werden, ist Sauregurkenzeit und Lokalredakteure sind froh, wenn sie etwas haben um das Blatt zu füllen. „Waidmann Franz verschaffte Wuffi ein neues Zuhause“ liest sich allemal besser als „Rücksichtsloser Jäger knallt jeden Hund ab“.

Bei alledem kommt es natürlich doch vor, dass Jäger Hunde erschießen. Das ist schlimm genug. Aber selbst die von Jagdabschaffenwollern behaupteten Zahlen zeigen, wenn sie denn überhaupt der Realität entsprechen, dass lediglich ein kleiner Teil der Jäger Hunde erschießt. Zu einem Teil wird das aber wohl mit purer Gedankenlosigkeit zu erklären sein.

Die Fälle, in denen Jäger tatsächlich böswillig Leuten die Hunde vor der Nase erschießen sind nicht so häufig, sondern werden lediglich weithin bekannt, weil sie natürlich durch die Presse gehen. Wer so etwas tut, der hat verdient, das man ihm den Jagdschein und die Waffenbesitzkarte fortnimmt. Und wenn solch ein „Jäger“ einmal an den falschen gerät, sich mit eingeschlagenen Zähnen, Knochenbrüchen, einem kaputten Gewehr sowie obendrein einer Anzeige wegen tätlichem Angriff mit der Waffe im Krankenhaus wiederfindet und im Gegensatz zu dem Hundehalter keinen Zeugen hat, darf er sich nicht wundern.

Vergiften Jäger Menschen?

Eine besonders lächerliche Argumentation findet sich bei F.Werner auf der Seite 97:

Eine völlig andere, aber auch erwähnenswerte Form der Gesundheitsschädigung kann beim Verzehr von Wildbret entstehen. Denn gerade der Bereich der Wildbrethygiene ist ein sehr heikles und bei Nichtjägern wenig bekanntes Problem.

Besonders Wildbret das direkt vom Jäger erworben wurde unterlag in der Regel keiner veterinärärztlichen Untersuchung. Denn außer dem Fleisch der Wildschweine (wegen möglichen Trichinen) unterliegt nur gewerbmäßig verkauftes Wildbret der Kontrolle. Somit wird man sich beim Erwerb von Wild auf die Fachkenntnisse und Vertrauenswürdigkeit des Jägers verlassen müssen. Dies ist schon recht bedenklich, da Jäger doch nach ihrer eigenen vollmundigen Bekundung besonders die kranken Tiere erschießen.

Offenbar möchte F.Werner hier bei Menschen auf „Kundenfang“ gehen, die zwar selbst nicht jagen, der Jagd bisher aber eher wohlwollend gegenüber stehen, da sie gerne Wild essen. Es ist zwar richtig, dass Wildbret nicht veterinärmäßig untersucht wird, wenn es vom Jäger in kleineren Mengen direkt an den Verbraucher, an Gaststätten oder den Einzelhandel abgegeben wird, doch ist bisher praktisch nicht bekannt geworden, dass es dadurch schon mal Probleme gegeben hätte.

Natürlich unterliegt auch Wildbret, welches vom Jäger direkt an den Verbraucher geht, den strengen Vorschriften unseres Lebensmittelrechts. Eine tierärztliche Untersuchung vor der „Schlachtung“, dem Schuss also, ist natürlich nicht machbar. Der Jäger muss aber das Stück vor dem Erlegen zunächst sowieso erst ansprechen um sicherzugehen, dass er auch auf das richtige schießt. An anderer Stelle hat sich F.Werner ja darüber beklagt, dass der Jäger meist vom Hochsitz „aus dem Hinterhalt schießt“. Daher ist das Stück bis zum Schuss arglos und

kann genau beobachtet werden, sodass der Waidmann Verhaltensauffälligkeiten, die von Krankheiten herrühren können, erkennen kann.

Nach dem Schuss bricht er dann das Stück auf und hat dabei auf Anzeichen, wie Veränderungen an Organen, zu achten, welche auf Krankheiten deuten können. Dafür sind Jäger ausgebildet; schließlich braucht er ja nicht genau feststellen zu können, welche Krankheit das Wild hat, sondern es reicht, wenn er die Anzeichen kennt, die darauf hindeuten, dass ein Stück Wild möglicherweise für den menschlichen Genuss nicht geeignet ist. In solch einem Falle ist eine genau amtstierärztliche Untersuchung vorgeschrieben, falls der Jäger nicht sogar gleich selbst zu dem Schluss gelangt, dass das Stück als genussuntauglich zu entsorgen ist.

Die Behauptung, dass Jäger nur alte und kranke Tiere schießen ist natürlich nicht richtig. Man hat so etwas früher einmal kleinen Kindern erzählt. Wenn man z.B. aufgrund eines Seuchenzuges krankes Wild abschießen muss, ist das eine traurige und ärgerliche Sache, weil dann die Freude des Beutemachens fehlt und natürlich auch der Erlös für das Wildbret bzw. die Bereicherung der eigenen Speisekammer.

Im Rahmen der normalen Jagd wird – zur Freude des Wildabnehmers – vor allem junges Wild geschossen, weil man ja so gut wie möglich den Eingriff der Großcarnivoren simulieren möchte und schwächere Stücke erst gar nicht alt werden lässt. Männliches Wild schießt man im Rahmen der Trophäenjagd gewissermaßen in seinen „besten Jahren“, denn dann ist die Trophäe am stärksten. Ausgewachsene weibliche Stücke kommen irgendwann auch dran, da der Abschussplan sie ja auch vorsieht und was dennoch alt und krank wird, wird meist von selbst sterben und irgendwo versteckt liegenbleiben, wo es die Beutegreifer verwerten, die man ja schließlich auch nicht ausrottet, sondern lediglich kurz hält. Kommt einem dann doch einmal ein wirklich altes Stück, schießt man es natürlich auch. Daraus wird dann, wenn das Wildbret zwar noch genussauglich aber nicht mehr für Braten geeignet ist, ganz einfach Wurst gemacht.

Die Behauptung von F.Werner sind also wieder einmal absolut unhaltbar und entbehren jeglicher sachlichen und logischen Grundlage. Er bzw. sie phantasiert aber noch lustig weiter:

Zudem besteht bei erlegtem Wild die Gefahr des Verhitzens, wenn es nicht schnell genug auskühlen kann.

Auch muss Wild vor der Zubereitung bis zu 10 Tage abhängen, damit es seinen eigentümlichen Geschmack bekommt.

Bei zu langsamer Auskühlung nach dem Aufbrechen oder bei unsachgemäßem Abhängen kann es zur Verbreitung von Bakterien und zur Fäulnis des Fleisches kommen. Ist nur ein Teil davon befallen, so darf es weggeschnitten und der Rest dennoch zubereitet werden.

Grundsätzlich lässt sich sagen, dass man jedes Fleisch versauen kann, wenn man es unsachgemäß behandelt. Selbstverständlich verdirbt Wildbret genauso wie Fleisch von Haustieren und gerade deswegen gehört zur Ausbildung des Jägers auch der lebensmittelrechtlich einwandfreie Umgang mit dem erlegten Wild. Die Gefahr des Verhitzens ist jedem Jäger bekannt und jeder weiß, wie man sie vermeidet.

Man sollte F.Werner, wenn er es nicht vorziehen würde, im Schutze einer Quasi-Anonymität zu bleiben, einmal fragen, aus welchem Jahrhundert das Buch stammt, aus dem er seine Weisheiten über die Behandlung von Wildbret hat? Kein Mensch will heute mehr angefaultes Wildbret, denn nichts anderes ist das sogenannte Hautgout, der angebliche „Wildgeschmack“. In

früheren Zeiten fiel Wild bei den feudalen Jagden in großen Mengen an und es gab keine Kühlanlagen, so dass das Wildbret gerne anbrüchig wurde, bis es zum Verzehr gelangte. Das nannte man dann Hautgout und tat so, als wenn das etwas Gutes wäre.

Da das bei noch längerem Hängen immer stärkere Hautgout irgendwann dann doch etwas zu viel dieses Guten war, kaschierte man es mit dem auch heute noch gerne gemachten Beizen des Wildes. Heute beizt man Wild lediglich noch aus Traditionsgründen, wenn man die klassischen Wildgerichte aus früheren Zeiten kocht. Erforderlich ist das im Zeitalter der Kühlanlagen keinesfalls mehr, da weder das Fleisch dies aufgrund irgendeiner besonderen Beschaffenheit braucht, noch irgendwelche Anrühigkeit zu kaschieren ist. Daher gibt es heute auch jede Menge moderne Wildrezepte, die ohne Beize auskommen; man kann z.B. Steaks vom Wildschwein genauso wie solche vom Hausschwein bei der Grillparty auf den Rost legen.

Der Unterschied zu Fleisch von Haustieren besteht außer in einem etwas kräftigeren, feinerwürzigen Geschmack darin, dass gut geschossenes Wildbret beim Anbraten nicht soviel Wasser zieht wie Fleisch von Haustieren, da der Stress auf dem Schlachthof bei diesen einen Adrenalinausstoß bewirkt, der beim Wildbret naturgemäß fehlt. Das letzte ist aber auch bei Fleisch aus wirklich artgerechter Haltung und humaner Schlachtung der Fall. Wichtig ist übrigens, dass das Wildbret gut ausschweißt, da es sonst den von manchen Leuten beklagten „leberartigen“ Geschmack bekommen kann. Ein kleiner Nachteil beim Wildbret kann darin bestehen, dass es sehr mager ist und daher bei der Zubereitung etwas trocken geraten kann.

Abhängen muss nicht nur Wild, sondern auch das Fleisch von Haustieren, beides jedoch nicht so lange wie F.Werner hier behauptet, sondern nur drei bis vier Tage. Dies geschieht natürlich in der Kühlung, so dass das nichts mit Verfaulen zu tun hat. Das man angefaulte Stellen wegschneiden und solcherart verdorbenes Wildbret dennoch in den Verkehr bringen dürfe, wie F.Werner hier vielleicht glauben machen möchte, stimmt natürlich nicht.

Natürlich darf man verdorbenes Fleisch zubereiten und auch selbst essen; wenn man gerne ins Krankenhaus oder auf den Friedhof möchte, kann einem das keiner verbieten. Besteht der Verdacht, dass Fäulnis- oder andere Bakterien auf das Fleisch geraten sein können und dass ist bereits der Fall, wenn ein Stück Wild eine offene Wunde hat wenn es gefunden wird – z.B. bei Unfallwild – so wird das Fleisch lebensmittelrechtlich als bedenklich angesehen, was bedeutet, dass es bakteriologisch untersucht werden muss, bevor es als genusstauglich in Verkehr gebracht werden darf.

Zusätzlich möchte F.Werner noch mit dem Hinweis auf radioaktiv belastetes Wildbret Angst machen:

In Bayern wurde 1998 bei mehr als drei Tausend erlegten Wildtieren Messungen vorgenommen. Die dabei ermittelte Belastung je kg Fleisch reichte bis zu 64920 Becquerel radioaktiven Cäsium 137. Aber noch immer dürfen die Jäger ganz legal ihr Wildbret ohne solche Untersuchungen verkaufen. Dies bewirkte, dass inzwischen mit Sicherheit auch radioaktiv hoch belastetes Wildbret zum Verzehr weiter verkauft wurde.

Es ist richtig, dass es in Deutschland immer noch Gegenden gibt, in denen das Wildbret aufgrund der Reaktorkatastrophe 1986 in Tschernobyl radioaktiv belastet ist. Das gilt aber vor allem für Schwarzwild, da dieses eine bestimmte, im Boden wachsende Sorte Pilze aufnimmt, die belastet sind. Rehwild ist selbst in den betroffenen Gebieten weniger belastet und unterschreitet hier die Grenzwerte in den meisten Fällen. Näheres über das Problemgebiet Bayerischer Wald findet man z.B. hier:

http://www.umweltjournal.de/fp/archiv/AfA_gesundheit/8967.php

Dass das Wildbret grundsätzlich nicht untersucht wird ist natürlich wieder einmal gelogen. Wie wäre das Problem sonst bekannt geworden, wenn man nicht untersuchen würde? Auch der von F. Werner angegebene Wert für die Belastung dürfte doch eher ein Phantasieprodukt oder zumindest gnadenlos veraltet sein, denn die im obigen Artikel genannten Mittelwerte bei Schwarzwild liegen um etwa ein Zehnerpotenz darunter. Zumindest in zwei Gebieten in Thüringen, die stark betroffen sind gilt eine generelle Untersuchungspflicht, wie man dem folgenden Artikel entnehmen kann:

<http://www.gtgj.de/script/phpBB2/viewtopic.php?t=706&start=0&postdays=0&postorder=asc&highlight=&sid=c9743a71c0514e65363bc3210a7ae9bf>

Auch im Bayerischen Staatsforst wird seit Jahren untersucht, wie man der Zeitschrift des Senats der Bundesforschungsanstalten „Forschungs Report“ entnehmen kann und zwar der Ausgabe 1/2001, welche sich hier findet:

<http://www.bmvel-forschung.de/forschungsreport/1-2001-FR.pdf>

Für die meisten anderen Gebiete gibt es jedoch bereits Entwarnungen, wie man z.B. hier nachlesen kann:

[http://www.br-online.de/umwelt-gesundheit/unserland/ernaehrung_rezепte/rezепte/wildbret_grillen.shtml](http://www.br-online.de/umwelt-gesundheit/unserland/ernaehrung_rezepte/rezепte/wildbret_grillen.shtml)

Wer gerne Wildbret ist und sich wegen möglicher radioaktiver Belastung Sorgen macht, kann sich im Internet schlau machen. Lässt man eine Suchmaschine nach den entsprechenden Begriffen suchen, bekommt man eine ziemliche Anzahl von Fundstellen, unter denen sich eigentlich immer auch ziemlich aktuelle befinden dürften. Im Endeffekt wird aber jeder selbst entscheiden müssen, ob er Wildbret isst oder nicht. Schließlich besteht ja keinerlei Zwang, das zu tun und so ist es mehr als lächerlich diese Problematik unter dem Etikett (angeblicher) „Benachteiligung der Bevölkerung durch die Jagd“ aufzuführen, wie es F. Werner getan hat.

Terror und Willkür im Jagdrevier?

Eine weitere Strategie der Jagdabschaffenwoller besteht darin, von irgendwelchen Straftaten zu berichten, die einzelne Jäger begangen haben sollen. Auch bei F. Werner findet sich z.B. auf der Seite 99 derartiges:

In einem Fall prahlte ein angetrunkenener Jagdgehilfe in einer Jagdhütte, dass er immer im Frühjahr mit der Taschenmesserrückseite die Rinde an den jungen Obstbäumen abschabt: "Die bekommen dafür ihren Wildschaden bezahlt. Aber durch solche Fegegeschäden unserer Rehböcke wird niemand hier jemals auch nur einen einzigen Apfel ernten oder gar mit Kind und Kegel zur Obsternie anrücken. Nur so bleiben wir Jäger in dieser schönen abgelegenen Ecke allein und ungestört unter uns".

Ein anderer ersparte sich sogar noch die Wildschadenzahlungen für seine selbstverursachten Schäden. Er beseitigte die gegen den Wildverbiss angebrachten Drahtosen und verweigerte wegen angeblich fehlendem Verbisschutz dann die Wildschadenzahlung für die Fegeschäden, welche auch hier von zweibeinigen Rehböcken verursacht wurden. "Man darf alles, nur eines nicht, sich im Beisein von Zeugen erwischen lassen", war dazu dessen Kommentar.

Das sind Anschuldigungen, für die F.Werner weder Belege hat, noch irgendwelche Quellen oder gar Ross und Reiter benennen kann, wie das auch in der Jagdabschaffenwoller-Szene allgemein so üblich ist. Wohlweislich wird das unterlassen, denn mit guter Wahrscheinlichkeit würde er oder sie sich in diesem Falle eine saftige Anzeige wegen wissentlich falscher Anschuldigung einhandeln. Wenn man glaubt darauf verzichten zu können, Aussagen zu belegen, kann man so ziemlich alles behaupten; leider werden solche Behauptungen aber auch nur allzu gerne von denen geglaubt, die sie glauben wollen.

Es mag ja durchaus sein, dass es den einen oder anderen Jäger gibt, der kriminelle Kniffe anwendet. Würde so etwas aber öfter vorkommen, würde mit Sicherheit auch hin und wieder ein derartiger Missetäter erwischt und die Jagdgegner könnten auf entsprechende Prozessberichte verweisen.

Darüber hinaus hat F.Werner bei der Konstruktion seines netten Jagdgegnerlateins aber vollständig übersehen, dass derart geschädigte Bauern auch Eigentümer der jeweiligen Grundstücke und damit Jagdgenossen sind. Und die nächste Neuverpachtung kommt bestimmt. Wenn dann die Jagdgenossen – und Bauern sind in der Regel nicht so dumm wie mancher vielleicht denken mag – hinreichenden Verdacht haben, dass der Jagdpächter derartige Spielchen treibt, kann er sich ein neues Revier suchen, auch wenn die Geschädigten keinerlei juristische Beweise haben. Und bei entfernten Verbisschutz-Drahtosen gar wäre für jeden Bauern der Fall sonnenklar, auch wenn sich dem Jagdpächter juristisch nichts nachweisen ließe. Die Jagdgenossen sind ja niemandem Rechenschaft dafür schuldig, an wen sie ihren Jagdbezirk verpachten, noch müssen sie irgendwie begründen warum der alte Pächter bei der Neuvergabe nicht mehr berücksichtigt wurde.

Das beste aber ist, dass F.Werner hier einmal mehr zeigt, wie viel Ahnung er bzw. sie von der Jagd besitzt. Die Vortäuschung von Wildschaden wäre zum einen so ziemlich das dümmste, was ein Jäger tun kann, denn das würde eine Erhöhung des Abschussplanes nach sich ziehen – eine empfindliche Störung der von ihm bzw. ihr an anderer Stelle behaupteten Bemühungen der Jäger, möglichst viel Wild zu züchten. Zum anderen aber wäre ein Jäger, der die Anlage einer Obstwiese vereitelt, ein ausgemachter Depp. Das Fallobst ist nicht nur eine exzellente und kostenlose Kirmung, die allerlei Wild anlockt, sondern man kann auf so einer Obstpflanzung aufgrund der besseren Lichtverhältnisse auch wesentlich besser schießen als im Waldesdunkel. Ist gar, wie das so oft der Fall ist, der Waldrand auch die Jagdgrenze, lockt eine Obstwiese Wild aus dem Wald an, welches man sonst nie vor die Büchse bekommen hätte und ein schlauer Jägersmann würde eher noch unentgeltlich bei der Pflanzung helfen, als die Anlage zu vereiteln.

Mit dem obigen Zitat lässt es F.Werner allerdings noch lange nicht gut sein, es wird munter weiter fabuliert:

Andere Klagen kommen von manchen Koppelbesitzern. Vor allem, wenn sie eines ihrer Grundstücke neu einzäunen und dieses auch noch dazu in einem guten Jagdgebiet liegt.

Aufgeschnittene Zäune und von Hunden in der Landschaft versprengte, in einem Fall sogar auf eine Verkehrsstraße getriebene Tiere, waren Versuche, um die Koppelhalter wieder zur Aufgabe zu zwingen.

Von den Koppelbesitzern sind die Pferdeliebhaber wegen ihrer zusätzlichen Ausritte in die Natur bei manchen Jägern besonders verhasst.

In einem Fall der Damwildzucht durch einen Bauer brüstete sich der zuvor erwähnte, ange-trunkene Jäger damit, dass er immer mit einer Beißzange auf die Pirsch geht. Und dass er die Gelegenheiten in der Dunkelheit nützt, um ohne erwischt zu werden, immer wieder den Zaun aufzuschneiden. "Alle Tiere, die aus der Koppel entweichen, gehören dann mir. Zu deren Ab-schuss und Verkauf bin ich sogar berechtigt, solange diese sich in meinem Revier aufhalten. Ich will doch mal sehen, wie lange der das aushält. Jedenfalls lasse ich nicht zu, dass der uns mit seiner Damwildhaltung die Wildbretpreise kaputt macht."

Warum regt sich F.Werner darüber auf? Das ist doch auch nichts anderes, als das, was die andere Fakultät der extremen Tierrechtler, die sogenannten Tierbefreier macht, wobei ja viele der Tierrechtler in mehreren Sparten aktiv sind.

Spaß beiseite: Natürlich fehlen wieder jegliche Angaben, wann und wo derartiges passiert sein soll. Fest steht aber auch, dass Jäger, die solche „Lausbubenstreiche“ ausführen würden, ein erhebliches Risiko eingehen, erwischt zu werden. Dabei wäre dann gleich eine ganze Latte von Straftaten beisammen. Die reicht bis hin zur Straßenverkehrsgefährdung und fahrlässiger Körperverletzung oder gar fahrlässiger Tötung, wenn bei einer solchen Aktion Verkehrsunfälle verursacht werden. Ein solcher Jäger würde nicht nur seinen Jagdschein los, sondern er würde auch ins Gefängnis wandern und hätte derartige Schadenersatzforderungen am Hals, dass er sie vielleicht nie mehr in seinem Leben begleichen könnte.

F.Werner relativiert daher auch gleich, als wenn er bzw. sie beim Schreiben plötzlich Angst vor der eigenen Courage bekommen hätte:

Diese Beispiele entsprechen sicher nicht generell überall der Jagdpraxis, aber sie lassen erahnen, was so draußen bei Nacht und Nebel, wenn es keiner sieht, alles passieren kann.

Das ist aber auch gleichzeitig wieder die bereits wohlbekannte Taktik wie bei der angeblichen Wildfütterung mit Hormonen und Medikamenten und der angeblichen Beteiligung von Leuten ohne Jagdschein an der Jagd: Die Jäger könnten ja... Mit Begründungen ähnlicher Art werden in totalitären Systemen missliebige politische oder auch ethnische Gruppierungen kriminalisiert. Interessant ist auch das hier zutage tretende Demokratie- und Rechtsverständnis und zwar im Hinblick darauf, dass F.Werner immer wieder Demokratie und Rechtsstaat beschwört, wenn es um die angebliche Privilegierung der Jäger durch unser Gemeinwesen geht.

In diesem Stil geht es weiter:

Begünstigend für derart kriminelle Handlungen ist, dass diese wegen ihrer Heimtücke einem Jäger nur selten sicher nachzuweisen sind. Selbst bei einer unauffälligen Bewachung rund um die Uhr wird es nicht einfach sein, gegen einen ertappten Jäger die Beweislast zu erbringen, dass vor Gericht eine Verurteilung erfolgt.

Das ist nun die klassische Beweisführung mit der Verschwörungstheoretiker hieb- und stich-

fest beweisen, dass „SIE“ am Werk sind: Das offenkundige Fehlen jeglicher Hinweise auf den behaupteten Sachverhalt wird als wichtiges Indiz dafür gewertet, wie mächtig „SIE“ sind und wie geschickt „SIE“ vorgehen.

Man hört dann und wann, dass einzelne Jäger versuchen, sich polizeiliche Rechte in ihrem Revier anzumaßen und damit andere Naturnutzer schikanieren möchten. Das mag im Einzelfall vorkommen, da Jäger ja ganz gewöhnliche Menschen sind und man unter ihnen natürlich, wie unter allen anderen Menschen, neben friedlichen und freundlichen Zeitgenossen auch einen gewissen Anteil Idioten, Griffelspitzer, Blockwarte, Streithammel, Schlitzohren und dergleichen findet.

F. Werner drehselt daraus eine angebliche Polizeigewalt der Jäger und behauptet auf Seite 100 des famosen Buches „Was Jäger verschweigen“:

Bei allen bis hier her aufgeführten Risiken und Belastungen, die uns seitens der Hobby-Jagd bereits bedrohen, kann uns die folgende gesetzliche Regelung nur noch mehr Beeindrucken. Demnach hat der Gesetzgeber mit dem §25 BfJ die Hobby-Jäger sogar dazu berechtigt in bestimmten Fällen Personen vorläufig festzunehmen und dem Amtsrichter vorzuführen. Jagdaufseher gelten sogar als Hilfsbeamte der Staatsanwaltschaft. Sie haben dabei auch noch das Recht nach §81a StPO körperliche Untersuchungen vorzunehmen.

Wenn man sich berufen fühlt, geltendes Recht zu kritisieren sollte man möglichst in der Lage sein, kognitiv zu lesen und verstehen zu können, was in einem Gesetzestext steht. F. Werners Behauptung bezieht sich auf den Absatz 2 des §25 BfJ, welcher da lautet:

Die bestätigten Jagdaufseher haben innerhalb ihres Dienstbezirkes in Angelegenheiten des Jagdschutzes die Rechte und Pflichten der Polizeibeamten und sind Ermittlungspersonen der Staatsanwaltschaft, sofern sie Berufsjäger oder forstlich ausgebildet sind. Sie haben bei der Anwendung unmittelbaren Zwanges die ihnen durch Landesrecht eingeräumten Befugnisse.

Das bedeutet das folgende: Wer als Jagdaufseher von der Jagdbehörde bestätigt wird und darüberhinaus eine Ausbildung als Berufsjäger oder Förster hat, wird zu einer Art Hilfspolizist in seinem Jagdrevier. Der Knackpunkt dabei: Er ist von der Behörde in dieses Amt eingesetzt und hat es nicht etwa automatisch mit dem Erwerb eines Jagdscheines und der Erlangung einer Jagdlerlaubnis bei einem Pächter erworben, wie F. Werner hier behauptet. Natürlich prüft die Behörde die Eignung eines Jägers, der bestätigter Jagdaufseher wird und zwar auch dann, wenn er keine entsprechende Ausbildung hat und daher auch keine Polizeigewalt bekommt. Der „gewöhnliche“ Jäger (das gilt genauso für den bestätigten Jagdaufseher ohne Berufsjägerlehre und Försterstudium) hat hingegen lediglich das sogenannte Jedermannsrecht, welches es allen anderen Leuten auch gestattet, unter bestimmten Umständen gegen einen Tatverdächtigen vorzugehen um ihn festzuhalten und der Polizei zu übergeben.

Schließlich möchte F. Werner im Anschluss noch den Eindruck erwecken, dass Jäger ständig Spaziergänger und andere Naturnutzer mit Schusswaffen bedrohen:

Den Angaben aus Insiderkreisen zufolge nützen manche Jäger diese Rechtslage zur Bedrohung der ihnen im Wald begegnenden Mitmenschen, mittels Schusswaffe. Aus Angst oder Vorsicht hat demnach mancher Jäger bei einer Begegnung die Hand in der Jackentasche und zielt unauffällig aus der Jacke mit dem Fangschuss-Revolver auf den Körper seines Gegenüber. Ohne Zeugen ist es für ihn auch einfach, eine solche Situation jederzeit abzustreiten oder als Notwehr darzustellen.

„Angaben aus Insiderkreisen“ ist ein Prädikat, welches sich wunderbar dazu eignet, selbst Erdäcetes als brandaktuelle Information aus erster Hand erscheinen zu lassen. Wenn Begegnungen der geschilderten Art mit Jägern wirklich oft stattfinden würden, müsste dem Gesetz der großen Zahl zufolge dann und wann auch einmal dabei ein Schuss losgehen. Weder kann aber F.Werner einen solchen Fall nennen, noch findet man einen auf den zahlreichen Websites der Jagdabschaffenwoller, die sich im Eicher-Stil bemühen, alle Straftaten und Unglücksfälle zu sammeln, die sich nur im entferntesten mit der Jagd in Verbindung bringen lassen.

Ein weiteres Highlight der besonderen Art liefert F.Werner nun damit, dass er bzw. sie auf Seite 98 den Jägern auch noch vorwirft, eine Haftpflichtversicherung zu haben:

In Anbetracht dessen, dass Jäger, mit ihrer zum größten Teil völlig unnötigen Spaß-Jagd, das Leben und die Gesundheit ihrer Mitmenschen nicht nur durch den Verkauf von Wildbret, sondern mit ihren Schusswaffen akut gefährden, ist der Abschluss einer Haftpflichtversicherung für jeden Jäger zwingend vorgeschrieben.

Diese Versicherung nützt einem tödlich getroffenen Wanderer natürlich überhaupt nichts. Sie sichert aber andererseits die privaten Besitzstände des Jägers, wodurch dieser wiederum zu Leichtfertigkeiten verleitet werden könnte.

Möchte F.Werner vielleicht auch die Kfz-Haftpflichtversicherung abschaffen, damit die Leute vorsichtiger fahren? Das wäre ja mal ein ganz neuer Vorschlag; vielleicht geht er bzw. sie damit als nächstes an die Öffentlichkeit?

Allerdings ist die Jagdhaftpflichtversicherung, genauer gesagt, die dafür zu entrichtende Prämie, ein gutes Indiz dafür, wie wenig bei der Jagd in Wirklichkeit passiert. Aus den Prämien muss der Versicherer ja die Schäden regulieren, die entstehen, abgesehen davon, dass er nicht schlecht daran verdient. Je höher und häufiger also die Schäden, desto höher die Prämien. Und was kostet eine Jagdhaftpflichtversicherung? Gerade einmal 30 oder 40 Euro im Jahr, das ist weniger als z.B. eine Privathaftpflichtversicherung oder das Versicherungstäfelchen fürs Mofa. Jeder, der nur über ein Mindestmaß an mathematischem Verständnis besitzt, muss daraus entnehmen können, dass bei der Jagd weniger Schaden entsteht als im sonstigen Privatleben oder beim Mofafahren.

13 Sittenstrolche im Wald – Die Mär vom feuchten Schuss und der Lust am Töten

*Des Jägers Ursprung liegt entfernt,
Dem Paradiese nah:
Da war kein Kaufmann, kein Soldat
Kein Arzt, kein Pfaff* noch Advokat;
Doch Jäger waren da...
(Jägerspruch)*

Die Sache mit dem Töten aus Lust am Töten ist eine der gängigen Behauptungen aus der Mottenkiste der Jagdabschaffenwoller. Wir Jäger haben allerdings lange Zeit den Fehler gemacht, vertuschen zu wollen, dass das Töten ein essentieller Bestandteil der Jagd ist und immer nur von Hege und Landschaftsschutz geschwafelt.

Hege ist bei der Jagd in der Kulturlandschaft ein unabdingbarer Teilbereich, der im allgemeinen auch gerne betrieben wird. Hege und Reviergestaltung haben mit der Jagd nur mittelbar zu tun, es sind ganz andere menschliche Bedürfnisse, die hier erfüllt werden. Nicht der jägerische Trieb zum Beutemachen wird hier befriedigt, sondern bäuerliche Instinkte, die Freude am Bauen und Gestalten bewirken, auch wenn das wichtigste Motiv letztendlich darin bestehen mag, die Umgebung zu verbessern, in der man dann der Jagd nachgehen kann. Das ist aber auch der Bereich, in dem der Bürger hauptsächlich von der Jagd profitiert, denn er kann ja die Landschaft ebenfalls genießen, für deren Erhalt sich der Jäger – und sei es tatsächlich aus eigennützigen Motiven – einsetzt.

Wie bereits Jose Ortega y Gasset sagt, ist das Jagderlebnis nur um den Preis des Tötenmüssens zu haben – das ist die Tragik der Jagd. Glücklicherweise ist das Raubtier, welches sich keine Gedanken über sein Tun machen muss; zerrissen aber ist der Jäger, der hin- und her gerissen wird zwischen dem Trieb Beute zu machen und der Hemmung zu töten. Auch ich persönlich wundere mich immer wieder selbst ein wenig, wie ich mich über ein Waidmannsheil freuen kann, wo doch dafür ein Tier sterben musste. Es sind eben zwiespältige Gefühle, die man erlebt, wenn man am gestreckten Stück steht oder sitzt und sich bei der Totenwache seine Gedanken macht. Wirklich verstehen wird das aber wohl nur ein Jäger.

Triebhaftes Tun

Jagen ist triebhaft. Daran ist nicht zu deuteln. Das Gefühl, welches uns in Wind und Wetter, in klirrender Kälte und sengender Sonne hinaustreibt ins Revier und das wir Passion nennen, ist nichts anderes als ein uralter Trieb, der nur durch Beutemachen befriedigt werden kann. Es wird behauptet, dass er dem Steinzeitmenschen das Überleben sicherte, da er die Strapazen und Gefahren der Jagd möglicherweise nur auf sich genommen hat, weil ihn ein starker Trieb dazu bewog. Zumindest an manchen Orten und zu manchen Zeiten wird das in der Tat der Fall gewesen sein, wenn man auch heute zu der Ansicht neigt, dass die Energiebilanz beim Sammeln der Frauen wesentlich besser ausfiel als die bei der Jagd der Männer.

Beim Hinweis auf die bessere Energiebilanz des Sammelns wird aber vergessen, dass der Mensch nicht von Kalorien alleine lebt, sondern dass die Zusammensetzung der Nahrung auch eine wichtige Rolle spielt. Tierisches Eiweiß aber war vor der Erfindung der Viehzucht und der Milchwirtschaft im wesentlichen nur in Form von bei der Jagd erbeutetem Fleisch verfügbar. Dazu kommt, dass sich warme Kleidung ohne Landwirtschaft auch praktisch nur aus Tierellen

herstellen lässt. Daher galt der jagende Mann wohl viel, auch wenn in wärmeren Gegenden bei genauerem Hinsehen vielleicht die von den Frauen gesammelte pflanzliche Nahrung im Durchschnitt mehr sättigte, als das von den Männern erbeutete Fleisch. Und dass der Jäger jagte, lag eben daran, dass er den Jagdtrieb in sich hatte, den wir heute vornehm mit „Jagdpassion“ umschreiben.

„Ha!“ werden jetzt die Jagdabschaffewoller frohlocken, „Natürlich sind die Jäger Triebtäter, Lustmörder, abnorme Menschen – das ist doch genau das, was wir immer sagen!“ Triebe gelten ja als unanständig. Und doch sind sie es, die unser Leben zu großen Teilen bestimmen, auch wenn manche gerne glauben möchten, sich selbst und anderen vormachen, dass sie vom Verstand, der Vernunft und von heren Gefühlen geleitet werden. Manchmal sprechen wir statt von „Trieb“ von „Instinkt“, das klingt bei Dingen wie dem Mutterinstinkt und dem Beschützerinstinkt nicht so grob. Auch der Geschlechtstrieb wird oft vornehm als „sexueller“ oder „erotischer Appetit“ bezeichnet, vielleicht nur der Selbsterhaltungstrieb darf seinen groben, triebhaften Nahmen führen ohne damit anzuecken.

Der Jagd- und Beutetrieb ist wohl bei allen emotional einigermaßen intakten Männern vorhanden. Er äußert sich allerdings lange nicht immer darin, dass der betreffende Mann wirklich auf die Jagd im eigentlichen Sinne geht oder auch nur dem Angelsport frönt, der ja auch eine Spielart des Waidwerkes ist und gerne auch als „Fischwaid“ bezeichnet wird. So mancher, der den Jagdtrieb doch tief in sich drin hat, wird nach außen hin die Jagd eventuell sogar ablehnen und wäre entrüstet, wenn man ihm den Besitz eines solchen unterstellte.

Und so tun auch „moderne“ Männer, viele Dinge, die der – unbewussten – Befriedigung des Jagdtriebes dienen. Das ist zum Beispiel im Berufs- und Geschäftsleben der Fall, wo das Arbeiten oft als „Kämpfen“ bezeichnet wird und man nach Aufträgen „jagt“. Der Professor, bei dem ich als Student ein Seminar über „Erkenntnis- und Unternehmensphilosophie“ belegte, beklagte den Umstand, dass durch den bargeldlosen Zahlungsverkehr das vorher noch vorhandene, urtümliche „Verteilen der Beute“ weggefallen war, der Empfang des Arbeitslohnes in der guten, alten Lohntüte – in seiner Anschauung ein Faktor, der den Mitarbeiter an die „Überlebensgemeinschaft“ Unternehmen band und die Arbeitszufriedenheit erhöhte.

Eine eher problematische Sublimierung des Jagdtriebes ist der Wunsch ein schnelles Kraftfahrzeug zu besitzen und damit auch schnell zu fahren. Das Schnellfahren allein befriedigt den Jagdtrieb nicht und auch das Überholen anderer Verkehrsteilnehmer ist nur eine notdürftige Genugtuung. Dummerweise besteht die „Beute“ bei dieser Art, den Jagdtrieb zu befriedigen, sehr oft in Strafzetteln für Verkehrsverstöße, welche aber zu den harmloseren Folgen zählen. Oftmals nämlich büsst der Steinzeitmensch hinter dem Steuer seinen Trieb mit dem eigenen Leben oder gar dem anderer Verkehrsteilnehmer. Polizisten, die Zeugen von Massenkarambolagen waren, berichteten davon, dass sie den Eindruck hatten, dass die Autos nicht einfach zusammenstießen, sondern sich gegenseitig abschossen. So sollte man den Jagdtrieb dann doch lieber nicht befriedigen.

Auch der Sport hat oft oder immer mit dem Jagdtrieb zu tun: Vom erfolgreichen Stürmer beim Fußball sagt man, er sei ein Torjäger. Der Sieg im sportlichen Wettkampf wäre nur halb so viel wert, wenn er nicht eine Trophäe, eine Medaille oder einen Pokal, bringen würde, die man als Beute mit nach Hause nehmen kann. Auch Sportschützen sagen, dass sie die geschossene Ringzahl „heimbringen“; allerdings ist das in den Augen des Jägers ein – mit Verlaub gesagt – etwas dürftiger Ersatz für wirkliche Jagdbeute.

Manche Menschen sammeln Dinge und sagen von sich selbst, sie seien keine Jäger, sondern Sammler. Auch sie irren sich oft in sich selbst: Wenn ein Briefmarkensammler für eine be-

stimmte Marke unglaubliche finanzielle und logistische Anstrengungen unternimmt, alle Hebel in Bewegung setzt, alle Informationskanäle nutzt, die ihm zur Verfügung stehen, alle Fäden zieht und dann vielleicht noch um die halbe Welt reist um das ersehnte Stück als Beute endlich seiner Sammlung einverleiben zu können, darf man durchaus von einer Jagd sprechen und die Beweggründe, welche dahinter stecken, als eine Form des Jagdtriebes.

Pilzsammler bezeichnen sich manchmal scherzhaft als „Pilzjäger“. Darin steckt viel Wahres: Wenn auch das Verfolgen und Töten der Beute entfällt, so muss der Pilzfrend sie doch anhand der Kenntnis verschiedener Parameter aufspüren, wie das die Jahreszeit, die Wetterumstände und die Vegetation sind. Er eignet sie sich schließlich freudig an und schleppt sie nach Hause. Dort verzehrt er sie im Kreise seiner Lieben, hat dazu vielleicht sogar noch Gäste und freut sich, dass er der Natur etwas abgerungen hat, mit dem er seine Sippe sättigen kann – ganz genauso, wie es viele „richtige“ Jäger auch oft und gerne tun.

Auch mich persönlich ist das Verspeisen meiner Jagdbeute, möglichst im Kreise lieber Gäste, der eigentliche „Lohn“ der Jagd. Eine Gesellschaft mit selbst Erjagtem sättigen zu können, gibt mir einen Abglanz des Gefühls, welches der Steinzeitjäger wohl hatte, der Fleisch erbeutete und damit wieder einmal das Überleben der Sippe für eine gewisse Zeit sicher stellte. Das ist mir wichtiger als Knochen oder Zähne an der Wand und sicher sehen das meine Gäste genauso: Wer isst nicht lieber eine großzügig bemessene Portion eines schmackhaften Wildgerichts, als dass er nur eine Trophäenwand gezeigt bekommt?

Um nun wieder auf die Jagdabschaffenwoller zurück zu kommen: Ich versteige mich sogar zu der Behauptung, dass diese – zumindest diejenigen, welche aktiv gegen Jäger vorgehen – in Wirklichkeit vom Jagdinstinkt des Steinzeitmenschen umgetrieben werden. Oder gehört nicht schon allein eine Menge Jagdtrieb dazu, nach Art eines Kurt „Schafft-Die-Jagd-Ab“ Eicher mühselig all diesen Unfug aus den Medien zusammen zu klaben, von dem er glaubt, ihn dazu verwenden zu können, Jagd und Jäger „zur Strecke zu bringen“? Auch die „Ermittlungen“ mancher Jagdabschaffenwoller, bei denen sie durch die Reviere schleichen und nach Dingen suchen, mit denen sie den Jägern am Zeuge flicken können, sind im Grunde jagdliche Handlungen, deren Beute in den gewonnenen Informationen und gemachten Fotos besteht.

Die Abläufe bei einer organisierten Jagdstörung erinnern frappant an die Jagd selbst: Im Vorfeld werden Informationen gewonnen, wo eine Jagd stattfindet, die Örtlichkeit geprüft und die Anfahrt ausgeknobelt, ganz so wie der Jäger das Revier studiert, das Wild bestätigt und sich einen Plan macht, wie er es erlangen kann. Die Jagdstörer treffen sich, ziehen selbst wie eine jagende Horde in den Wald und suchen ihre „Wild“ welches in ihrem Falle eben die Jäger sind. Die Beute schließlich besteht in dem eventuellen „Erfolg“ eine Jagd vereitelt oder zumindest behindert zu haben und die Trophäen sind Zeitungsberichte, die man ja schließlich auch sammeln kann, wie der Jäger seine Gehörne und Geweihe. Nicht einmal das Schlüsselreiben, welches bei der wirklichen Jagd ja wohl ein Überbleibsel des sofortigen Verzehens der Beute in der Steinzeit darstellt, fehlt bei der Anti-Jagd: Nach mehr oder weniger erfolgreicher Mission sitzen die Jagdstörer bei Tofu und Getreidebratlingen zusammen und lecken sich entweder ihre Wunden oder rühmen sich ihrer „Erfolge“.

Sexuelle Lust bei der Jagd?

Offenbar haben manchen Menschen ein etwas seltsames Bedürfnis, Töten und Sexualität zusammen zu bringen. Als ich in einem Usenet-Artikel das Gefühl, welches man hat, wenn man auf der Jagd etwas erbeutet hat, mit dem verglich, welches man nach gutem Sex hat, wurde mir – und nicht nur von einem der mit diskutierenden Gutmenschen – sofort das Wort im Munde

(respektive in der Tastatur) herumgedreht: Man wollte allen Ernstes gelesen haben, dass ich beim Schießen auf Wild sexuelle Lust verspüren würde.

Ein uraltes Klischee sagt dem Jäger – neben einem gewissen Hang zum Trunk – ausgeprägten Geschlechtstrieb nebst einer besonderen erotischen Anziehungskraft nach. In den einschlägigen, volkstümlichen Heimat- und Berggeschichten gibt es die verwegenen Jagerburschen, die nicht nur mit dem Büchserl furchtlos in Fels und Eis der Gams hinterher- sondern auch mit geschwelltem Lederhosenlatz über die wohlbekannte Leiter durchs Fenster der drallen Dirndl steigen. Auch dem bekannten Jagdschriftsteller Hermann Löns sagt man neben einem übermäßigen Durst auch eine respektable Strecke nach, die er nicht im Wald und auf der Heide machte, sondern in den Mägdekammern der Bauernhäuser.

Nun, das mag ja alles durchaus so sein. Eine besondere erotische Anziehungskraft des Jägers, mag sich aus dem ebenfalls uralten Instinkt der Frau ergeben, ihrem Nachwuchs die bestmöglichen Bedingungen zu bieten. In früheren Zeiten konnte sie das erreichen, indem sie sich einen erfolgreichen Jäger angelte, der einerseits für Nahrung und Kleidung sorgte, andererseits aber auch sein Talent und Können an die Söhne weitergab und diesen damit eine gute Grundlage zum Überleben verschaffte.

Man kann den besonderen Sexappeal des Jägers – so es ihn denn geben bzw. gegeben haben sollte – aber auch noch anders erklären: Auch Macht ist sexy. Und der Jäger verfügt zu mindest aufgrund seiner Kenntnisse und Fertigkeiten sowie seiner Jagderlaubnis über die Macht, sich im Rahmen des Jagdrechts aus der Natur zu nehmen was er haben möchte. Auch ist das Jagdrevier gewissermaßen ein Territorium, ein Machtbereich des Jägers, in dem er schaltet und waltet sowie nicht zuletzt auch dann und wann über Leben und Tod entscheidet. Der Jagdherr ist überdies so eine Art Sippenchef, er leitet die jagende Horde. Die Jagerburschen und Förster aus den Heimatromanen, sind zudem ja Aufsichtsbeamte der jeweiligen Jagdherren und haben daher gewisse Machtbefugnisse in den Revieren – wie sie ja F. Werner auch den realen, heutigen Jägern andichtet – und wenn sie, wie so manches Mal am Ende der einschlägigen Geschichten vom „Jager-Sepp“ zum „Herrn Förstner“ avancieren, sind sie auch noch eine exzellente Partie für das arme, aber ansehnliche Bauerndirndl.

Wenn nun etwas dran ist an dem erhöhten sexuellen Appetit der Jäger, dann ist das allerdings beileibe kein Indiz dafür, dass er sexuelle Lust beim Erlegen des Wildes empfindet. Im Gegenteil: Wie soll der Jäger nach der vierbeinigen Geiß im Walde auch noch die zweibeinige in der Kammer erlegen, wenn das für letztere erforderliche, besonder Pulver bereits bei ersterer verschossen wurde?

Logik hin, Logik her – ob das, was sie behaupten überhaupt plausibel ist, scheint Jagdgegner wenig zu kümmern. Manche gar, wie zum Beispiel ein gewisser Rainer Gaertner, seines Zeichens Vorsitzender der TIERVERSUCHSGEGNER BRD e.V. möchten gar bei den Jägern nekrophile Veranlagungen ausmachen können. So gab der genannte Herr bei der 26. Anti-Jagd-Demonstration am 1. November 2003 in Berlin – der Text des Vortrages ist unter der Adresse <http://www.abschaffung-der-jagd.de/reden/50900096300e0c707.html> im Netz zu finden – folgendes von sich:

Nekrophilie - meine Damen und Herren - ist die Liebe zum Toten - der Wunsch, das Lebendige in Unlebendiges zu verwandeln. Aufgrund seiner geradezu nekrophilen Veranlagung trachtet der Jäger danach, Leben zu vernichten. Hauptsache, das Morden macht Spaß! Dabei gewinnt er große Befriedigung daraus, dass ihm Lebewesen hilflos ausgeliefert sind. Der Wunsch, Macht über andere zu haben, sie missbrauchen, manipulieren ja sogar töten zu können, ist nach psychologischen Erkenntnissen ein Zeichen für Sadismus.

Zunächst einmal ist bereits die von dem Jagdabschaffenwoller Gaertner aufgestellte Definition von Nekrophilie schlichtweg falsch. Jeder weiß, dass Nekrophile nicht notwendigerweise, ja sogar eher selten oder nie selbst töten, sondern sich lediglich zu Toten sexuell hingezogen fühlen. Zum einen zeigt sich hier wieder einmal, dass Jagdgegner aus Mangel an echten, belastbaren Argumenten gerne Tatsachen verdrehen um sie für ihre kruden Anschauungen passend zu machen. Möglicherweise aber soll hier zum anderen auch der Jäger bei den Zuhörern gedanklich in die Nähe derjenigen Zeitgenossen gerückt werden, die nachts in Leichenschauhäuser eindringen oder sich in die Kühlräume von Krankenhaus und Gerichtsmedizin schleichen. Der Ausdruck pervers wird ja von Jagdabschaffenwollern auch nicht gerade selten in polemischer Weise im Zusammenhang mit Jägern und ihrem Tun gebraucht.

Weiterhin möchte Gaertner nun mit dem Vorhandensein eines jagdlichen Brauchtums seine absurden Vorstellungen begründen:

"Gekrönt" wird diese Wesensart durch die lebensverachtenden Rituale, die Jäger nach "getaner Arbeit" abhalten und deren Wurzeln im Nationalsozialismus zu finden sind. Es geht um "Wild aufbrechen" und "Strecke legen" - dabei werden die erschossenen Tieren endgültig ihrer Würde beraubt, indem man ihnen z.B. Tannenzweige ins Maul stopft. Oder die grün Kostümierten kriechen bei ihren Saufgelagen zur Belustigung ihrer Kumpanen - ein totes Kaninchen mit den Zähnen haltend - mit allen Vieren über den Boden. Auch ist durch Fotos dokumentiert, wie bei "Verstößen gegen das jagdliche Brauchtum" zur Strafe der Jäger eine Nacht mit einer toten Wildsau im Bett verbringen muss...

Wie wenig Ahnung er von der Sache hat, über die er sich verbreiten zu müssen meint, zeigt Gaertner bereits mit der Behauptung, die Wurzeln unseres heutigen jagdlichen Brauchtums würden im Nationalsozialismus liegen. Das ist schlichtweg falsch, wie so vieles, was Jagdabschaffenwoller von sich geben. Über den perfide-dümmlichen Hang der Jagdgegner, Jäger als Nazis diffamieren zu wollen, wurde bereits im Kapitel 4 gesprochen – und auch darüber, was das Reichsjagdgesetz mit den Nazis zu tun hatte, nämlich so gut wie gar nichts.

Wenn auch in der damaligen Zeit von Walter Frevert eine „Fassung“ des jagdlichen Brauchtums geschaffen wurde, die als allgemeinverbindlich gelten sollte, sind die meisten der heute angewandten Bräuche wesentlich älter. Sie stammen einerseits großenteils noch aus der Zeit der feudalen Jagd und sind andererseits auch nicht unbedingt einheitlich, sondern oft regional verschieden. Zum Beispiel hängt es von der Gegend ab, ob man den Erlegerbruch, den Zweig, den man sich an den Hut steckt, wenn man etwas geschossen hat, auf der linken oder der rechten Seite trägt.

Die Wurzeln des jagdlichen Brauchtums – und die Beweggründe, warum man es einhält – jedoch sind viel älter. Bräuche gehen oft auf uralte Rituale zurück und so ist es auch bei den Jagdbräuchen. Bereits bei Steinzeitvölkern findet man Rituale, die man als Vorläufer des jagdlichen Brauchtums bezeichnen kann. Hintergrund ist der Zwiespalt zwischen dem überlebensnotwendigen Beutetrieb und der dem Menschen angeborenen Hemmung zu töten.

Dieser Zwiespalt erzeugt einen Gewissenskonflikt, der sich in der Angst niederschlägt, der Geist des getöteten Tieres könne Rache nehmen. Um diese Angst nun zu bannen, kann man zwei Wege beschreiten: Den der reinen Beschwichtigung oder Absicherung und den, den Tod des Tieres als notwendigen Bestandteil des Weltenlaufes zu erklären, als ein Opfer, welches das Tier dem Menschen bringt, damit er überleben kann. Beide Wege erfordern Rituale, denn Rituale sind die uralte Weise, in der Menschen Respekt ausdrücken, im Falle des Jagdrituales den Respekt vor dem Leben, das man genommen hat. Bei dem ersten Weg sind die Jagdrituale als Versuch zu deuten, den Zorn des Tieres oder gar der Götter zu beschwichtigen, beim zweiten als Danksagung für das Opfer, welches das Tier für den Jäger bringen musste.

Der zweite Weg ist übrigens der interessantere, da er eine recht weit entwickelte Naturphilosophie bezeugt, man findet ihn bei Indianern. Es lohnt sich, mehr darüber zu erfahren. Tom Brown, der amerikanische Survival-Lehrer und Naturliebhaber, beschreibt in seinem unbedingt lesenswerten Buch „Der Fährtenucher“ (Tom Wolf, William Watkins: Der Fährtenucher, Droemer-Knaur 1989 und Scherz 1987) seine Kindheit und Jugend, während der der Großvater seines Freundes, ein alter Indianer, den beiden Jungs nicht nur das Überleben in der Natur unter härtesten Bedingungen, das Jagen und das Fischen beibringt, sondern auch einen tiefen Respekt vor der Schöpfung. Stalking Wolf, der Großvater, erklärt den beiden unter anderem auch, dass, wenn sie einen Fisch fangen, dieser wissen soll, dass sie das nicht zum Spaß tun, sondern um ihren Hunger zu stillen.

Einen ähnlichen Einblick gewährt der Roman „Im Zeichen des Wolfes“ des amerikanischen Archäologen-Ehepaars W. Michael und Kathleen Gear (W.M und K Gear: Im Zeichen des Wolfes. Heyne Bücher Nr.8796). Die beiden Wissenschaftler verwenden ihre Forschungsergebnisse über das prähistorische Amerika auch dazu, interessante Romane, darunter eben auch diesen, zu schreiben. Er handelt von Vorfahren der Indianer, die in der letzten Eiszeit lebten. Die äußeren Umstände in dem Buch bauen natürlich auf den Funden und Forschungsergebnissen des Ehepaars und ihrer Kollegen auf. Die ebenfalls beschriebene geistige Vorstellungswelt der Menschen jedoch muss dem Weltbild späterer Indianer entnommen worden sein, welches den Autoren wohl aus deren Überlieferungen bekannt ist.

Interessant dabei ist, dass die „Star People“, das Eiszeitvolk um das es geht, glauben, dass alles menschliche und tierische Leben im Grunde ein einziges Leben ist. Das Tier, welches sich vom Jäger erbeuten lässt, opfert sich daher, um dieses universelle Leben – und damit gewissermaßen sein eigenes – zu erhalten, genauso, wie sich eine Mutter für ihr Kind gewissermaßen aus ihrem eigenen Selbsterhaltungstrieb heraus opfert.

Der erfolgreiche Jäger hat demnach die Fähigkeit, dem Wild auf metaphysische Weise mitzuteilen, dass er seinen Körper benötigt um zu überleben und es so zu veranlassen, sich finden zu lassen. Dementsprechend ist die Dankbarkeit gegenüber der Jagdbeute ein wichtiger Teil der Weltanschauung diese Menschen. Selbst wenn die betreffenden Passagen in dem Buch nur auf wissenschaftlichen Spekulationen der Archäologen beruhen, ist doch nicht von der Hand zu weisen, dass prähistorische Jäger in dieser Weise gedacht haben. Es gibt ja auch in östlichen Religionen die Vorstellung eines kosmischen Bewusstseins von dem das Bewusstsein des einzelnen nur abgespalten ist und mit dem es sich bei der Erlösung wieder vereinigen wird.

In solchen und ähnlichen Dingen wurzeln jedenfalls die auch heute noch ausgeübten Jagdbräuche. Sie haben den Sinn, den Jäger am Stück innehalten und es still in sich werden zu lassen. Immerhin hat man – wenn auch legitim – getötet und da sollte man nicht so ohne weiteres darüber hinweggehen. Wenn auch die Jagd für uns nicht mehr überlebenswichtig ist, hat man doch Nahrung beschafft, denn das Wild wird ja schließlich gegessen. Für den Steinzeitmenschen in uns ist das ein feierlicher Moment, das Gefühl für Nahrung gesorgt zu haben beschwichtigt Existenzängste und daher darf und sollte man die Erlegung eines Stückes Wild

durchaus in einem gewissen Rahmen, dem des jagdlichen Brauchtums eben, begehen.

Abgesehen vom Respekt dem Tier gegenüber, sollte man auch Lebensmittel – und ein solches ist ja aus dem Tier bei der Erbeutung geworden – durchaus mit einem gewissen Respekt behandeln. Daher knallt man das erbeutete Wild auch nicht achtlos in die Wildwanne im Kofferraum oder auf die schmierige Ladefläche des Pickups, sondern lässt dabei etwas Sorgfalt walten. Was bitte soll daran abartig sein? Es wird ja wohl auch keinem einfallen, einen Menschen als pervers zu bezeichnen, der einen Laib Brot mit drei Kreuzen segnet und dabei Gott im Stillen dafür dankt, dass er zu essen hat.

Exkurs: Fleisch essen – ein kleines Fest

In diesem Zusammenhang kann ich mir das folgende nicht verkneifen: Was uns heute in den Zeiten der Überflussgesellschaft abhanden gekommen ist, ist das Bewusstsein, dass Essen, und ganz besonders das Essen von Fleisch, immer in gewisser Weise ein Fest ist, welches von Dankbarkeit geprägt sein sollte. Ich kenne aus meiner Kindheit noch den Umstand, dass Fleisch nur Sonntags auf den Tisch kam und etwas besonderes war. Bevor die Menschen die Viehhaltung erfanden, war Fleisch nur manchmal und zwar in ganz unregelmäßigen Abständen verfügbar, nämlich immer dann, wenn die Männer bei der Jagd Beute gemacht hatten und damit heimkehrten.

Da Fleisch dann oft in großen Mengen da war, es aber verderblich ist und früher keine Möglichkeit bestand, es haltbar zu machen und zu lagern, wurde es möglichst schnell gegessen. Dass der Jagderfolg der Männer, wenn es sich dabei um ein entsprechend großes Tier handelte, eine wahre Fressorgie auslöste, kann man sich leicht denken. Davon her rührt wohl auch der Brauch mancher afrikanischer Völker, sich zu besonderen Anlässen kiloweise mit Fleisch vollzustopfen, ganz ähnlich, wie sich andere bei solchen Gelegenheiten mit alkoholischen Getränken voll laufen lassen.

Für uns heute ist Fleisch ständig verfügbar, so dass es für uns nichts besonderes mehr darstellt. Viele Wissenschaftler sind heute auch der Ansicht, dass wir zuviel Fleisch essen. Sieht man Pausenbrote im Mülleimer vor der Schule liegen, ist das an sich schon schlimm und lieblos – zunächst der Mutter gegenüber, die dem betreffenden Kind das Brot herrichtete, aber auch gegenüber Gott bzw. der Natur, der Mutter Erde, oder wie der einzelne das nennen will, was uns mit seinen bzw. ihren Gaben beschenkt. Besonders traurig ist es aber, wenn es sich dabei um Brote handelt, die mit Fleischprodukten belegt sind, denn es wurde etwas achtlos weggeworfen, für das ein Tier sterben musste.

Tja, solche Gedanken kommen einem vielleicht nur, wenn man, wie etwa ein Jäger, selbst schon getötet hat um zu essen. Manchmal denke ich darüber nach, ob ich meinen Fleischkonsum nicht auf das beschränken sollte, was ich selbst erlegt habe. Ich würde dadurch weniger Fleisch essen sowie Tierleid in der Massentierhaltung und das chemische Dreckszeug vermeiden, mit dem Nutzvieh heute hochgepöppelt wird. Und da man ja nicht immer etwas schießt, würde Fleischessen vielleicht auch wieder zu dem, was es eigentlich sein sollte: Ein kleines Fest, bei dem man sich bei aller Freude über das gute Essen auch in Dankbarkeit an das Tier erinnert, das dafür sterben musste.

Was fühlt ein Jäger beim Schuss?

Nach diesem kleinen Exkurs über das Fleischessen will ich jedoch zum eigentlichen Thema

dieses Kapitels zurückkehren. Speziell das Schießen bzw. das Töten mit einer Schusswaffe wird ja von nicht wenigen Menschen gerne mit sexuellen Hintergründen ausgestattet, in der Mehrzahl sind das aber Menschen, die nie eine Waffe besessen und sich natürlich auch nie ernsthaft mit der Bedeutung des Waffenbesitzes auseinander gesetzt haben. Der Spruch von der „Penisprothese“ im Zusammenhang mit einer Waffe ist nur zu bekannt, „Sex and Crime“ stehen in sprichwörtlichem Zusammenhang und auch eine Ejakulation wird gerne als „Schuss“ bezeichnet.

So liegt für manchen der Verdacht nahe, dass der Jäger auch sexuelle Lustgefühle empfindet, wenn er tötet, das Erschießen eines Tieres gar als Ersatz für den Koitus ausübt. Das mag in seltenen Einzelfällen tatsächlich zutreffen, schließlich sieht man in die Menschen nicht hinein und es sind aus der Psychopathologie ja die sogenannten Lustmörder bekannt, Triebtäter, die Menschen töten um sexuelle Befriedigung zu erlangen. Sicherlich gibt es auch Menschen mit derartigen Veranlagungen, die sich aber auf Tiere anstatt auf andere Menschen richten.

Diese wird man aber wohl nur äußerst selten unter Jägern finden. Warum sollte sich zum einen ein in diese Richtung abnormer Mensch die Mühe machen, einen Jägerkurs zu besuchen und eine Prüfung abzulegen, wenn er seine perversen Gelüste doch auf der nächsten Pferdeweide viel einfacher befriedigen kann? Zum anderen brauchen Lustmörder offensichtlich den direkten Kontakt zum Opfer; wenn zum Beispiel Pferde von sogenannten Pferdeschlitzen verletzt oder getötet werden, geschieht dies immer im direkten Kontakt mit dem Messer und nicht auf Distanz mit der Schusswaffe.

Der direkte Vorwurf, als Jäger beim Töten sexuelle Lustgefühle zu haben, wird auch eher in der persönlichen Diskussion erhoben, wenn dem Kritiker die Argumente gegen den Jäger ausgehen oder er erst gar keine gehabt hat. In den Veröffentlichungen der Jagdgegner fehlt er in der Regel, wohl auch deshalb, da die einschlägigen Autoren sich klar darüber sind, wie unhaltbar diese Behauptung ist. Trotzdem wird immer wieder versucht, sie unterschwellig zu transportieren, wie man an den oben zitierten Äußerungen des Jagdabschaffenwollers Gaertner sehen kann und nicht zuletzt daran, dass von Jagdgegnern auffallend oft das Wort „Lust“ in Verbindung mit dem Töten verwendet; so heißt ja schließlich eine bekannte (Des-)Informationsbroschüre der Jagdabschaffenwoller aus der UL-Ecke „Der Lust-Töter“.

Was empfindet man aber nun wirklich beim Schießen auf Wild? Hin und wieder bekommt man als Jäger ja auch die provokative Frage gestellt, wie das denn so sei, wenn man „so ein Tier abknallt“?

Natürlich kann ich da nur von mir selbst sprechen: Wenn Wild auftaucht, ist da ein gewisses freudiges Erschrecken, etwa in der Art, wie wenn man beim Pokern drei Asse auf die Hand bekommt und nun hofft, beim Kaufen noch zwei Zehnen dazu zu erhalten, oder wenn man auf dem Flohmarkt einen interessanten Artikel entdeckt und spekuliert, ihn preisgünstig erstehen zu können. Direkt in dem Moment, wenn der Schuss bricht, fühle ich eigentlich gar nichts, abgesehen von dieser gewissen Nervosität oder Anspannung, die gerne da ist, wenn man etwas kniffliges macht, das nicht schiefgehen darf.

Bricht das Stück im Feuer zusammen, ist da Freude oder Erleichterung, springt es ab, folgen bange Sekunden, in denen man beobachtet ob das Stück kürzer wird und niederfällt. Tut es das, bin ich auch wieder froh und erleichtert, geht das Stück jedoch tatsächlich ab, bin ich enttäuscht und verärgert. In der Regel glaube ich aber erst an mein Waidmannsheil, wenn ich am Stück stehe und mich überzeugen kann, dass es wirklich liegt und nicht etwa wieder hoch geworden und abgesprungen ist während ich meine Sachen zusammengepackt und abgebaut habe.

Man hat dann aber noch die weniger angenehme Arbeit des Aufbrechens vor sich. Es ist zwar nicht so, das es mich davor ekelt, aber ich finde, dass es eine fummelige Arbeit in unbequemer Körperhaltung ist, bei der man auch noch allerhand versauen kann. Das richtige Glücksgefühl stellt sich bei mir erst ein, wenn alles erledigt ist und ich mit dem Stück im Auto auf dem Weg zur Wildkammer oder nach Hause bin.

14 Vegane Lebenslügen – Kann man leben ohne zu töten?

Um die Zusammenhänge zu verstehen – nicht zuletzt, um in Diskussionen mit veganen Jagdgegnern deren Anschauungen widerlegen zu können – muss man wissen, wie diese Leute denken. Aktive Jagdgegner kommen meist aus dem Lager der Vegetarier und Veganer. Unter einem Vegetarier können sich die meistens noch etwas vorstellen, aber was bitte ist ein Veganer? Der Veganer ist sozusagen ein Vegetarier, der weiter gedacht hat – allerdings auf einer falschen Grundlage. Der Grundgedanke der Vegetarier und Veganer besteht darin, nichts zu töten, wobei die Veganer konsequenter sind und jegliche „Ausbeutung“ von Tieren, nicht nur deren Tötung, ablehnen.

Nichts essen, was einen anschauen kann

Wie bereits im Zusammenhang mit den Jagdbräuchen erwähnt, ist dem Menschen offenbar eine gewisse Hemmung gegenüber dem Töten zu eigen. Das ist ganz natürlich und es ist gut so. Andernfalls würden wir uns ja aus wichtigsten Anlässen gegenseitig umbringen. Die Hemmung besteht nicht nur gegenüber anderen Menschen, sondern auch gegenüber Tieren. Auch das ist vollkommen in Ordnung. Aufgrund dieser natürlichen Tötungshemmung muss man jedoch eine Hemmschwelle überwinden, wenn es notwendig wird zu töten, z.B. wenn man essen will.

In der Regel ist ein Mensch in der Lage, seine Tötungshemmung gegenüber Tieren zu überwinden, wenn das erforderlich wird. Zumindest kann er aber damit leben, dass andere für ihn töten, wenn er essen will. Man könnte das als pharisäerhaft ansehen, aber man sollte es akzeptieren – zumindest dann, wenn der Betreffende nicht etwa diejenigen Menschen verurteilt, denen er das Töten überlässt, weil er „zu zart besaitet“ ist.

Manche Menschen schaffen es auch, Fleisch zu essen und dabei das Tierleid in der Nutztierhaltung und auf dem Schlachthof auszublenden, sind jedoch schockiert, wenn sie mitbekommen, wie ein Jäger auf ganz direkte Weise Fleisch für sich und andere beschafft. Bei diesen Menschen hat man ein Chance zu argumentieren, indem man ihnen erklärt, dass bei der Jagd erbeutetes Fleisch mit sehr viel weniger Tierleid erkaufte wurde, als das aus der Fleischtheke im Supermarkt oder beim Metzger um die Ecke.

Manche sind aber auch so verbohrt, dass sie sich diesen Argumenten verschließen. Wenn solche Leute mit „richtigen“ Jagdgegnern zusammen kämen, würden sie aber möglicherweise schnell ermühen, da diese ihnen nämlich auch das Schnitzel und die Wiener Würstchen verbieten würden. Das Problem dabei ist, dass solche Leute möglicherweise die Tierschutzpartei wählen, oder – noch wesentlich schlimmer – die Grünen. Auch bei Umfragen gehören sie zu denen, die „gegen die Jagd“ sind, was die Jagdabschaffenwoller für sich auswerten, ohne dabei zu berücksichtigen, dass diese Leute trotzdem nach ihren Maßstäben Tiermörder sind.

Es gibt nun Menschen, die versuchen aus dem Unbehagen gegenüber dem Töten von Tieren ihre Konsequenzen zu ziehen. Sie beschließen, nichts mehr zu essen, was sie ansehen kann, was nichts anderes bedeutet, als Vegetarier zu werden. Vegetarier essen im Prinzip zwar kein Fleisch, decken aber ihren Bedarf an tierischem Eiweiß aus Milchprodukten und Eiern; man bezeichnet sie daher auch als Ovo-Lacto-Vegetarier. Manche Vegetarier essen aber auch Meerfrüchte und eventuell sogar Fisch, also Tiere die nicht süß und flauschig aussehen, pardon: als nicht leidensfähig angesehen werden.

Viele der Menschen, die das Töten von Tieren ablehnen, glauben mit dem Vegetarismus ihren Teil des Tierleids vermieden zu haben. Sie denken nicht weiter nach und nerven allenfalls eventuell omnivore (alles essende) Mitmenschen mit ihrem Gerede von „Leichenfresserei“ und „Tiermord“, dass das nicht ihr Ding sei und dass die anderen das auch lassen sollten.

Im Grunde laufen erwachsene Vegetarier noch keine besondere Gefahr, an Mangelerscheinungen zu erkranken. Sie nehmen ja tierisches Eiweiß in Form von Milchprodukten und Eiern zu sich. Wo es – besonders bei weiblichen Vegetariern – Probleme geben könnte, ist bei der Eisenversorgung. Eisen kann der menschliche Körper am besten aus Fleisch aufnehmen, es ist aber auch in Hülsenfrüchten und anderen pflanzlichen Nahrungsmitteln enthalten. Fleisch in einer Mahlzeit verbessert übrigens auch die Aufnahme des Eisens aus pflanzlichen Zutaten.

Es ist durchaus als plausibel anzusehen, das sich ein Vegetarier besser ernährt, als einer der, wie das ja viele Menschen tun, zuviel Fleisch isst. Es wird ihm aber auch nichts schaden, sondern eher nutzen, wenn er sich gelegentlich auch einmal Fleisch gönnt. Wenn man nur wenig Fleisch isst, kann man ja auch bei schmalere Geldbeutel sehr wählerisch sein und nur Fleisch aus artgerechter Tierhaltung und/oder Wild vom Jäger essen. Problematisch kann die vegetarische Ernährung jedoch für Babies, Kinder und Jugendliche werden, hier muss man schon genau auf die Zusammensetzung der Nahrung achten, damit keine Mangelerscheinungen – vor allen Dingen Eisenmangel – auftreten.

Vegetarier sind auch „Tiermörder“

Vegetarier lassen es also dabei bewenden, keine Produkte zu essen, bei deren Gewinnung (leidensfähige) Tiere getötet werden. Bei genauem Hinsehen ist das aber nicht konsequent, denn damit wird das Töten von Tieren noch lange nicht aus der Welt geschafft. Eine Menge Menschen leben aber offenbar recht gut mit diesem Selbstbetrug.

Wer jedoch genauer nachdenkt, wird feststellen, dass er trotz der vegetarischen Ernährung immer noch für „Morde“ an Tieren verantwortlich ist. Sehr viele Vegetarier, die „nichts essen, was einen angucken kann“, laufen aber in den abgezogenen Häuten toter Tiere herum, weil sie lederne Schuhe oder gar Lederjacken tragen. Das ist aber noch lange nicht alles.

Auch bei den Eiern gibt es ein böses Dilemma: Isst man ein befruchtetes Ei, vertilgt man einen Vogel-Embryo, aus dem ein putziges, flauschiges Küken geworden wäre; man begeht also schon wieder und diesmal höchstpersönlich einen „Mord“. Auch ein Embryo hat ja bereits ein Lebensrecht, auch wenn die sonst so lebensbewahrenden Grünen und die ja auch nicht gerade jagdfreundlichen Roten das immer abstreiten.

Es ist übrigens auch erstaunlich, dass Jagdabschaffenswollen, also Leute, die sich gegen den sogenannten Mord an unschuldigen Tieren engagieren, zum allergrößtenteils ausgerechnet aus dem grün-alternativen Umfeld kommen, wo man gar nichts gegen den wirklichen Mord an ungeborenen Kindern, die Abtreibung nämlich, hat. Wenn man als Jäger von einer Jagdgegnerin angepöbelt wird, weil man ein unschuldiges Schweinlein erschossen hat, ist es daher gar nicht einmal so unwahrscheinlich, dass die ach so humane Dame schon ein oder mehrere ungeborene Kinder hat ins Jenseits befördern lassen, weil sie keine Lust hatte, ihre Blagen aufzuziehen. Zumindest aber wird sie mit hoher Wahrscheinlichkeit ein solches Verhalten billigen.

Zurück zum Thema: Wenn man aus dem genannten Grund nun versucht nur unbefruchtete Eier zu essen, verursacht man schon wieder Tierleid, da es keine unbefruchteten Eier aus artgerechter Haltung, nämlich von freilaufenden Hühnern gibt. Das liegt daran, das Hennen so

lüstern sind, dass sie unausstehlich werden, wenn kein Gockel da ist, der ihnen gegenüber regelmäßig seinen ehelichen Pflichten obliegt. Genau das ist nämlich der Grund, warum auch Hühnerhalter, die ihre Küken nicht selbst produzieren sondern ankaufen, immer einen Gockel dabei haben. Bei Käfighühnern dagegen spielt es offenbar keine Rolle, wenn sie vor unbefriedigter Geilheit verrückt werden, denn durch das Eingesperrtsein fangen sie ja sowieso zu spinnen an.

Nun gut, vielleicht wäre ja hier das Sterilisieren des Gockels eine Lösung? Aber auch dann könnte man den Eieresser nicht vom Vorwurf des Tiermordes freisprechen. Ich kannte zwar einmal eine gutherzige antroposophische Mutti, die ihren Hühnern, wenn sie aufhörten zu legen, bis an ihr seliges Ende das Gnadenbrot gewährte, aber das ist nicht die Regel, sondern die Ausnahme. In der Regel kommen Legehennen nach Ablauf ihrer Berufsjahre nämlich perfider Weise nicht in die wohlverdiente Pension – sondern schnöde in die Suppe.

Außerdem sieht man den Eiern, die für die Nachzucht der Hühner vorgesehen sind, nicht an, ob aus ihnen eine Henne oder ein Gockel wird. Da nun aber das Geschlechterverhältnis bei jungen Hühnchen etwa 1:1 beträgt und man viel weniger Gockel als Hennen benötigt, sind die meisten der männlichen Küken überzählig und daher dem Tode geweiht. Wenn sie Glück (oder eher Pech?) haben, dürfen sie noch eine Weile leben, wenn man sie nämlich als Brathähnchen mästet; andernfalls ist ihr Leben bereits beendet bevor es noch richtig begonnen hat.

Und was ist mit der Milch? Das ist eine fast noch grauigere Geschichte. Auch Kühe geben nicht ihr ganzes Leben lang Milch und eine altersschwache Kuh frisst wesentlich mehr als eine pensionierte Henne. Also heißt es auch hier: Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen. In die Wurst, die Hundefutterdose oder in den Ofen der Tierkörperbeseitigungsanstalt.

Damit eine Kuh ordentlich Milch gibt, muss sie jedes Jahr ein Kälbchen haben. Auch beim Rindvieh ist das Geschlechterverhältnis bei der Geburt etwa 1:1. Stierkälbchen braucht man jedoch sehr wenig, schon bei der normalen Paarung reicht ein Stier für eine ganze Menge Kühe und erst recht deswegen, weil man den Kühen heutzutage keinen normalen, rindviehischen Sex mehr gönnt, sondern sie künstlich besamt. Aus einem einzigen Ejakulat eines Stieres kann man sehr viele Samenportionen zum Befruchten machen, so dass es nur noch wenige, hochwertige Stiere gibt, die für den Kälbernachwuchs der ganzen Landwirtschaft zuständig sind.

Da eine Kuh auch noch mehr als das eine Kuhkalb bringt, welches sie später einmal ersetzen muss, gibt es auch weiblichen Überschuss. Die überzähligen Kälbchen werden geschlachtet und zu Wiener Schnitzel, Kalbsbrust, Kalbshaxen und so weiter verarbeitet. Auch daran macht sich der Ovo-Lacto-Vegetarier mitschuldig. Bei der Ziegenmilch sieht es genauso aus und bei der Wolle von den Schafen ebenfalls nicht viel anders.

Veganes Leben – die Lösung des Dilemmas?

All diese vorstehend beschriebenen Dinge wird ein Vegetarier zu hören bekommen, wenn ihn ein echter Jagdabschaffenwoller und Tierrechtler argumentativ beim Schlafittchen zu fassen bekommt. Man müsse konsequent sein, wenn man Tierleid verhindern wolle, wird der Gutmensch zu hören bekommen, der doch so gerne nicht an Tierleid schuldig wäre, es aber bei lediglich vegetarischer Lebensweise eben doch immer noch ist.

Der harte Kern der Jagdgegner besteht aus konsequenten Tierrechtlern und ein konsequenter Tierrechtler ist auch Veganer. Ein echter veganer Hardliner lehnt nicht nur alles ab, wofür Tie-

re sterben müssen, sondern auch jegliche Ausbeutung von Tieren. Das bedeutet, dass er zunächst einmal keinerlei tierische Produkte isst. Fleisch ist ja sowieso tabu, Milchprodukte und Eier aus den oben genannten Gründen ebenfalls.

Honig aufs Frühstücksbrötchen? Aber nein, ja nicht! Erstens werden die Bienen dafür ausgebeutet, zweitens kostet die Imkerei Bienenleben: Bei so ziemlich jedem Eingriff am Bienenvolk tötet der Imker in paar Bienen durch versehentliches bzw. nicht vermeidbares Zerquetschen zwischen den Einzelteilen der Beute, wie er den Bienenkasten nennt. Darüber hinaus verursacht er oft ein paar Bienen-Suizide oder, besser gesagt, Verluste durch Kamikaze-Angriffe. Wie man weiß überlebt eine Biene es ja nicht, wenn sie in menschliche Haut sticht. Schließlich tötet der Imker aber auch noch Bienenköniginnen die nicht mehr genug Brut produzieren und begeht sogar dann und wann einen Genozid an Bienenvölkern, die nicht mehr zu retten sind, indem er sie ausschwefelt.

Aber es geht ja nicht nur ums Essen: So wie Leder verboten ist, darf selbstverständlich auch keine Wolle und auch keine Seide für seine Kleidung oder seine Heimtextilien verwendet worden sein, keine Federn in seinem Bettzeug stecken und sich keine Hirschhornknöpfe an seiner Kleidung oder Griffe aus diesem Material an seinem Besteck finden. Fischbein und Schildpatt sind zwar sowieso aus der Mode gekommen, würden anderenfalls aber auch unter die genannten Materialien fallen, genauso wie Perlmutter und Süß- wie Salzwasserperlen. Wie man sieht, wird es für den Veganer nicht nur beim Essen, sondern auch bei den Materialien für Gegenstände des täglichen Bedarfs eng.

Natur ade...

Jagdgegner geben sich nun ja gerne naturverbunden. Dummerweise sind jedoch gerade natürliche und umweltfreundliche Materialien oft genug tierischer Herkunft: Von Wolle, Federn, Hirschhorn, Schildpatt und Leder wurde bereits gesprochen. Der gute alte Heißbleim, der früher beim Schreiner im Pott auf dem Werkstattofen vor sich hin blubberte, wird aus Haut- und Knochen „ermordeter“ Tiere gemacht. Die für den Vegetarier noch akzeptable Alternative Kasein-Kaltleim ist aber auch ein Tierprodukt. Auch die Naturborsten in der Haarbürste der veganen Dame: einem ausgebeuteten Tier gestohlen, welches man wahrscheinlich auch noch ermordet hat, vom echten Dachshaar-Rasierpinsel ganz zu schweigen. Auch qualitativ hochwertige sonstige Pinsel und Bürsten bestehen oft aus tierischen Haaren.

Reiten, mit dem Pferdewagen fahren, mit Pferden oder Ochsen im Wald umweltfreundlich Holz rücken sind ebenfalls zur Ausbeutung von Tieren zu rechnen; ja manche Veganer lehnen es sogar ab, einen Hund zu halten, zumal es da ja wieder Probleme mit der Ernährung gibt, noch mehr bei einer Katze. Wobei es aber auch Veganer gibt, die meinen, ihre Hunde und Katzen vegan ernähren zu können. Es wird, wie man sieht, sehr eng für den echten Jagdabschaffenwoller, Tierrechtler und Veganer, wenn es um die Dinge geht, die er tun, benutzen und essen darf.

Da nun in vielen Anwendungen tierische Produkte kaum oder gar nicht zu vermeiden sind, werfen Veganer meist bei der Auswahl der Materialien ihres täglichen Bedarfs die Naturverbundenheit und damit auch den Umweltschutz über Bord. Das beginnt schon bei den Schuhen: Leder ist hier das ideale Material – aber nicht für den Veganer. Wie sieht es mit pflanzlichen Stoffen aus? Bastsandalen bzw. Schuhe aus Leinen wären eine Möglichkeit. Aber nur für den Sommer und trockenes Wetter. Auch in Holzpantinen sieht man kaum einen Veggie einher wandern. Das ist ihnen dann wohl doch zu klobig. Also wird hier Kunststoff verwendet. Man hört von diesen Leuten oft sogar explizit, dass tierische Materialien nicht mehr notwendig sei-

en, da ja die Technik so weit fortgeschritten ist, dass es so ziemlich für jeden Zweck einen passenden Kunststoff gibt.

Das ist natürlich auch bei der Kleidung so. Hier lässt sich mit Pflanzenfasern wohl einiges mehr machen als bei den Schuhen. Leinen, Baumwolle, Hanf und dergleichen sind für ihre Zwecke prima Materialien, aber Wolle ist dadurch nicht zu ersetzen. Will man z.B. Socken haben, die mit Wollsocken einigermaßen mithalten können und zwar im Sommer und im Winter, muss man schon welche aus HighTech-Fasern verwenden. Ähnlich ist es bei der Oberbekleidung: Pullover aus Alpakawolle etwa haben Eigenschaften, die sich kaum mit modernsten Kunstfaser-Kleidungssystemen erreichen lassen. Auch Loden, ein idealer Stoff für Wind und Wetter besteht aus Wolle und ist daher für Veganer tabu.

Am ehesten lassen sich Pflanzenfasern anstatt Wolle wohl noch bei Heimtextilien einsetzen, da diese nicht durch Witterungseinflüsse strapaziert werden. Wie aber will man einen flauschigen Wollteppich oder strapazierfähigen Ziegenhaar-Velours ersetzen? Natürlich durch Nachbildungen aus Kunstfaser.

Kunststoffe werden heute überwiegend aus Erdöl hergestellt. Erdöl ist aber keine nachwachsende Ressource und sollte daher gespart werden. Wenn es auch heute Kunststoffe gibt, die man als umweltfreundlich ansieht, weil sie bei der Herstellung wenig Energie benötigen und dabei, sowie auch bei ihrem Abbau, keine giftigen Stoffe abgeben, sind diese doch nicht unbedingt für Kunstfasern geeignet. Kunstfaserkleidung, vor allem Sportkleidung ist übrigens oft mit Tributylzinn oder ähnlichen Giften behandelt um Schweißgeruch zu vermeiden. Tributylzinn ist ein starkes Gift, welches man auch bei Schiffsanstrichen verwendet, damit Pflanzen und Tieren nicht das Unterwasserschiff bewachsen können.

Aufgrund des sehr eng begrenzten Angebotes an Lebensmitteln, aus denen der Veganer auswählen kann, ohne seine Grundsätze zu verletzen, läuft er außerdem eine hohe Gefahr, sich Mangelkrankungen zuzuziehen. Um körpereigenes Eiweiß aufzubauen, braucht der Körper die verschiedenen Aminosäuren in einem ganz bestimmten Verhältnis, nämlich in dem, in welchem sie auch in seinem eigenen Eiweiß enthalten sind. Tierisches Eiweiß kommt in der Zusammensetzung menschlichem Eiweiß näher als pflanzliches und kann daher besser verwertet werden.

Es soll zwar möglich sein, durch geschickte Kombination von pflanzlichen Eiweißen den für das menschliche Eiweiß erforderlichen Cocktail aus Aminosäuren besser anzunähern als mit einem einzelnen tierischen Eiweiß, doch erfordert das einiges Wissen über die Bestandteile der einzelnen pflanzlichen Eiweiße. Dieses Wissen muss der Veganer in Kochrezepten bzw. der Zusammenstellung seiner Mahlzeiten umsetzen. Trotzdem können Mangelerscheinungen auftreten, da ja Eiweiß nicht alles ist. Deswegen müssen Veganer oft irgendwelche Vitamine zusätzlich zu sich nehmen.

Besonders wichtig ist tierisches Eiweiß für Tier- und Menschenkinder, weil sie ja ihr Gewebe nicht nur erhalten, sondern überhaupt erst aufbauen müssen und dafür ständig die richtigen Aminosäuren benötigen. Bei den Säugetieren erfolgt die Zufuhr von tierischem Eiweiß über die Milch. Vögel hingegen müssen, auch wenn sie als adulte Tiere Vegetarier sein werden, als Küken tierisches Eiweiß erhalten. Dieser Sachverhalt steckt ja auch hinter einem der Probleme, den das Rebhuhn in unserer Kulturlandschaft hat: Durch die Verarmung der Pflanzenwelt und die Insektenbekämpfung fehlt es den Küken an tierischer Nahrung in Form von Insekten und ihren Larven.

Normalerweise ist die ausgewogene Ernährung eines Säuglings durch die Muttermilch si-

chergestellt. Sie enthält menschliches und damit gut passendes Eiweiß für den Aufbau des kleinen Körpers. Leider haben aber heute viele Mütter nicht genug eigene Milch um ihr Baby ganz damit zu ernähren oder verzichten gar der Figur wegen auf das Stillen. Man darf sicher auch die Frage stellen, ob eine Frau, die sich vegan ernährt ihr Baby überhaupt ausreichend stillen kann, denn Menge und Güte der Milch hängen ja von der Ernährung ab.

Wenn nun die Muttermilch nicht ausreicht oder gar nicht vorhanden ist, greift man auf Babynahrung zurück, die normalerweise auf Kuhmilch basiert und daher tierisches Eiweiß bietet. Das ist aber wiederum nichts für Veganer. Daher versuchen manche dieser Leute sogar schon ihre Babies vegan zu ernähren. Davon aber – und auch davon, dies bei Kinder und Jugendliche zu tun – raten die weitaus meisten Ärzte dringend ab. Viele Veganer sind sich der Probleme bewusst und versuchen sie durch eine ausgeklügelte Zusammenstellung der Nahrung zu entschärfen. Da das mit der eigentlichen Nahrung aber nicht ganz gelingt, führen sie ihren Kindern z.B. Vitamin B 12 in Form von Vitaminpillen und teilweise auch Eisenpräparate zu.

Da Vitamin B 12 (fast) nur in tierischen Produkten vorkommt, sterben zumindest für die Vitaminpillen der Veganer-Kiddies also Tiere. Es wird zwar behauptet, dass Vitamin B 12 auch in Lupinensamen vorhanden ist, es ist jedoch kaum anzunehmen, dass die Pharmaindustrie es daraus gewinnt, wo doch die tierischen Quellen leichter zu nutzen sind. Allerdings zeigt die Vitaminpillen-Geschichte noch etwas anderes: Veganer behaupten gerne, dass der Mensch ein Pflanzenfresser sei. Abgesehen davon, dass schon unser Gebiss – es ist etwa so strukturiert wie das des Schweines, nur dass wir 12 Zähne weniger haben – diese Behauptung Lügen straft, weil es uns als Allesfresser ausweist, spricht auch die Sache mit dem Vitamin B 12 dagegen: Wo hätten nur von Pflanzen lebende Urmenschen die Vitaminpillen für ihre Kinder herbekommen sollen?

... und trotzdem ein Tiermörder!

Kann man denn nun leben, ohne Tiere zu töten bzw. für deren Tod verantwortlich zu sein? Veganer erheben ja diesen Anspruch. Zumindest für die atheistischen Tierrechtler aus der Jagdabschaffewoller- und Veggie-Szene gibt es ja keinerlei Rangunterschied zwischen Mensch und Tier; sie bezeichnen es als Speziesismus („Artendiskriminierung“), einen solchen zu machen. Daher ist natürlich auch unser Tierschutzgesetz speziesistisch, da es sich ausdrücklich auf Wirbeltiere beschränkt und damit die anderen Arten diskriminiert!

So sehen es die Veganer in der Tat: Schließlich essen sie ja nicht einmal Honig, da für seine Gewinnung Bienen ausgebeutet und auch getötet werden. Insekten haben für sie das gleiche Lebensrecht wie andere Tiere und der Mensch. Da aber keine Art diskriminiert werden darf, muss das Tötungs- und Ausbeutungsverbot auch für noch niederere Tiere gelten.

Das bedeutet, dass ein Veggie genaugenommen noch nicht einmal eine bakterielle Infektionskrankheit bekämpfen darf, den Bakterien sind ja auch Tiere, welche ja nicht aufgrund ihrer Art diskriminiert werden dürfen. Er darf auch nichts desinfizieren, da er damit sogar Tiere tötet, die ihm noch nicht einmal etwas getan haben, sondern dies nur eventuell könnten! Hunde, Katzen und auch Kinder zu entwurmen ist für sie ebenfalls Mord, oder sind Würmer etwa keine Tiere?

Weil ja Insekten auf jeden Fall auch ein Lebensrecht haben, darf ein Veggie natürlich keine Mücke erschlagen, sondern er muss sich klaglos stechen lassen bzw. sie allerhöchstens verschrecken. Ich persönlich führte einmal eine Diskussion mit einer Frau, die ich fragte was sie denn täte, wenn ihr Hund oder sie selbst einmal eine Zecke hätte? Die, so erfuhr ich, könne

man sehr gut entfernen ohne sie zu töten. Aber wie das denn dann mit Filzläusen und Krätzmilben sei, die man ja bekanntlich mit dem famosen Mittel Jakutin los wird, welches diese netten Tierlein aber ratzputz vergiftet, wollte ich dann wissen. Darauf wurde die gute Frau zwar äußerst ungehalten, eine befriedigende Antwort auf meine Frage erhielt ich jedoch nicht.

Natürlich wird in Wirklichkeit wohl kein Veganer, Tierrechtler und Jagdabschaffewoller sich mit Würmern, Läusen und Krätzmilben plagen, sondern etwas dagegen tun. Damit hat er aber bereits seine Unschuld verloren, er lebt nicht mehr ohne Tiere zu töten. „Nur Läuse“ oder „nur Krätzmilben“ darf er nicht sagen, denn das wäre ja eine Diskriminierung gegenüber anderen Tieren. Wie so sollte auch eine Krätzmilbe weniger Lebensrecht haben als eine Biene?

Das ist aber noch nicht alles: Was ist mit den Schnecken die mancherorts im Garten beträchtlichen Schaden anrichten? Das einzige was hier einigermaßen hilft ist das Absammeln jeder einzelnen. Was aber tut man damit? Irgendwo hinkippen, damit sie bei anderen Leuten den Garten kahlfressen? Was ist mit anderen tierischen Schädlingen? Es gibt ja Leute – und es sind nicht nur Tierrechtler darunter – die eine Maus lebend fangen und dann irgendwo mit den besten Wünschen in der Landschaft auf freien Fuß setzen. Wo aber eine Maus ist, sind in der Regel auch mehrere. Soll man jedes gefangene Exemplar einzeln aufs Land chauffieren? Und was ist mit Ratten? Was mit Wühlmäusen an den Wurzeln der Obstbäume? Und mit Kakerlaken? Was mit dem Bisam, der Uferbefestigungen und Dämme zerwühlt? Alle am Leben lassen, weil es ja nicht „nur Tiere“ sind sondern Brüder und Schwestern?

Probleme mit tierischen Schädlingen im Garten haben viele Tierrechtler selbst gar nicht, denn sie leben irgendwo in keimfreien Betonbunkern in der Stadt und haben nicht mal soviel mit der Natur zu tun, dass sie sich ein wenig Gemüse anbauen würden. Da kann man natürlich leicht reden. In der Tat werfen extreme Tierrechtler den UL-Leuten nicht nur vor, dass sie Honig gewinnen und verkaufen, sondern auch, dass sie Mäuse und Ratten mit Gift töten würden.

Und wenn man sich aber nun auf den Standpunkt stellen würde, dass man diese Tiere töten darf, weil sie einen schädigen? Nun, dann darf man aber auch Mäuse und Ratten töten, denn wenn man die leben ließe und Mücken, Würmer und Läuse tötete, würde man diese ja in speziestischer Weise diskriminieren. Um diese Diskriminierung aufgrund der Art zu vermeiden, müsste man dann aber auch die Wildschweine töten dürfen, die an die Feldfrüchte gehen, denn sonst wären wiederum die Mäuse und Ratten diskriminiert.

Das alles würde schließlich zu dem Schluss führen, dass auch das Töten von Menschen erlaubt sein muss, wenn sie uns schädigen, denn sonst wären ja die „nichtmenschlichen Tiere“ diskriminiert. Und zwar müsste sogar jedermann das Recht haben, Leute, die ihn schädigen, zu töten – oder aber es müsste auch bei den Tieren immer ein Gericht darüber entscheiden ob sie zu töten sind, weil sie Schaden anrichten. Und zwar bei jedem Tier einzeln, man kann sich denken ja wohl denken warum – ja, richtig, denn anders wären ja wieder die Tiere diskriminiert.

Aber auch an gekaufter pflanzlicher Nahrung klebt nicht wenig Tierblut: Biologische Gärtner bekämpfen Schädlinge zumindest teilweise mit ebenso letalen Methoden wie andere Gärtner auch, nur eben mit umweltfreundlichen. Was bitte ist am „Futterneid“ des Gärtners, der Schnecken zerschnippelt oder vergiftet, anders als an dem des Bauern, der Wildschweine erschießen lässt um sein Korn zu schützen und anders als dem des Jägers, der Füchse erschießt um mehr Hasen zu haben? Wie viele Wildschweine von den BGM (Böse Grüne Männer) geschossen worden sind, damit der Weizen für seine Frühstücksbrötchen reif werden konnte, danach fragt übrigens auch kein Jagdabschaffewoller.

Sogar zu ihrem eigenen Vergnügen und für ihre eigene persönlichen Bequemlichkeit nehmen Tierrechtler den Tod von „nichtmenschlichen Tieren“, wie sie es nennen, in Kauf. Nämlich beim Autofahren. Und welcher Tierrechtler fährt denn nicht Auto? Wie bitte kommen diese Leute denn zu ihren Treffen, zu Demos und zu Jagdstörungen? Doch wohl, wenn überhaupt, nur zu einem ganz geringen Teil zu Fuß oder mit dem Fahrrad, aber überwiegend mit dem Auto.

Wer Auto fährt nimmt es jedoch schon einmal in Kauf, dass er dann und wann einen Fuchs, einen Hasen, ein Reh – oder auch nur eine Maus – tot fährt. Fährt man einen Menschen an, ist das natürlich viel schlimmer, aber in vielen Fällen vermeidbar, nämlich wenn sowohl der Kraftfahrer als auch der Fußgänger die Verkehrsregeln einhalten. Bei Tieren geht das aber nicht. Von Tieren kann man nicht verlangen, dass sie sich an Verkehrsregeln halten und auch der Mensch kann den Zusammenstoß nicht immer verhindern.

Selbst wenn man nun den Unfalltod von Säugetieren und Vögeln als ungewollt und tragisch definieren würde, weil er ja so oft auch wieder nicht vorkommt: was aber ist dann mit den Insekten? Nach jeder Autofahrt im Sommer hat man einen ansehnlichen Insektenfriedhof auf der Windschutzscheibe, den Scheinwerfern und dem Kühlergrill. Dagegen kann man absolut nichts tun, außer das Autofahren bleiben zu lassen. Jedes Mal, wenn man sich in der wärmeren Jahreszeit hinter das Steuer setzt, weiß man im Vorhinein, dass man eine gewisse Anzahl Insekten töten wird – nur weil man zu faul ist zu laufen oder zu radeln.

Nach der Auffassung der Tierrechtler jedoch haben diese Insekten ein Lebensrecht, genauso wie Fuchs und Hase, genauso wie der Mensch, jede andere Aussage ist nach ihrem Dafürhalten spezieszistisch. Die Tierrechtler werfen den Jägern das Töten von „nichtmenschlichen Tieren“ zum Vergnügen vor und sich konventionell ernährenden Menschen, dass sie Leid und Tod „nichtmenschlicher Tiere“ für ihre Nahrung und Kleidung verschulden. Und sie selbst? Sie nehmen, weil sie – wie die meisten anderen Leute auch – zu bequem sind, mit dem Fahrrad zu fahren oder zu laufen, den Tod von „nichtmenschlichen Tieren“ an ihrer Windschutzscheibe billigend in Kauf. Warum bezeichnen sie dann andere als Tiermörder, wenn sie doch selbst auch welche sind?

Auch die Eisenbahn ist hier keine Lösung: Wie im Kapitel 9 im Zusammenhang mit der Bleiproblematik erwähnt, sterben viele Seeadler und natürlich auch andere Vögel bei Kollisionen mit Eisenbahnzügen. An jeder Eisenbahnfahrkarte klebt daher sozusagen Vogelblut, Blut von nichtmenschlichen Tieren also, wie es der Veganer nennt. Das gilt übrigens auch für den elektrischen Strom, denn die Hochspannungsleitungen sind ja bei den Seeadlern sogar Todesursache Nummer Eins und haben auch jede Menge andere Vögel auf dem Gewissen. Aus dem Blickwinkel des Tierrechtlers tropft also aus jeder Steckdose das Blut nichtmenschlicher Tiere!

Genaugenommen ist es praktisch unmöglich, zu leben ohne den Tod von Tieren zumindest zu verschulden. Erhebt man den Anspruch dass zu tun, belügt man sich selbst. Selbst um „einigermaßen tiermordfrei“ zu leben, müssen Veganer die tollsten Anstrengungen unternehmen, schädigen dabei die Umwelt sowie die eigenen Gesundheit und unterstützen die petrochemische Industrie. Zumindest die Benutzung des Autos macht aber auch den strengen Veganer direkt zum „Tiermörder“.

Schlussbemerkung

Zugegeben – im letzten Kapitel dieses Buches kamen schon ein paar absurde Beispiele und Gedankengänge vor. Sie waren aber notwendig, um aufzuzeigen, dass nicht wir „Leichenfresser“, wie die sich omnivor ernährende Menschen von Veganern und Tierrechtlern gerne bezeichnet werden, uns absurd verhalten, sondern diese Leute, die glauben, der Realität dieser gefallenen Welt entgegen zu können. Man kommt in der heutigen Welt nicht durch, ohne Tiere zu töten oder den Tod von Tieren zu verschulden. Das zeigt, dass diese Welt so eingerichtet ist, dass der Mensch nicht existieren kann ohne zu töten. Daher können wir also ruhig auch Fleisch essen, Leder und Pelze tragen.

Wer aber Fleisch isst, Leder und/oder Pelz trägt, kann auch genauso gut ein Gewehr in die Hand nehmen und sich ein Reh für den Sonntagsbraten schießen. Er wird dadurch nicht schuldiger, als einer, der das Fleisch und die Haut von Tieren kauft, die andere getötet haben. Er merkt dann aber, wie es sich anfühlt zu töten und wird sich – hoffentlich – klar machen, dass der Mensch zwar Tiere töten, dies aber nicht unnötig tun darf. Und wenn er tötet, soll er möglichst so töten, wie er selbst getötet werden möchte: Schnell, sauber und ohne vermeidbare Schmerzen. Das ist es auch, was wir unter Waidgerechtigkeit verstehen.

In diesem Sinne wünsche ich allen Jägern und solchen, die es werden wollen oder sein könnten ein herzliches Waidmannsheil

Aalen/Württ., kurz vor Beginn des neuen Jagdjahres, am Ende des Lenzmonds 2006

Volker Wollny

Stichwortverzeichnis

Aaskrähe.....	103
Abschuss.....	33f., 43ff., 54, 65, 68f., 71, 77, 84, 89, 102, 108, 113f., 117, 120, 156, 161, 163
Abschussplan.....	34, 44f., 89f., 166, 169
Abtreibung.....	184
a sung.....	32f., 39f., 49, 76, 79, 112ff., 119
Afrika.....	110ff., 115, 117ff., 149
Ahnungslosigkeit.....	73, 92, 124, 129
Akzeleration.....	70
Alb, Schwäbische.....	49f.
Alpenschneehuhn.....	101
Altersklassenwald.....	75f., 78
Althölzer.....	32f., 75f.
Ammoniak.....	87
Anti-Jagd-Literatur.....	19
Antibiotika.....	110
Antike.....	15
Arbeitsplätze.....	116, 118, 121
Aristoteles.....	15
Arndt, Detlef.....	11
Artengleichgewicht.....	38
Artenrettung.....	117
Auerwild.....	101
Auflage.....	16, 102, 157
Auskehrung.....	22f.
Bache.....	45, 67, 86
Baden.....	140, 155f., 164
Bakterien, stickstoffbindende.....	87
Balzflug.....	109
Bär.....	37f., 68f., 94, 109, 111, 116
Bärendienst.....	94, 109
Bauchschuss.....	151
Baumart.....	32f., 74f.
Baummarder.....	101
Bedrohungssituation.....	58
Berchtesgadener Land.....	111ff.
Beta ubung.....	133
Beutemachen.....	166, 173
Beutetier.....	40, 158f.
Bewegungsseher.....	50
Bewirtschaftung des Wildes.....	38
BGM.....	84, 155, 189
Biber.....	120
Bienen.....	186, 188
Biomasse.....	32, 67, 86, 88, 107
Birkwild.....	101f.
Bisam.....	189
Blässhuhn.....	101, 104, 106f.
Bleischrot.....	95ff.
Bleivergiftung.....	95, 97
Blutverlust.....	127
Bode, Wilhelm.....	13

Bootfahren.....	155
Böswilligkeit.....	129
Brachflächen.....	62f.
Brauchtum, jagdliches.....	21, 177, 179
Brennglas, Das (Verlag).....	11
Brennholz.....	49, 74
Brennnessel.....	32, 87
Brombeere.....	32, 87
Buche.....	13, 19, 27f., 33, 75f., 86, 92, 98, 171, 191
Büchsengeschoss.....	98
Büffel.....	111
BUND.....	11
Bundesjagdgesetz.....	23ff., 37, 43, 68, 84, 101, 105
Bundesnaturschutzgesetz.....	24
Bundeswald.....	30
Bündnisgrüne.....	11
Bussard.....	70, 139
canis vulpes.....	40
capreolus capreolus.....	94
Carnivor.....	158
Cash-Flow.....	30, 82
Cervus elaphus.....	94
Christbäume.....	29
CITES-Artenschutzkonferenz.....	121
Conservancy.....	118
Culling.....	114f.
Dachs.....	88, 101f., 104f., 145, 186
Damwild.....	101, 170
Dauerwald.....	82
Deckung.....	28, 32f., 39f., 48f., 52f., 62, 67f., 70, 79, 92, 106, 109, 119, 127, 137, 144
dieses.....	9, 12f., 16, 19, 22ff., 27, 31, 37, 40, 49, 53, 56, 59, 63f., 73, 76, 81, 83, 86, 90, 94ff., 102, 113, 115f., 125, 129, 138, 142, 145, 154ff., 167, 169, 178, 180, 191
Diesel, Carl-Emil.....	70f.
Drilling.....	135
Drückjagd.....	134
Drückjagdbüchse.....	31, 66
Durchforstung.....	29f., 78
Eiche.....	11f., 27, 33, 64f., 79, 86, 92, 106, 113f., 147f., 150f.
Eicher, Kurt.....	11f., 64f., 106, 112ff., 147ff., 158, 172, 175
Eier.....	12, 71, 183ff.
Eigenjagd.....	22
Eigenjagdbezirk.....	22
Einschaltquote.....	16
Eisenbahn.....	98, 190
Eisengehalt.....	16
Eisenmangel.....	184
Eiweiß.....	87, 92, 173, 183f., 187f.
Ejakulation.....	180
Elchwild.....	101
Elefant.....	67, 111, 114f., 117, 120
Elster.....	14, 40, 103
Emmert, Elisabeth.....	13
Energiebauern.....	62
Ente.....	42f., 59f., 96f., 134ff., 143f.

Erholungswald.....	154
Ertl, Josef.....	84f.
Ethik.....	134
Etoscha.....	112ff.
Europarecht.....	13
Fachidiom.....	124
Falken.....	101
Fallenjagd.....	138ff.
Fangbunker.....	139
Fangjagd.....	137f., 140
Fangschuss.....	128, 171
Fasan.....	38f., 42, 101, 105ff., 135, 158f.
Fassade, Potemkinsche.....	67
Faulenzen, raffiniertes.....	76
Federwild.....	98, 101, 134ff., 142
Feldfrüchte.....	27, 67, 75, 120, 189
Feldgehölz.....	39, 44, 62, 106
Feldhase.....	62, 101ff., 110, 143, 160
Feldmark.....	21, 38ff., 42f., 47, 62, 65, 77, 92, 102, 153
Fichte.....	27, 29ff., 44, 74ff., 78
Fichten-Monokultur.....	76
Fichtenmoped.....	151
Fischotter.....	101f.
Fischwaid.....	174
Fleisch.....	9, 38f., 43, 58, 110, 118, 128, 137, 158, 160, 165ff., 173ff., 179, 183f., 186, 191
Fleischproduktion.....	38
Flurbereinigung.....	39, 62
Förster.....	28, 30f., 33ff., 41, 44, 48f., 66, 74ff., 82ff., 94, 110, 119, 121, 128ff., 171, 176
Forstverwaltung.....	35
Forstwirtschaft.....	27ff., 63f., 66, 68, 73ff., 82ff., 94, 111
Forstwirtschaft, konventionelle.....	75
Frevert, Walter.....	83, 177
Frischling.....	45, 65, 67, 69, 86, 88f., 114
Frommhold, Dag.....	12, 70, 151
Fruchtwechsel.....	62, 90
Frühjahrsjagd.....	14, 109
Frühstücksbrötchen.....	186, 189
Fuchs.....	13, 38, 40f., 57, 69, 71, 86, 91, 97, 101ff., 106, 136f., 144f., 148f., 158, 160, 190
Fuchsbau.....	104
Fußball.....	174
Fütterung.....	77, 79, 88, 91, 93f., 98, 107, 110, 112
Gaertner, Rainer.....	176f., 180
Galapagos-Inseln.....	59
Gamswild.....	101
Gautschi, Andreas.....	25
Gebetsmühle.....	11, 73
Gehölz.....	33
Geiß.....	33, 44, 176
Generationswechsel.....	65
Genf.....	64ff.
Gepard.....	113
Gerss. W.....	160
Gescheide.....	127
Geschossblei.....	95

Gewerbegebiet.....	104
Gleichgewicht.....	9, 38ff., 43, 74, 106, 111f.
Gnu.....	113
Gockel.....	185
Goethe.....	16
Goethe, Johann Wolfgang von.....	16
Göring, Hermann.....	23ff., 27f., 37
Graureiher.....	101
Greenpeace.....	11, 117f.
Greife.....	98, 101
Großcarnivoren.....	38, 67f., 93, 166
Großherbivoren.....	48, 67
Großprivatwald.....	30, 34, 58
Großraubwild.....	42, 45, 69
Großtrappe.....	101
Großwild.....	114, 120
Grubenholz.....	30
Grzimek, Bernhard.....	116
Haber-Bosch-Verfahren.....	87
Hagen, Horst.....	12
Hase.....	38ff., 101ff., 116, 134f., 143, 149, 158ff., 163, 189f.
Haselwild.....	101
Hasenapotheke.....	39
Haubentaucher.....	101, 104, 106
Hebeschuss.....	136
Hege.....	21, 28, 35, 38, 49, 79, 84, 86, 90f., 93, 105, 110, 173
Hegegemeinschaften.....	90
Hermelin.....	101
Heu.....	39, 62, 159
Hitler, Adolf.....	37, 159
Hochbrut-Flugenten.....	144
Hochsitz.....	30, 53f., 58, 125f., 129, 132, 138, 141, 145ff., 150f., 165
Höckerschwan.....	101, 106ff.
Holldack, K.....	160
Holz.....	27, 29f., 32, 49, 74ff., 82f., 86, 137, 186
Holzacker.....	76
Holzkohle.....	74
Honig.....	186, 188f.
Hormon.....	110, 129, 170
Hundeausbildung.....	144f.
Hypothese.....	17, 161
Ideologie.....	17, 24f., 47, 103, 108
ideologisch.....	24, 47, 103, 108, 119
Iltis.....	101ff.
Imkerei.....	186
Importholz, billiges.....	78
Jagd, bürgerliche.....	77
Jagdbezirk.....	22, 34f., 84, 88, 169
Jagdbräuche.....	177, 183
Jagdgegnerlatein.....	131, 136, 169
Jagdgegnerszene.....	9, 53, 101
Jagdgegnertum.....	9, 12f.
Jagdgenossenschaft.....	22f.
Jagdgesetz.....	23f., 28, 37, 65, 83, 133, 136, 142

Jagdgrenze.....	43, 131, 169
Jagdhund.....	133, 136, 142ff.
Jagdkritiker.....	12, 19, 21, 27, 61, 83, 124, 133
Jagdпacht.....	22f., 65, 77, 80ff., 84, 116
Jagdpächter.....	23, 34, 45, 130, 163, 169
Jagdpassion.....	174
Jagdrecht.....	13, 21f., 68, 102, 105, 108, 118, 138, 153
Jagdregal.....	21, 27, 75, 77
Jagdtrieb.....	174f.
Jagdunfälle.....	123, 148ff.
Jagdverordnung.....	23
Job-Maschine.....	117
Käferkalamität.....	31, 76
Käfighühnchen.....	42
Kalchreuter.....	106, 112, 121
Kalchreuter, Heribert.....	112
Kammerschüsse.....	127
Kaplan, Helmut F.....	12
Katzenfell.....	161f.
Keiler.....	45, 69, 89, 111, 134
Kenia.....	117, 120
Kirrung.....	57, 88, 125f., 141, 169
Kleinprivatwald.....	34, 79
Klima.....	33, 86
Kohlendioxid.....	86f.
Kohlenstoffdioxidsenke.....	83
Kohlenstoffsenke.....	86
Kolkrabe.....	101
Körperschaftswald.....	30
krank.....	74, 91, 112, 123, 130ff., 136f., 161, 165f., 184
Krätzmilbe.....	189
Kronberg, Ulrich.....	96
Kronenhirsch.....	35
Krüger-Nationalpark.....	114
Küchenhase.....	135
Kulturdenkmäler.....	63
Kulturlandschaft.....	9, 37ff., 42f., 47, 50, 62, 66ff., 70, 90, 106, 115, 120, 138, 173, 187
Kunstdünger.....	61f., 87
Landeswald.....	30
Landwirtschaft.....	13, 35, 38f., 41, 46, 53, 61f., 64ff., 74f., 78, 82ff., 102, 106, 108, 110, 115, 118, 150, 173, 185
Landwirtschaftshirsche.....	53
Lapointe, Eugene.....	121
Laufschüsse.....	125f., 130
Lautenschläger, Ina.....	159
Lebensbedingungen.....	51
Lebenshirsch.....	35
Leibundgut, Hans.....	76
Leopard.....	111
Löns, Hermann.....	3, 176
Lothar.....	33, 48
Löwe.....	63, 111, 113, 117ff.
Luchs.....	38, 43, 68f., 73, 101, 116, 120
Lust-Töter.....	11, 180

Lustbefriedigung.....	21
Lustjagd.....	23
Lustmörder.....	9, 90, 111, 174, 180
Mageninhalt.....	40f., 158f.
Mainstream.....	16
Mais.....	67, 88, 105
Maisacker.....	66f., 90
Maisacker.....	67
Maisanbau.....	86f.
Mangelerkrankung.....	187
Mangelterscheinungen.....	184, 187
Männer, Böse, Grüne.....	84, 155, 189
Maqi.....	11
Maral.....	48, 52, 110
Marder.....	38, 42
Massensterben.....	115
Massenvermehrung.....	115
Mast.....	86
Mastjahr.....	86, 92
Mäuse.....	14, 40f., 70, 86, 103, 158f., 189
Mäusebussard.....	14, 40, 103
Mauswiesel.....	101
mechanisierbar.....	87
Milchwirtschaft.....	173
Milzbrandproblem.....	115
Mittelalter.....	15, 61, 74f., 106f.
Monokultur.....	31, 76, 78
Möwen.....	101
Muffelwild.....	101
Munitionsart.....	134
Murmeltier.....	101
NABU.....	11, 13, 108
nachhaltig.....	27, 71, 73, 108f., 114, 118, 121
Nachhaltig.....	74f.
Nachsuche.....	126ff., 136, 142
Nachsuchenführer.....	128, 130ff.
Nachsuchenstation.....	132
Nachtsichtgerät.....	146
Nachtsichtzielgerät.....	146
Nahrung, pflanzliche.....	41, 189
Nahrungsmittelproduktion.....	123
Nahrungsspektrum.....	160
Nashorn.....	111
Nationalpark Berchtesgadener Land.....	111f.
Naturdenkmäler.....	63
Naturnutzer.....	47, 171
Naturschutz.....	14f., 24f., 47, 103ff., 117, 154
Naturschützer.....	3, 24, 68, 92, 103, 140, 155
Naturschutzgesetz.....	24, 102, 133, 155
Naturverjüngung.....	29, 32f., 49, 78f.
Nazi.....	21, 23ff., 27, 37, 177
Nekrophilie.....	176f.
Nichtbleischrot.....	96
Niederjagd.....	38, 43f., 70, 82

Niederwild.....	37ff., 62, 104ff., 137, 141, 143, 156f., 159
Nistgelegenheit.....	76
Nutzvieh.....	128, 179
Nutzwild.....	38f.
Obrigkeitsstaat.....	78
Obstbäume.....	168, 189
ÖJV.....	12f., 27, 30, 83, 93, 96f.
öko-alternativ.....	11
Ordnungsgeld.....	138, 163
Ordnungswidrigkeit.....	138
Ortega y Gasset, Jose.....	6, 173
Ostalb.....	6, 29, 75, 85
Ovo-Lacto-Vegetarier.....	183, 185
Pachtschilling.....	22f., 81
Panik.....	52, 55, 60, 140
Papierholz.....	30
Paradies.....	33, 61, 64, 112
Passion.....	173
Pelz.....	42, 106, 141, 162, 191
pervers.....	132, 161, 177, 179f.
Pferdeschlitzer.....	180
Pflanzenschutzmittel.....	61
pharisäerhaft.....	183
Pilzjäger.....	175
Pioniergehölz.....	33
Platzhirsch.....	71
Polarfuchs.....	40
Polemik.....	25, 111, 130ff., 136, 142
Polizeigewalt.....	171
Prädator.....	37, 40f., 43, 86, 93, 102f., 106, 113, 115, 119, 137, 157, 159
Prädatorendruck.....	86, 102f., 115, 157
Prädatorenkontrolle.....	40f., 106, 137
Privatwald.....	28, 30, 34
Psycho-pathologie.....	180
Psychoterror.....	135
Puszta.....	53
Rabenkrähe.....	14, 40, 88
Rackelwild.....	101, 105
Ranz.....	70
Ranzzeit.....	70
Ratte.....	56, 88, 118, 158, 189
Raubwild.....	13, 40ff., 86, 96f., 105, 137, 140f., 144, 160
Raubzeug.....	144
Raufutterfresser.....	49
Rauschzeit-Chaos.....	69f.
Reaktorkatastrophe.....	167
Rebhuhn.....	39f., 42f., 62, 101, 110, 160, 187
Rebhühner.....	38, 40ff., 116
Reh.....	13, 22, 27ff., 43ff., 47ff., 60, 62ff., 73, 76f., 79ff., 83, 89f., 92ff., 97, 101f., 105, 110, 114ff., 119, 121, 131, 143, 156, 163, 167ff., 190f.
Rehbock.....	56
Rehwild.....	27f., 30ff., 43f., 48ff., 53, 58, 60, 64f., 67, 73, 76f., 79, 81, 89, 92ff., 97, 101, 110, 119, 121, 167
Reichholf, Josef.....	92

Reichsjagdgesetz.....	23f., 27, 37, 43, 177
Reichsjägermeister.....	24f., 28
Reichsnaturschutzgesetz.....	24
Reineke.....	104, 158
Renaissance.....	15
Reviergestaltung.....	173
rikoschettieren.....	135
Rind.....	49, 63, 77, 168, 185
Ringeltaube.....	13f., 108
Rohstoffe, nachwachsende.....	62
Römer.....	75
Rote Liste.....	102
Rote-Liste-Art.....	103
Rotenhan, Sebastian Freiherr von.....	73f., 78ff., 82f., 94
Rotfäule.....	31, 76
Rothirsch.....	48, 59
Rotwild.....	35, 43, 48, 50, 52ff., 64f., 71, 73f., 77, 81, 88f., 94, 101, 110ff.
Rotwildgebiet.....	35, 64, 74, 80
Rotwildkerngebiet.....	94
Rübenanbau.....	87
Sadist.....	132
Säger.....	101
Salamitaktik.....	13, 47
Sasse.....	135
Sauerstoff.....	83, 87, 107
Sauerstoffproduzent.....	83
Schaf.....	21, 23f., 48ff., 61f., 75, 147, 151, 185
Schalenwild.....	43, 48, 52, 78, 80, 83f., 88, 111, 128, 142
Scheinwerferzählung.....	103
Scherping, Ulrich.....	23f., 83
Schicklgruber, Adolf.....	37
Schlageisen.....	137
Schliefanlage.....	145
Schlüpfer der Waldrandzone.....	32
Schmalreh.....	56, 79
Schmerzen, unvermeidbare (TSchG).....	133
Sneehase.....	40, 101
Schnellfahren.....	174
Schnepfe.....	14, 102, 108f.
Schnittholz.....	29
Schock.....	127
Schrotschuss.....	134
Schuss in den Ofen.....	71
Schuss, rauer.....	43
Schusswaffe.....	51ff., 65, 92, 118, 128, 151, 171f., 180
Schwammspinner.....	93ff.
Schwänenhalsfalle.....	139
Schwarzwild.....	13, 44ff., 56f., 65, 67, 69ff., 79ff., 83ff., 101, 131f., 167f.
Schwarzwildringe.....	90
Schweinepest.....	45, 67, 70, 83, 91f.
Schweiß.....	57, 76, 123, 130
Schweißgeruch.....	187
Seeadler.....	97f., 190
Seehund.....	101, 104f.

Sex and Crime.....	180
Sexappeal des Jägers.....	176
Sikawild.....	101, 110
Silage.....	39, 62
Spittler, H.....	159
Sportfischerei.....	11
Springbock.....	111, 113
Staatsforst.....	28, 30, 34, 114, 168
Staatswald.....	30, 35, 78f.
Stammholz.....	29f., 78
Stangen.....	30
Steinböcke.....	59
Steinmarder.....	101
Steinwild.....	59, 101
Steinzeitjäger.....	175
Steppe.....	42, 48, 50, 62
Steppenbewohner.....	48, 62
Sterblichkeit.....	88
Stickoxide.....	87
Stickstoff.....	32, 87
Stickstoffeintrag.....	86
Stockente.....	42, 60, 97, 144
Stößer, Achim.....	11
Strukturen in der Landschaft.....	39
Südwestafrika.....	112, 117f., 120
sus scrofa.....	46
Sus scrofa.....	85
Tansania.....	117
Tierbefreier.....	162f., 170
Tierfell.....	173
Tierleid.....	144, 179, 183ff.
Tierrechtler.....	9, 11f., 109, 162, 170, 185f., 188ff.
Tierrechtsverletzung.....	11
Tierschutz.....	132
Tierschutzgesetz.....	105, 133, 136, 188
Tierschutzpartei.....	183
TIERVERSUCHSGEGNER BRD e.V.....	176
Tod.....	9, 51ff., 59, 63, 97f., 127f., 131, 138ff., 143, 148ff., 164, 176, 178, 185, 188, 190f.
Todestürme.....	53
Torra.....	118
Totschlagargument.....	15, 17
Totsuche.....	127
Tourismus, weicher.....	120
Trefferfläche.....	125, 135
Tributylzinn.....	187
triebhaft.....	173f.
Trophäenträger.....	44, 114
Tschernobyl.....	167
TSchG.....	144
Überläufer.....	45, 69, 86, 88f.
Überlebenskampf.....	9
Übernutzung.....	75, 115
Umtriebszeit.....	27, 29
Umweltschäden.....	75

Universelles Leben.....	11
Use it or loose it.....	116
Veganer.....	9, 109, 183, 185ff.
Vegetarier.....	7, 183ff.
Vegetarismus.....	184
Vegetation.....	38, 78f., 93, 107, 113, 175
Verbiss.....	82
Verbiss.....	27f., 31f., 34f., 48ff., 73, 77, 92, 107, 112
Verbissbelastung.....	31, 34, 49, 73
Verbissproblematik.....	49, 83, 94
Verbisschutz.....	31, 34, 77, 82, 169
Verteilen der Beute.....	174
Vertreter des Waldbesitzes.....	81
Viehzucht.....	173
Vogelschutzverordnung.....	13
Vollschonung.....	14, 106
Wachtel.....	101
waidgerecht.....	133
Waidgerechtigkeit.....	132ff., 138, 142, 146, 191
Waidmannsheil.....	85, 163, 180, 191
Waidmannssprache.....	124
waidwund.....	123
Waidwundschüsse.....	127
Waldbau.....	31f., 49, 73ff., 94f., 121
Waldbesitzer.....	28, 30, 34, 76f., 80ff., 154
Waldfresser, Kleiner, Roter.....	13, 27f., 94
Waldschnepfe.....	101
Waldschutzgebiete.....	155
Waldumbau.....	78, 81, 83
Wapiti.....	48, 52, 110f.
Washingtoner Artenschutzabkommen.....	116
Weicheisenschrot.....	99
Weltanschauung.....	11, 178
Wiebke.....	32ff., 48, 78f., 81
Wiebke-Fläche.....	33, 79
Wiener Würstchen.....	132, 183
Wildbret.....	45, 106, 110, 128, 130, 132, 136f., 165ff., 170, 172
Wildbrethygiene.....	165
Wilddichte.....	34, 92
Wildenten.....	59, 101
Wildfolgevereinbarung.....	132
Wildgänse.....	101
Wildkaninchen.....	101
Wildkatze.....	101f., 160
Wildschäden.....	21, 23, 27, 61, 63ff., 73, 81, 84, 89
Wildschadenverhütung.....	67
Wildschwein.....	17, 43, 46, 57, 65, 84ff., 93, 116, 139, 165, 189
Wildschweinpopulation.....	85
Wildtauben.....	101
Wildtier-Management.....	90, 111
Wildtruthahn.....	101
Windwurf.....	31f., 76
Windwurffläche.....	32
Winter, milde (80er, 90er Jahre).....	70, 86

Winterbalg.....	41
Wisent.....	101
wissenschaftlich erwiesen.....	15, 17
Wissenschaftsbetrieb.....	15
wissenschaftsgläubig.....	17
Wolf.....	17, 37f., 43, 68f., 73, 178
Wölfe.....	50, 57, 63, 68ff., 116, 120
World Wildlife Found.....	114
Würmer.....	86, 188f.
Württemberg.....	43, 75, 78, 81, 114, 154ff., 164
WWF.....	114
Zivilisationsmensch.....	51
Zuwachsträger.....	89, 109, 114
Überdüngung des Waldbodens.....	86f.